

Franz Häfele
Beiträge zur Geschichte Vorarlbergs



Franz Häfele

Beiträge
zur Geschichte Vorarlbergs

2004

Herausgegeben vom Kulturkreis Hohenems

Schriftenreihe des Kulturkreises Hohenems
Band 11



Bisher sind erschienen:

- Band 1: Rudolf Huchler »Gedichte« (1978)
Band 2: »Emser Sagen« bearbeitet von Josef Giesinger (1980)
Band 3: Richard Benzer »Barbara Wötzlin« (1981)
Band 4: Eginio Hagel »Der Gefangene auf Burg Hohenems« (1983)
Band 5: Josef Giesinger »Vo deam und diesem« (1985)
Band 6: Norbert Peter »Hohenems – Alte Bilder einer jungen Stadt (1988)
Band 7: Alfred Willam »Wias halt ischt« (1993)
Band 8: Tschallener & Glatthaar »Hohenemser Hausblicke – Leben in
alten Mauern« (1995)
Band 9: Giesinger/Peter/Bösch »Hohenemser Naturschönheiten« (1997)
Band 10: Rudolf von Ems »Der gute Gerhard« (1999)

Gedruckt mit Unterstützung
des Landes Vorarlberg, der Stadt Hohenems, der Stadt Dornbirn und
des Vorarlberger Landesmuseumsvereins

ISBN 3-902249-49-8

© 2004

Schriftleitung: Dr. Norbert Peter

Gestaltung: Dietmar Waibel

Druck: Hämmerle Druck Quintessence, Hohenems

Bindung: Konzett Buchbinderei, Bludenz

Printed in Austria.

Inhalt

Vorbemerkungen des Herausgebers	11
Vorwort von Dr. Alois Niederstätter	15
Franz Häfele 1889–1947, von Artur Schwarz	19

DIE HEIMAT VORARLBERG

Die älteste Beschreibung unserer Heimat	27
Kaiser Karl der Dicke in unserer Gegend	28
Alte Welfenburgen im Lande	33
Wie unsere Vorfahren wohnten	38
Das alte Vorarlberger Haus	47
Die Beziehung Vorarlbergs zur Schweiz	56

HOHENEMS

Hohenems in vergangenen Zeiten	69
Die Geschichte von Hohenems	75
Die Ritter und Grafen von Hohenems und Herren von Lustenau	79
Ein Herbsttag auf der Hohen Ems	83
Sagen und Anekdoten von Alt- und Neuems	85
Aus dem Sagenschatz von Hohenems	91
Der Konradsbrunnen auf Schloß Ems	94
Allerlei von Hohenems	95
Emser Helden in alter Zeit	101
Ein Zwischenfall aus dem Lagerleben der hohenemsischen Landsknechte in Brabant	103
Ein »Hübsch Lied« von dem Zug in Barbaria, so wider die wissen Moren geschehen im Jahr 1564	108
Ein mißglückter Herrschaftsplan des Grafen Jakob Hannibal I. von Hohenems	112
Hohenems und das Nibelungenlied	123
Der Mitentdecker des Nibelungenliedes	127
Nibelungenland	130
Nibelungenland	136
Der Sänger von Schnifis in Hohenems	140
Die Pfarrkirche von Hohenems	147

Der alte Hohenemser Altar im Landesmuseum	151
St. Anton, Friedhofskirche und Friedhof von Ems	153
DORNBIRN	
Über den Namen Dornbirn	162
Wie Dornbirn zu seinen Schutzheiligen kam	166
Dornbirner Personennamen in früheren Zeiten	172
Dornbirner Familiennamen, ihre ältesten und bedeutendsten Träger	176
Dornbirn, die Gartenstadt	198
Leibeigene Dornbirner Familien um die Mitte des 16. Jahrhunderts	208
Die josephinischen Unruhen in Dornbirn	209
Ein Jagdstreit im alten Dornbirn	214
Aus Vergangenheit und Gegenwart eines Gebirgsdörfleins	218
BREGENZ	
Werden und Wachsen der Stadt Bregenz im Mittelalter	221
Die Belagerung von Bregenz im Jahre 1408	234
Die Eroberung von Bregenz im Jahre 1647	237
Aus Kronhaldens Vergangenheit	242
Aus dem Geistesleben von Bregenz	247
LOCHAU	
Ritterburgen und Edelgeschlechter der Vorklaus	249
Die Edlen von Raitnau zu Lochen und Hofen – Ihre Beziehungen zum Hause Hohenems	258
Das Gnadenbild von Gwiggen	261
BREGENZERWALD	
Über die Literatur des Bregenzerwaldes	265
Die Bregenzerwälder und der Deutsche Bauernkrieg	269
GÖTZIS	
Aus der älteren Geschichte von Götzis	271
RANKWEIL	
Rankweil und seine tausendjährige Gaumalstätte	278
Aus den ältesten Tagen des Gaugerichtes	285
FELDKIRCH	
Aus Feldkirchs großen Tagen	291

FRASTANZ	
Der 20. April 1499	296
BLUDENZ	
Der Schmid von Leubas	304
ARLBERG – LECHTAL	
Die Straße über den Arlberg	313
Die am Lech wohnen	315
WALSER	
Das Tal der Frutz wird von den Walsern aufgesucht	319
Kamen die Walser gleich aus der Urheimat in unser Land?	323
MONTFORTER GRAFENGESCHLECHT	
Aus der Geschichte der Grafen von Montfort	327
Das Grabmal des Grafen Hugo von Bregenz zu Höchstädt	341
BODENSEE	
Die Pfahlbauten am Bodensee	345
Landschaftsbilder am Bodensee	350
Allerlei vom Bodensee	352
ST. GALLEN	
Die Ungarn in St. Gallen	356
Wie das Kloster St. Gallen in Vorarlberg Besitzungen erwarb	361
St. Gallens alte und enge Beziehungen zu unserem Lande	366
LIECHTENSTEIN	
Aus Liechtensteins ferner Vergangenheit	379
Burgen und Adel von Liechtenstein	384
Die Luzisteig und die Luziuslegende	392
TIERWELT – NATUR	
Verschollene Gestalten der heimischen Tierwelt	394
Heimische Bienenpflege in vergangenen Zeiten	400
Der Wolf in unserer Heimat	405
Eine verschollene Tiergestalt unserer Heimat	407
Aus der Geschichte des Obstbaues	409
Von unserem Obstbau in Vergangenheit und Gegenwart	415

LEBENSBIlder	
Der Dichter Rudolf von Ems	421
Der gelehrte Geograph Hieronymus Münzer aus Feldkirch	426
Der Feldoberst Jakob von Ems	431
Der Landsknechtoberst Marx Sittich von Ems	436
Marx Sittich von Ems, der Sieger von Pavei	441
Abt Kilian von St. Gallen	444
Papst Pius IV. und seine Nepoten	449
Zur Frage der Herkunft des Astronomen Georg Joachim de Porris	462
Stammt der Astronom Georg Joachim de Porris aus Bürs	475
Kardinal Markus Sittikus von Hohenems	478
Karl Borromeus und die Hohenems	487
Der heilige Karl Borromäus und die Familie Hohenems	497
Ein Streiter gegen französische Sprache und Sitte im alten Vorarlberg	505
Ein musikalisches Talent aus dem alten Vorarlberg	512
Casanova zu seinem 200. Geburtstag am 2. April 1925	519
Der Lustenauer Pfarrer Franz Josef Rosenlächer	522
Vom Werdegang eines heimischen Künstlers	527
Zum 50. Todestag des Kunstmalers Gebhard Flatz	534
Der Kunstmaler Johann Dorner	542
Hanno Rhomberg – Ein vergessener Vorarlberger Maler	545
Ein Vorarlberger als Schriftsteller in Amerika	552
Franz Michel Felder als Volksmann – Feuilleton	562
Franz Michel Felder in Rudolf Hildebrands Briefen	565
Hermann Sander	571
Schulrat Josef Zösmair zu seinem 80. Geburtstag	573
Josef Zösmair †	579
Studienrat Gebhard Fischer 80 Jahre alt	585
Josef Grabherr als Historiker	587
BUCHBESPRECHUNGEN	
Eine neue Frucht heimatkundlicher Forschung	590
Peter Kaiser und sein Werk	594
Do Pfellarpfifar – Armin Diem	597
Neue Beiträge zur Verfassungsgeschichte Vorarlbergs	598
Dr. Ludwig Weltis Dissertation über die Entwicklung des emsischen Fürstentums	603
Studien zur Verfassungsgeschichte der Klosterherrschaft St. Gallen	604

Die alte und die neue Heimat der Walser	605
Die Burgen und Edelsitze Vorarlbergs und Liechtensteins	615
Das Vorarlberger Schrifttum und der Anteil des Landes am deutschen Geistesleben	617
Kirchengeschichtliche Fragmente aus dem Walgau	621
Geschichte des Allgäus	623
Ettenheimmünster. Seine Baugeschichte	626

VERMISCHTES

Geschichte des Vorarlberger Landesmuseumsvereins	629
Die Historische Kommission für Vorarlberg und Liechtenstein	634
Die Kuhmäuler	637
Begegnung eines Vorarlbergers mit Richard Wagner	638
Zum Geleite: Ein Beitrag zur Geschichte des späteren Mittelalters von Walther Obrist, 1936	641
Aus der Landsknechtzeit	643

ANHANG

Germanisch-deutsche Monatsnamen aus den 1920er und 1930er Jahren	653
Bibliographie der in Zeitungen, Zeitschriften, Festschriften und Büchern veröffentlichten Beiträge	655
Verzeichnis der Erstveröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften	673
Verzeichnis der Abbildungen	685
Personenregister	689
Ortsregister	719
Kurzbiographie von Dr. Franz Häfele	741

Vorbemerkungen des Herausgebers

Schon wenige Jahre nach seiner Gründung hat es der Kulturkreis Hohenems als eine wichtige Aufgabe betrachtet, hohenemsbezogene Themen erstmals oder in einem Neudruck zu veröffentlichen. Dies geschieht seit 1978 in der »Schriftenreihe des Kulturkreises Hohenems« und seit 2000 in der Reihe »emser almanach«.

Mit dem hier vorliegenden Band sprengen wir die uns bisher selbst auferlegte Beschränkung auf den Raum Hohenems. Mit dieser Ausgabe soll der neben Dr. Ludwig Welti bedeutendste und fruchtbarste Historiker zur Hohenemser Geschichte, der darüber hinaus aber noch viele Beiträge zur Geschichte Vorarlbergs veröffentlicht hat, auch in seiner Heimatstadt erstmals entsprechend gewürdigt werden: Durch den frühen Tod war es Dr. Franz Häfele nämlich nicht gegönnt, seine erstaunlich vielseitigen und umfangreichen landeskundlichen Forschungen in einem Buch gesammelt zu veröffentlichen.

Die erste entscheidende Anregung, dieses Manko nachzuholen, kam von meinem Vater Alois Peter, der, selbst viele Jahrzehnte Leiter der Volksbücherei Hohenems, die Arbeit Dr. Häfeles als Forscher und Verantwortlicher für die Arbeiterkammer-Büchereien in den Städten Feldkirch, Dornbirn und Bregenz ganz besonders schätzt. Als der Kulturkreis die Familie Häfele für das Vorhaben gewinnen konnte, war der Weg frei für dieses aufwändige Projekt. Nach einer Vorbereitungszeit von mehreren Jahren, die angefüllt war mit dem Sammeln der Beiträge (die fast vollständige Bibliografie, zusammengestellt von Amalie Bertsch, war eine große Hilfe, zusätzliche Aufsätze und Hintergrundinformationen konnte Dr. Arnulf Häfele eruieren) und ihrem EDV-gerechten Speichern für die Druckerei durch Rösle Häfele kann nun das in Zeitungen, Zeitschriften, Festschriften und Büchern publizierte wissenschaftliche Werk der Öffentlichkeit in einem Band vorgestellt werden.

Bei der Gestaltung des Textes ließen wir uns von bestimmten, uns wichtig scheinenden Prinzipien leiten, die kurz angeführt seien:

- Dr. Franz Häfele schrieb in sehr gefälligem, volkstümlichem, oft bildhaftem und trotzdem wissenschaftlich präzisiertem und kritischem Stil. Diese Schreibweise fesselt auch heute noch und macht die Texte lesens- und liebenswert.

- Um den Lesern bewusst zu machen, dass es sich zumeist um Veröffentlichungen aus den zwanziger und dreißiger Jahren handelt, wird bei der Wiedergabe der Texte auf das Jahr des Erstdrucks zusätzlich jeweils am Rand hingewiesen.
- In der Zwischenkriegszeit gab es Bestrebungen, für unsere meist aus dem Lateinischen stammenden Monatsnamen lieber germanisch-deutsche zu verwenden. Eine Zusammenfassung und Übersetzung der Namen finden Sie im Anhang auf Seite 653.
- Um den Originalcharakter möglichst zu wahren, haben wir uns entschlossen, alle historischen Beiträge in der früheren Rechtschreibung und Satzgestaltung zu belassen. Druckfehler, soweit als solche erkennbar, wurden jedoch ausgebessert. In Einzelfällen haben wir aber auch zweierlei, dem Original folgende Schreibweisen beibehalten, z. B. Borromäus bzw. Borromeus, Markus Sittikus bzw. Marx Sittich.
- Bei Flurnamen ist heute gelegentlich eine andere Schreibweise gebräuchlich.
- Das eine oder andere Thema kommt mehrfach vor. Dies erklärt sich daraus, dass die Beiträge in verschiedenen Zeitungen bzw. Zeitschriften veröffentlicht und dadurch jeweils andere Leser angesprochen wurden. Nur in ganz seltenen Fällen überschneiden sich zwei Texte, sodass einer ausgeschieden werden konnte. Öfter kommt es vor, dass Beiträge zum gleichen Thema Details beinhalten, die beim nächsten nicht aufscheinen. Deren Wiedergabe schien uns deshalb ebenso wichtig, um die Vollständigkeit der Veröffentlichungen zu berücksichtigen.
- Über hundert Aufsätze, die zu verschiedenen Zeiten und Anlässen erschienen sind, mussten nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet werden. Wir haben sie deshalb in Kapitel unterteilt und diese in sich nochmals thematisch zusammengefasst. Wer sich für die chronologische Veröffentlichung der Beiträge interessiert, findet diese in der Bibliografie im Anhang auf Seite 655.
- Dr. Häfele hat manche ergänzende Hinweise in Fußnoten festgehalten. Gelegentlich schienen uns weitere Erklärungen nötig, die jeweils mit »Anm. d. Hrsg.« gekennzeichnet sind.
- Wir haben die in den Originalbeiträgen wiedergegebenen Fotos übernommen. Da es sich um Fotos handelt, die etwa 70 oder mehr Jahre alt sind, entspricht die Bildqualität nicht immer heutigen Ansprüchen. Wir bitten dies zu berücksichtigen. Der Grafiker und die Druckerei haben sich bemüht, die beste Qualität aus den Vorlagen herauszuholen. In diesem Zusammenhang danken wir dem Direktor-Stellvertreter der Vorarlberger Landesbibliothek, Herrn Mag. Norbert Schnetzer und Herrn Gerhard Kresser, die uns die fehlenden Zeitschriften zur Herstellung

- der Fotos überlassen haben. Ein Verzeichnis der Fotografen – soweit sie namentlich überliefert sind – steht im Anhang auf den Seiten 685–688.
- Mehrere der frühesten publizierten Beiträge fanden Platz in der einzigen von Dr. Franz Häfele herausgegebenen Buchveröffentlichung »Bilder und Aufsätze aus der Geschichte Vorarlbergs und seiner Umgebung«. Da sie dort einer breiteren Leserschaft zugänglich waren, sind diese und auch die anderen darin aufgenommenen Miszellen hier nicht berücksichtigt. Uns ist bewusst, dass diese Publikation längst vergriffen ist und eine Neuauflage verdienen würde.

Dr. Franz Häfele war, dies wird uns mit diesem umfangreichen Sammelband in Erinnerung gerufen, ein sehr vielseitiger Heimatforscher, der sich nicht nur mit Themen zur Geschichte Vorarlbergs und der Bodenseeregion beschäftigt hat, sondern neben Familienforschung, Umwelt- und Naturthemen besonders viele in fesselndem Stil verfasste Lebensbilder hinterlassen hat. Wie viele Beiträge noch der Veröffentlichung harhten, wissen wir nicht. Sie wurden, neben unzähligen persönlichen Erinnerungsstücken, die sich im Haus befanden, 1945 leider ein Raub der Flammen.

Die älteren seiner Kinder erinnern sich:

»Unser Vater wollte nach dem Krieg ein Buch über Hohenems, eine Geschichte Vorarlbergs und ein Sagenbüchlein herausgeben. Er pflegte regen Kontakt mit Historikern und alten Leuten auch aus der Nachbarschaft (Schweiz, Schwabenland, Tirol, Salzburg usw.). Besonders oft besuchte er alte Emser und unterhielt sich mit ihnen über frühere Zeiten. Sein Spruch, an den er sich klammerte, war immer: »Wenn da Kriag vrbei ischt, goht 's Leaba a!« Wie unsere Mama erzählte, hatte er ganze Schachteln voll von Manuskripten und Artikeln, an die er niemanden heranließ. Diese Schachteln befanden sich auf dem Dachboden in unserem Haus und wir nannten diesen Raum das »goldene Schloss«, weil es so geheimnisvoll war und wir nur an seiner Hand einen winzigen Blick hineinwerfen durften.«

An anderer Stelle erinnern sie sich:

»Er wird auch immer wieder als stiller, beinahe menschen scheuer Mann beschrieben, doch er pflegte viele Kontakte, aber mit Menschen, mit denen er sich austauschen konnte. So sind in unserem Hause viele Freunde und Freundinnen aus- und eingegangen, von Grete Gulbransson bis Anna Hensler und Hedwig Hensler, Adalbert Welte, Ludwig Welti, Armin Diem, Otto Briem, Rudolf Kopf, Anton Schuler, Karl Felder, Gottfried Klien, Meinrad Schuler und viele andere, auch Geistliche wie Konrad Renn, Andreas Ulmer oder Gebhard Wendelin Gunz (>Zimbapfarrer<). Einer seiner besten Freunde war Hans Elkan, der im Konzentrationslager umgekommen ist.«

Für uns Verantwortliche im Kulturkreis Hohenems ist es ein Anliegen, die Verdienste des Heimatforschers Dr. Franz Häfele für unser Land neu in den Vordergrund zu rücken. Er genoss Ansehen und Respekt über die Fachkreise hinaus und so sollen zum Schluss die wohl auch auf ihn zutreffenden Worte zitiert werden, die er 1928 anlässlich des Todes von Professor Josef Zösmair in einem ausführlichen Nachruf verfasst hat:

»Mag auch von Zösmairs Forschungsergebnissen im Laufe der Zeit von so vortrefflichen Kräften, die heute und künftig an der Erforschung des Landes tätig sind, dies oder jenes sich nicht mehr als stichhältig erweisen, so bleibt doch immer noch so viel Dauerndes übrig, daß sein Name von allen Vorarlbergern, die ihr Heimatland lieben, stets hoch- und wertgeschätzt wird.«

Norbert Peter

Vorwort

Am 19. April 1947 starb der Historiker Dr. Franz Häfele 58-jährig in seiner Heimatgemeinde Hohenems nach einem Leben voller Sorgen und Entbehrungen. Nachrufe in allen Zeitungen bekundeten echte Anteilnahme und würdigten den Verstorbenen als bedeutenden Landeskundler, als angenehmen, bescheidenen, stillen Menschen. Noch im Jahr seines Todes benannte die Stadt Dornbirn eine Straße nach Franz Häfele, einige Zeit später ehrte ihn seine Heimatgemeinde auf dieselbe Weise. Auf der einen Seite steht somit höchste Wertschätzung für einen bestens qualifizierten Wissenschaftler und Publizisten, für einen allseits geachteten und über die Fachkreise hinaus bekannten Mann, auf der anderen die Tatsache, dass er nie wirklich einschlägig hatte Fuß fassen können.

Er hinterließ seine Frau Dora mit acht Kindern, schwanger mit dem Neunten. In den Kampfhandlungen der letzten Kriegstage hatte die Familie ihr Haus in Hohenems verloren, es war bis auf die Grundmauern abgebrannt, Frau und Kinder hatten sich in akuter Lebensgefahr befunden. Alle Manuskripte und Aufzeichnungen Dr. Häfeles waren verloren, ebenso eine ererbte Münzsammlung. Seine Familie stand vor dem Nichts. Kurz vor seinem Tod hatte ihm zudem der Verlust seiner Arbeitsstelle gedroht.

Dr. Häfele stammt aus kleinbäuerlichen, traditionsverbundenen Verhältnissen, der Vater lässt ihn bezeichnenderweise Franz Josef taufen. Erst spät, als Sechzehnjähriger, kommt er an das Feldkircher Staatsgymnasium. Wichtige Impulse empfängt er dort vom bekannten Historiker Gebhard Fischer, seinem liberal-nationalen Geschichtslehrer und Klassenvorstand. Als er maturiert, ist er 24 – und damit in der Folge ein verhältnismäßig alter Student der Geschichte, der Geographie und der Deutschen Philologie. Kriegsdienst unterbricht seine Innsbrucker Studienzeit (1913 bis 1917), 1915 rückt er zur Festungsartillerie nach Trient ein, kurze Zeit später wird er wieder entlassen, meldet sich aber beim Kriegseintritt Italiens »freiwillig zu militärischer Dienstleistung«. 1917 tritt der nunmehr promovierte Historiker – die Dissertation verfasst er zum Thema »Beiträge zur Geschichte des Grafen Jakob Hannibal von Hohenems« – eine Stelle als Supplent am Staatsrealgymnasium Dux (tschechisch Duchcov) im Sudetenland an, scheidet aber bereits am 1. April 1919 – mit sehr guter Beschreibung – aus dem Schuldienst wieder aus. Die Monarchie ist

zerfallen, sein neuer Dienstgeber die eben gegründete Tschechoslowakei. Will er, wie er später schreibt, »nicht in dem tschechoslowakischen Staate verbleiben«? Ist es eine monatelange Erkrankung, die ihm die Entscheidung erleichtert? Jahrzehnte später befragte Kollegen berichten von Häfeles Wunsch, Bibliothekar zu werden, aber auch vom Duxer Klima, das seiner Gesundheit zusetzte. Nach Vorarlberg zurückgekehrt, wird Häfele nicht wieder Lehrer – kann es wohl auch nicht werden: Er ist lungenkrank und daher noch viele Jahre später für den Schuldienst nicht geeignet.

Dr. Franz Häfele ist Sozialdemokrat – ein deutschnationaler Sozialdemokrat freilich, 1918 der Partei beigetreten, vielleicht geprägt von den Erfahrungen in der kleinen Industriestadt Dux, ein Mann mit ausgeprägtem sozialen Gewissen, aber wohl kein Agitator. Seine Mitgliedschaft im Hohenemser Parteausschuss ist die einzige politische Funktion, die er in der Zwischenkriegszeit ausübt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, in seiner letzten Lebensphase, wird sein Engagement für die Partei intensiver, tritt er als Mitglied der Hohenemser Gemeinderatsfraktion hervor.

1920 stellt ihn die Kammer für Arbeiter und Angestellte als Statistiker ein. Diese Stelle gibt er schon im folgenden Jahr wieder auf – oder verliert sie. Er wird freiberuflicher Historiker-Publizist und bleibt es bis 1929. Obwohl noch Junggeselle, reichen die bescheidenen Honorare kaum hin, den Lebensunterhalt zu bestreiten. Mitarbeit in der väterlichen Landwirtschaft hilft, das Überleben zu sichern. Es ist seine wissenschaftlich fruchtbarste Zeit. 1922 erscheinen die »Aufsätze und Bilder aus der Geschichte Vorarlbergs«, eine Vorarlberger Landesgeschichte von der Urgeschichte bis zum Ende des Mittelalters. Dazu kommt eine Vielzahl kleinerer Studien, die er in den Vorarlberger Tageszeitungen, ihren – damals sehr anspruchsvollen – Beilagen und in den regionalen wissenschaftlichen Periodika veröffentlicht. Anfangs schreibt er in erster Linie für die sozialdemokratische »Vorarlberger Wacht«, dann immer häufiger für das großdeutsche »Vorarlberger Tagblatt« und seine Beilage, den »Feierabend«, nur gelegentlich erscheinen Texte im »Holunder«, der Beilage des christlichsozialen »Volksblatts«. Eine erste Würdigung seines Schaffens ist die Aufnahme in die »Historische Kommission für Vorarlberg und Liechtenstein« im Jahr 1923.

Erst 1929 findet Dr. Häfele wieder eine feste Anstellung, er übernimmt die Leitung der Volksbüchereien der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Dornbirn und Bregenz. Vier Jahre später heiratet er Viktoria (Dora) Demmel aus dem schwäbischen Ettringen bei Mindelheim. Zu seiner beruflichen Tätigkeit und seinen Forschungen – allein 1930 erscheinen 20 kleinere Arbeiten – tritt die Sorge um die rasch wachsende Familie.

1938 wird alles anders: Die Kammer ist aufgelöst, ihre Angestellten ohne Arbeit. Dennoch scheint der »Anschluss« für Franz Häfele eine Wendung zum Besseren zu bringen. Mit 1. September 1938 wird er ans Landesarchiv berufen: »Dr. phil. Franz (Josef) Häfele ist ein verdienter Heimatforscher, der jedoch in sehr dürftigen Verhältnissen lebt. Seine Aufnahme in den Landesdienst wird ihm die Möglichkeit geben, fruchtbar auf dem Gebiete der Vorarlberger Geschichte zu arbeiten und so der Betonung der kulturellen Eigenart des Landes wertvolle Dienste zu leisten. Es ist geplant, ihm die Einrichtung der neuen Landesbücherei zu übertragen.« Außerdem wird er »Sachbearbeiter für das Dorfbuch im Kreis Dornbirn«. Ob sein Antrag um Aufnahme in die nat.-sozialistische Partei die Bedingung für seinen Eintritt in den Landesdienst ist, wissen wir nicht. Es hat ohne Zweifel zumindest einschlägige Bekanntschaften gegeben, sicher mit Dr. Hans Nägele, dem Redakteur des »Tagblatts«, gefördert habe ihn insbesondere sein Schulfreund Landesstatthalter Dr. Rudolf Kopf.

Der Zweite Weltkrieg setzt Häfeles Tätigkeit im Landesarchiv jedoch bald ein Ende. Wie andere Archivmitarbeiter wird er im September 1939 dem Ernährungs- und Wirtschaftsamt des Landrats in Bregenz zugewiesen, wo er Lebensmittelkarten zu verwalten hat. Das Vorhaben, ihn angesichts des kriegsbedingten Lehrermangels wieder im Schuldienst zu verwenden, scheidet an seiner nach wie vor latenten Lungenkrankheit.

Bis über das Kriegsende hinaus erfüllt Dr. Häfele seine Pflichten im Ernährungs- und Wirtschaftsamt. Mit Wirkung vom 1. August 1945 wird er der Abteilung IV – Kultur, Erziehung und Wissenschaft – des Amtes des Vorarlberger Landesausschusses zur Dienstleistung zugewiesen, ihm aber auch die Erlaubnis zu Forschungen im Landesarchiv erteilt, sofern es sein Dienst zulässt. Seine Hauptaufgabe ist es, die Vorarlberger Büchereien von nationalsozialistischen alliiertenfeindlichen Schriften zu säubern. Das Verfahren nach dem Verbotsgesetz ist rasch zu einem positiven Abschluss gebracht, die Zustimmung zur Weiterbelassung im Dienst erteilt: Franz Häfele war kein Nationalsozialist, er hatte sich dem Regime nie innerlich genähert, keine Ämter und Funktionen bekleidet, sich von Veranstaltungen nach Möglichkeit ferngehalten. Dennoch wird seine berufliche Situation neuerlich prekär: Sein derzeitiger Dienstgeber, das Land Vorarlberg, kann ihm die Weiterbeschäftigung nicht zusagen, sein ehemaliger, die Kammer für Arbeiter und Angestellte, will über eine Wiedereinstellung vorerst nicht befinden. Dr. Franz Häfele erlebt die Entscheidung nicht mehr – Ironie des Schicksals: Die tödliche Krankheit zieht er sich zu, als er, pflichtbewusst wie immer, trotz hohen Fiebers nach Frastanz fährt, um das Einstampfen konfiszierter Bücher persönlich zu überwachen.

Franz Häfeles wissenschaftliches Werk ist nicht in Vergessenheit geraten, aber nur mehr schwer zugänglich. Seine soliden Arbeiten spiegeln das Geschichtsbild der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, sind Zeugnis des hohen Niveaus landeskundlichen Wirkens, nicht wenige sind nach wie vor aktuell. Sie wieder einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, ist daher mehr als nur eine ehrende Geste einem außergewöhnlichen Mann gegenüber, dem das Schicksal und die Zeitumstände hart mitgespielt haben.

Alois Niederstätter

Franz Häfele 1889–1947

Sonderdruck aus »Montfort«, Heft 2, 1972

Zu den Männern, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts tätig waren, gehörte der Hohenemser Dr. Franz Häfele, »Mitglied der historischen Kommission für Vorarlberg und Liechtenstein«. Noch steht da und dort in der Hausbücherei sein Buch über Vorarlberg, das ihn in einer unerhört kurzen Zeit bekanntgemacht hat. Es war damals in einer kleinen Auflage und im Selbstverlag erschienen und leider viel zu rasch vergriffen. Die Art, wie er uns die Geschichte in seinem Ganzwerk und in den vielen Aufsätzen der Zeitschriften des Landes und der Nachbarschaft bot, war seine ureigene Leistung. 25 Jahre nach seinem Tode wollen wir uns an den stillen Gelehrten mit Hochachtung erinnern. 1972

DAS LEBEN

Dr. Franz Häfele wurde am 23. Februar 1889 in Hohenems geboren. Das Anwesen am Berg nahe der Burg Altems war schon Großvaters Besitz gewesen. Hier, abseits von der dichteren Besiedlung, in der Stille der Natur und in Nähe steinerner Zeugen der Vergangenheit mag ihm schon als Kind das Bewußtsein geschichtlicher Vorgänge wahrgeworden sein. Es sollte ihn zeitlebens beschäftigen. Von 1895–1902 besuchte der kleine Franz die Volksschule des Ortes. Von den nächsten drei Jahren wird sodann in seinem Lebenslauf nichts erwähnt. Offenbar arbeitete er auf dem bäuerlichen Anwesen, weil man ihn dort brauchte. Von 1905–1913 besuchte er das Staatsgymnasium Feldkirch, an dem auch Professor Gebhard Fischer wirkte, der zur damaligen Zeit den Ruf eines angesehenen Landeshistorikers hatte. Laut Maturazeugnis war er Klassenvorstand und Geschichtslehrer seiner Klasse gewesen. Wahrscheinlich hatte der Lehrer das geschichtliche Bewußtsein im jungen Häfele gestärkt und seine Interessen gelenkt, sodaß Häfele von sich sagen konnte: »Ein anhänglicher Sohn des Heimatlandes vertiefte ich mich oft und gerne in die Vergangenheit Vorarlbergs«. Er sammelte, während sich andere junge Menschen seines Alters balgten und in der Gruppe wohlfühlten, in aller Stille Tatsachen, Anekdoten und dachte über Zusammenhänge nach, die sich oft nur schwer begründen ließen. Die intensive Arbeit kam seiner Art, in der Gesellschaft zu stehen, nach.

Nachdem der Student Franz Häfele im Jahre 1913 die Reifeprüfung abgelegt hatte, bezog er die Universität Innsbruck. Dort inskribierte er an der philosophischen Fakultät Geschichte und Geographie. Es war die Zeit des Ersten Weltkrieges, die auch ihn zeitweilig an die Front rief. Daß er nicht dauernd dienen mußte, dürfte mit seiner an sich angegriffenen Gesundheit, die ihm offenbar damals schon zu schaffen machte, erklärt werden. Gegen Ende des Studiums legte er für Geographie eine Hausarbeit unter dem Titel »Der Bregenzerwald in allen geographischen Beziehungen« vor. In seinem Prüfungszeugnis wird bescheinigt, daß seine Arbeit durchaus selbständige Auffassung und nicht gewöhnliches Verständnis für die geographischen Probleme sowie auf physisch-geographischem als auch anthropologischem Gebiete verrate. Doch liege der Schwerpunkt der Arbeit in dem zweiten, anthropologischen Teil. Hier biete der Verfasser, gestützt auf eigene Beobachtungen, mancherlei neue und bemerkenswerte Beiträge.

Für Geschichte wurde von ihm eine Dissertation vorbereitet, die den Titel trug: »Beiträge zur Geschichte des Grafen Jakob Hannibal von Hohenems« und damit hatte er zum geschichtlichen Ortsbereich gefunden, dem er im Laufe seines Lebens noch mehrere Aufsätze widmete. Nach Abschluß des Studiums und der Ablegung der Lehramtsprüfungen im Jahre 1917 ging er zunächst den Weg, wie ihn damals jeder junge Beamte zu erwarten hatte. In der k. u. k. Zeit mußte man damit rechnen, an die Peripherie des Reiches, besonders des Ostens, versetzt zu werden. Den jungen Lehrer verschlug es zunächst in die böhmischen Lande, ins Staatsgymnasium Dux, tschechisch Duchcov, eine Stadt im nordböhmischen Erzgebirge, die damals meist von Deutschen bewohnt war. In diesem Raume gab es den Braunkohlenbergbau, aber auch Tön- und Glasindustrie. In dieser sicherlich fleißigen Arbeiterwelt hätte Dr. Häfele eine nette Wahlheimat finden können, wäre es nicht zum Zusammenbruch der Monarchie gekommen. Damals wurde er vor die Wahl gestellt, als Lehrer und Beamter tschechischer Staatsbürger zu werden oder auf die Stellung zu verzichten. Er war zu sehr Deutscher, als daß er hätte die erste Möglichkeit in Betracht ziehen können. »Da ich nicht im tschechoslowakischen Staate verbleiben wollte, schied ich am 31. März 1919 freiwillig aus dem Dienst«. Schon die Tatsache, daß er mehr als 1000 km fern der Heimat, für die er schon so viel gearbeitet hatte, dienen mußte, hatte ihm das Leben nicht leichter gemacht. Umsomehr können wir den Entschluß verstehen, den Abschied zu nehmen, auch auf die Gefahr hin, daß er im neuen Staate Österreich, der um so vieles kleiner geworden war, keinen Posten finden konnte. Österreich hatte mit der Beamtenmetropole Wien ohnehin viele Beamte mitzuversorgen. Im Lebenslauf, der von Dr. Häfele

geschrieben wurde, verlautet vom großen Risiko zwar nichts, aber die Tatsachen sprechen dafür.

Es kam ein Jahr ohne Anstellung. Seit 1919 war Häfele im Lande, doch nicht im Schuldienst. Als er mit einer österreichischen Staatsanstellung nicht gleich rechnen konnte, bemühte er sich um einen anderen Broterwerb. Zwischen 1920 und 1921 fand er im statistischen Amt der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Feldkirch Arbeit, doch von 1922 bis 1929 war er wieder freiberuflich tätig. Die Aufsätze, die in dieser Zeit, da er schon als Heimatforscher bekannt war, entstanden, werden ihm eine bescheidene Existenz gesichert haben. Von 1929–1938 stand Dr. Häfele als Leiter der Volksbüchereien in den Städten Feldkirch, Dornbirn und Bregenz in Verwendung.

Als die Besetzung Österreichs im Jahre 1938 erfolgte, war er als Vater mehrerer Kinder – seine Ehefrau wurde Viktoria geb. Demmel aus Etringen – neuerdings arbeitslos, da die Kammer aufgelöst wurde. 15 Jahre war er Leiter der Volksbüchereien gewesen und hatte die Arbeit mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit gemacht. Nach einigen Monaten fand Häfele wieder Arbeit, und zwar im Landratsamt, wo ihm während der Kriegszeit die Verwaltung und Betreuung der Lebensmittelkarten anvertraut wurde, eine geisttötende Tätigkeit, die aber äußerste Ehrlichkeit und Genauigkeit verlangte. Eine nochmalige Verwendung im Schuldienst kam aus gesundheitlichen Gründen nicht in Frage. Häfele hatte zum neuen Regime kaum Verbindung gefunden. Von Arbeitskollegen, denen er vertraute, wird bestätigt, daß er täglich auf dem laufenden war, da er den Schwarzsender hörte. Im übrigen war seine einzige Freude in dieser Zeit seine Familie, seine Frau und die recht ansehnliche Zahl der Kinder, die bis zum Jahre 1944 auf sieben angewachsen war. Ihnen schrieb er öfters, wenn er sich unter der Woche in Bregenz aufhalten mußte, einen Kartengruß.

In den letzten Kriegstagen traf ihn der größte Schlag des Lebens. Sein Eigenheim ging durch Kriegseinwirkung verloren. In einem Nachruf lesen wir von den damaligen turbulenten Tagen: »In Vorarlberg werden Verteidigungsmaßnahmen getroffen, Sperrren an verschiedenen Orten des Landes errichtet – auch eine im Erlach bei Hohenems ... Dadurch kam das Heimathaus Dr. Häfeles in den engsten Kampfbereich. Er selbst war zur Volkswehr einberufen worden und konnte erst in letzter Stunde wieder heimgelangen zu Frau und Kindern. Als das Gefecht herannahte, flüchtete die Familie vor den einschlagenden Geschossen in den Keller des Hauses. Aber bald brannte das Gebäude lichterloh, und während Dr. Häfele noch vergebliche Löschversuche machte, mußte sich seine Frau mit den kleinen Kindern aus dem Keller ins Freie flüchten, wo sie neben

den Kämpfenden im dichtesten Kugelregen standen. In kurzer Zeit war das Haus ein Raub der Flammen, auch die ganze Lebensarbeit Dr. Häfeles, all sein Gesammeltes, alle seine Aufzeichnungen, alle seine Vorarbeiten zur Geschichte Vorarlbergs ... Nur der Fachmann kann ermessen, wie viele kleine Vorarbeiten und Notizen ein historisches Werk, wie es die Geschichte eines Landes darstellt, erfordert... War der Brand des Hauses an sich schon ein schweres Unglück, doppelt schwer in Anbetracht der zahlreichen Kinder Dr. Häfeles, so war die Vernichtung seiner Aufzeichnungen und Schriften für ihn, den Historiker, vollständig unersetzlich. Und der Verlust traf nicht nur ihn, er trifft das ganze Land.«

Seine menschliche Größe wurde nicht nur offenbar in diesen Tagen, da er alles an materiellen und geistigen Werten verloren hatte und da er beschloß, wieder von vorne zu beginnen; sie hatte sich schon in verschiedener Hinsicht während des Krieges gezeigt, als er oftmals den in der Nähe seiner Wohnung befindlichen französischen Kriegsgefangenen mit Lebensmitteln und französischer Literatur aushalf und so deren Los erleichterte.

Der schwere Schicksalsschlag, das Bewußtsein, für Frau und Kinder wieder zu einem eigenen Dach kommen zu müssen und der unschätzbare geistige Verlust zehrten doch mehr an seiner Kraft, als man wahrhaben wollte. Eine Lungenentzündung kam dazu, der er nicht mehr gewachsen war. Am 19. April 1947 schloß Dr. Franz Häfele nach einer 14jährigen glücklichen Ehe seine Augen. Die Frau und neun Kinder trauerten am Grabe. Die Tageszeitungen, gleich welcher Richtung, würdigten sein stilles, großes Schaffen und betonten, daß sein Tod eine beachtliche Lücke in der Vorarlberger Heimatforschung hinterlassen habe.

Bei der dem Tode nachfolgenden Gemeindevertretungssitzung von Hohenems wurde in ehrlichen Worten des rührigen Mitgliedes gedacht. »... Sein eigenes Wesen, seine Überlegung und seine Ruhe im besonderen, waren die ausgezeichneten Merkmale... Er war der ausgesprochene Historiker und Forscher der Heimatkunde. 40 volle Jahre arbeitete er unermüdlich auf diesem Gebiete... Die durch ein Menschenalter mit Bienenfleiß mühsam zusammengetragenen Manuskripte fielen den Flammen zum Opfer. Ebenso eine sehr wertvolle Altmünzensammlung, an der der Verblichene eine ganz besondere Freude hatte. Das Haus war noch nicht fertig, als die Familie den Vater verlor.«

Die Vorarlberger Landesregierung tat daher richtig, wenn sie in ihrem Kondolenzschreiben an Wwe. Dora Häfele vom 26. April 1947 vermerkte: »Anstelle einer Kranzspende wird Ihnen ein von den Mitgliedern der Regierung, von den Beamten und Angestellten des Hauses aufgebracht Betrag zur Verfügung gestellt. Mit dem Ausdrucke herzlicher Teilnahme Grbmeyer e. h.«

Landesbeamter war Häfele insoweit nach dem Zweiten Weltkrieg gewesen, als er als Angestellter übernommen wurde und den Auftrag erhielt, die Schul- und Volksbüchereien von nazistischer Lektüre zu säubern. Und statt des Landratsamtes war sein Standort vom Ende des Zweiten Weltkrieges an die Landesbücherei im Landesarchiv gewesen. Wäre nicht zur häuslichen Sorge noch die schlimme Krankheit gekommen, so hätte er sich im neuen Wirkungskreis als Landesbeamter so richtig wohl fühlen können.

DAS LEBENSWERK

Eine objektive Geschichtsschreibung gibt es nicht. Jeder Historiker ist ein Kind der Zeit, sieht das Geschehen vom Blickwinkel eines bestimmten Raumes aus und ist durch die Art seiner Ausbildung gekennzeichnet. Es gibt Ideale und Grundsätze, die er voranstellt, weil sie ihm mehr wert erscheinen als andere, die auch als Prinzipien gelten. Selbst die Art und Weise der Arbeit, Methode und Sprache sind entscheidend. »Bei meinen Arbeiten«, so schreibt der Verfasser in seinem Vorwort des Buches »Aufsätze und Bilder...« »bemühte ich mich stets den obersten Grundsatz des Historikers zu beachten, in der Geschichtsforschung Wahrheit zu suchen und Gerechtigkeit zu üben. Wo ich daher im Unrecht wäre, ist es nur in der bekannten Unzulänglichkeit menschlichen Wissens gelegen.« Das sind bescheidene Worte, die durchaus den Autor ehren.

In seinem schon erwähnten Vorwort weist er darauf hin, daß sein Werk die Benützung aller bis dahin bekannten Literatur und das Studium verschiedener Fachzeitschriften der Heimat, der Schweiz, Schwabens und Tirols notwendig gemacht habe. Da er auf Anmerkungen verzichtet und dafür lieber weitesten Kreisen seiner Heimat die Geschichte des Landes nahebringen will, erfahren wir auch gleich den eigentlichen Zweck des Buches. Um dem Käufer die Kosten erträglich zu machen, verzichtet er auf besondere Papierqualität und Aufnahme von Aufsätzen, die sich auf die neue Zeit beziehen. Häfele verfügte über einen gefälligen epischen Stil, der dem Text Klarheit und Anschaulichkeit verlieh. Schon der Titel sagte an, daß nicht eine geschlossene Abhandlung geboten wird. Jedes Kapitel behandelt ein besonderes Thema. Der Buchinhalt von 18 Themen wird in 59 Aufsätzen wiedergegeben, die den Zeitraum von der Urgeschichte bis zum Ende des Mittelalters, von der frühen Steinzeit bis zur Herrschaft des Herzogs Sigismund des Münzreichen umfassen. Politische Geschichte, Siedlungsepochen, die Ausbreitung des Christentums, das Nebeneinander von Rätoromanen und Alemannen, das Gerichtswesen,

Bauerntum und Handel, das Schicksal des Rittertums, die Walser im Lande und das Werden der Städte sind die Fragen, mit denen sich der Verfasser auseinandersetzt. Besondere Beachtung erfahren die vordeutschen Namen, insbesondere die rätoromanischen. Die Art, wie er unterrichtend und plaudernd die Sprache bewältigt, ist seine besondere Leistung. Der Psychologe würde nicht nur von sympathischer Vermittlungskunst sprechen, sondern auch dem Autor als Menschen ein Lob zollen, dessen zurückhaltendes Wesen aus der Formulierung zu erkennen ist. Sicher hätte der Verfasser, würde er heute sein Werk niederschreiben, noch einige soziologische Kapitel dazugeordnet.

Was landauf und landab darstellungswürdig war, interessierte ihn. Seine Aufsätze in den Heimatzeitschriften und in denen des Nachbarlandes sind ein Zeugnis seiner vielseitigen Forschung. Er schrieb über den Sänger von Schnifis, den Gelehrten Joachim Rheticus, über eine wichtige Frage des Nibelungenliedes, über Vorarlberger Bauleute, untersuchte historische Geschehnisse in den Vorarlberger Städten, das tragische Schicksal der Burgen und Edelsitze, besonders aber lagen ihm die Grafen von Ems am Herzen, ohne sich aber auf den örtlichen, historischen Stoff zu beschränken. In einem anderen Aufsatz charakterisiert er Merkmale des Vorarlberger Hauses und bringt Hinweise zu stammesmäßigen Unterschieden. Mitunter ging er auch abwegigen Einzelfragen nach, wenn gewisse Namen zur Erörterung drängten. So schrieb er einmal in einem Aufsatz von den »Verschollenen Gestalten der heimischen Tierwelt« oder von Isegrim, der noch in der Flurnamenwelt existent wirkt.

Einem größeren Kreis unbekannt blieb die genealogische Arbeit über die Familie Rhomberg. Sie ist im Manuskript erhalten und stammt aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Die Arbeit gliedert sich in ca. 40 Abschnitte, die in entsprechenden Mappen geordnet sind. Sie beginnt mit dem Jahre 1389, wobei den einzelnen Persönlichkeiten, Stämmen und besonderen Begebenheiten, in denen die Familien vorkommen, eigene Abschnitte gewidmet werden. Eine Stammtafel fehlt, doch ergibt sich der Zusammenhang mit dem Stammvater Ulrich Rhomberg (1389) aus dem Text. Warum die Arbeit nicht gedruckt wurde, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich war Häfele noch nicht bis ins einzelne fertig, und als gediegener Historiker wollte er erst dann das Placet zur Drucklegung geben, wenn keine Unklarheiten mehr bestanden. Vielleicht war er noch auf der Suche nach einem Zusammenhang mit den Rittern von Aspermonte, der in früheren Genealogien behauptet wurde. Und Fragwürdigkeiten wollte er nicht vertreten.

Gelegentlich befaßte sich Häfele auch mit Veröffentlichungen und besprach sie in einer Art, die zu seinem feinen Wesen paßte. Auch Biogra-

phien und Würdigungen kamen aus seiner Feder. Seinem Fachkollegen Josef Zösmair, der allerdings einer älteren Generation angehörte, und seinem Klassenvorstand, dem Historiker Gebhard Fischer, widmete er ein Gedenkblatt; er schrieb auch über Hieronymus Münzer, den Künstler Josef Anton Rhomberg, den Heimatfreund Josef Grabherr, den Pfarrer Franz Rosenlächer und manche andere nennenswerte Persönlichkeiten.

Dr. Franz Häfele lebte in einer Zeit, da man noch für die Geschichte der Heimat aufgeschlossen war, da man nicht genug aus den Jahren der Vergangenheit erzählen konnte. Ein Glück war es, daß damals das Land Erzähler wie Häfele hatte, die dem allgemeinen Wunsch entgegenkamen und auf vieles andere, was das Leben angenehm macht, verzichteten.

EINE VERDIENTE WÜRDIGUNG

Daß alle Tages- und Wochenzeitungen von seinem Abschied schrieben und eine verdiente Würdigung anschlossen, war selbstverständlicher Beweis seiner Wertschätzung. Bereits im Jahre des Todes beschloß aber auch schon der Stadtrat von Dornbirn den Straßenzug Bongat-Lustenauer Straße in Dr.-Franz-Häfele-Straße umzubenennen, und einige Zeit später, und zwar in den sechziger Jahren erhielt der Heimatsohn von Hohenems durch Gemeindevertretungsbeschluß einen Straßenzug zubenannt, der von der Radetzkystraße in Richtung Erlachstraße führt. Gedanken der Würdigung sollten auch diese Zeilen darstellen.

Artur Schwarz

Die älteste Beschreibung unserer Heimat

Vorarlberger Lesebuch, 1924, 2. Teil

Vielleicht war es der gelehrte Krieger Ammianus Marcellinus selbst, der uns vor mehr als anderthalbtausend Jahren ein lebendiges Bild von den Eindrücken entworfen hat, die er am Bodensee und an den Ufern des jungen Rheines gewann.

1924

Ihm, dem Sohne des von Sonnenglut erfüllten Syrien, über das sich ein ewig blauer Himmel wölbt und das die sanften Lüfte des zedernreichen Libanon umspielen, muß freilich die Erinnerung an den trüben Nebel, die starrenden Sümpfe und den einsamen Urwald am Gestade des Schwäbischen Meeres mit Grauen erfüllt haben, als er in seinen alten Tagen den Feldzug des Jahres 355 beschrieb und die Gegend mit folgenden Worten schilderte:

»Der Rhein wälzt sich, zum Strome gebildet, in schäumendem Laufe der Heerstraße entlang in unergründliche Tiefen, und Flüsse in sich aufnehmend, springt er über Klippen, gleichwie der Nil über die Stromschnellen in eilemdem Laufe herabstürzt. Man würde ihn auch seines Wasserreichtums wegen beinahe vom Ursprung an befahren können, wenn er nicht eber einem Wasserfall als einem Flusse gliche. Schon breitet er sich ungehemmt aus und unterspült seine weit auseinanderstehenden Ufer, bis er sich in einen weiten See ergießt, den der rätische Anwohner 'Brigantia' nennt.

Beinahe 460 Stadien¹ lang und fast ebenso breit, ist er durch schauerliche Sumpfwälder unnahbar; außer dort, wo jene allbekannte und besonnene Tatkraft der Römer eine breite Heerstraße angelegt hat. Wilde Barbaren, die natürliche Lage und die abschreckende Rauheit dieses Himmelsstriches sind seine Hüter.

In das träge Gewässer stürzt nun sprudelnd und in schäumenden Wirbeln der Strom, bahnt sich durch den ruhigen Wasserspiegel den Weg und schneidet ihn mitten durch, als wäre sein Bett mit der Richtschnur gemessen. Und wie in ewiger Zwietracht getrennte Elemente vermehrt und vermindert er seine Fluten nicht, tritt mit gleichem Namen und in der alten Stärke heraus und merkwürdigerweise läßt sich weder der träge See vom reißenden Laufe der durchströmenden Wassermasse in Bewegung bringen, noch der eilende Strom sich durch die schlammige Flut aufhalten.«

¹ Das Stadium, ein altgriechisches Längenmaß, schwankte zwischen 165 und 210 Metern.

Kaiser Karl der Dicke in unserer Gegend

Heimat, 11, 1930

1930 Der letzte Herrscher aus dem Geschlechte der mächtigen Karolinger, der noch einmal das ganze gewaltige Reich dieses Hauses in seiner Hand vereinte, war Karl III., später der Dicke genannt. Er war 839 als Sohn Ludwigs des Deutschen und der Welfin Hemma geboren und erhielt 876 bei der Teilung des Reiches Alemannien und Elsaß. Aber nach dem Tode seiner beiden Brüder erbte er auch die anderen Länder. 879 erwarb er noch das Königreich Italien dazu und 885 wurde er schließlich von den Großen Westfrankens ebenfalls zum König erwählt. So gelangte durch merkwürdigen Zufall fast das ganze Reich Karls des Großen an den Enkel zurück.

Mit Vorliebe hielt sich Karl III. in seinem väterlichen Stammlande Alemannien, vor allem am Bodensee, auf. In der Reichenau und auf seiner Pfalz zu Bodman fühlte er sich heimisch und da der Wein in guten und bösen Tagen sein Liebling gewesen sein soll, ließ er auch hier einen Weinberg mit edlen Burgunder Reben bepflanzen, der noch heute, nach mehr als einem Jahrtausend »Königsweingarten« heißt.

Schon 878 soll dieser Kaiser an den Gestaden des Schwäbischen Meeres erschienen sein, um den befreundeten Bischof Salomo II. von Konstanz in seiner Stadt zu besuchen. Mitte Oktober ist er auf der Königspfalz Bodman, wo er am 14. Tag dieses Monats mit seinem Erzkanzler Luitward zwei Urkunden fertigt. In der einen bestätigt der Kaiser dem Abte von Reichenau die Befreiung von Zöllen, jeglichen Diensten und Lasten. In der anderen schenkt er den Berg mit der Kirche des heiligen Viktor, wo schottische Mönche in klösterlicher Vereinigung leben, und alles, was auf diesem Berg königliches Eigentum war, sowie auch Güter zu Rankweil und einen Weinberg neben der Kirche zu Röthis dem Abte Hartmut vom Kloster St. Gallen.

Und als der Kaiser im Frühling 885 wieder auf Bodman weilte, überließ er am 15. April dem Kloster St. Gallen den Hof und die Kirche zu Röthis mit allen Gebäuden, leibeigenen Leuten, Feldern, Wäldern und Wiesen, wie sie zuvor der Bauer Odulf innegehabt, dafür sollten in Hinkunft von diesen Gütern auf St. Viktorsberg allezeit zwölf Pilger zum Frommen der Seele des Kaisers Verpflegung finden.

Nach der St. Galler Überlieferung stand Kaiser Karl in enger Verbindung mit dem heiligen Eusebius, der durch einige Jahrzehnte auf dem Viktorsberg als Einsiedler lebte und dort begraben worden sei. Und Ek-

kehard erzählt, daß Eusebius dem Kaiser wie vielen anderen mit Prophe-
tengabe vieles über die Zukunft vorhergesagt habe. Der Heilige starb, wie
sein Zeitgenosse Ratpert in den Casus St. Galli berichtet, im Jahre 884.

Auch St. Gallen war der Kaiser sehr zugetan und anfangs Dezember
883 weilte er drei Tage im Kloster. Mit Wohlgefallen lauschte er damals
auf die Histörchen, die wohl der hochbetagte Notker Balbulus dem Herr-
scher aus den Tagen seines erlauchten Ahnherrn Karl des Großen erzähl-
te. Daher sprach der Kaiser den Wunsch aus, die merkwürdigen Berichte
über die Siege und Taten seines Urgroßvaters möchten niedergeschrieben
werden. Der Wunsch des Kaisers war den Mönchen Befehl und so ent-
standen die zwei Bücher des »Monachus Sangalensis«.

Karl der Dicke war aber durch eine niederdrückende Krankheit ge-
schwächt und besaß nicht die Kraft, die Regierung eines halben Weltteils
auf seinen Schultern zu tragen. Es mag daher auch nicht so ganz seine
Schuld sein, wenn er sich gezwungen sah, von den räuberischen Norman-
nen, die den Westen seines großen Reiches schwer heimgesucht hatten,
einen schimpflichen Frieden zu erkaufen, nachdem er im Herbst 886 vom
Bodensee aus mit zahlreichen Kriegern gegen diesen Feind des Reiches
gezogen.

Wohl infolge seines getrüben Geistes hatte der kranke Kaiser auch sei-
ne edle Gemahlin Richarda wegen angeblicher Untreue verstoßen und sie
nahm den Schleier. Durch seine Unfähigkeit und Schwäche zog sich Karl
aber bald auch die Verachtung der Großen zu und ringsum erhoben die
Feinde des Reiches ihr Haupt. Mit Schmach bedeckt, zog sich der kranke
Herrscher nun wieder in sein Stammland zurück, wo er noch die treuesten
Anhänger hatte. Udalrich stand hier dem Linz- und Argengau vor, während
Graf Adalbert im Thurgau und Rudolf im Zürichgau geboten.

Schon um Ostern 887 weilte Karl III. wieder auf seiner Pfalz Bodman
und damals hatten die Ärzte versucht, durch eine Operation am Kopfe ihn
von seinem schweren Gemütsleiden zu befreien. Doch der Eingriff, für
jene Zeit ein ziemliches Wagnis, hatte keinen Erfolg und scheint eher sein
tragisches Ende beschleunigt zu haben.

Im Juli 887 erschien der Kaiser im Rheingau, den Graf Hiltibeld, einer
seiner Getreuen, besaß. Mitten in diesem Gau hatte der Kaiser einen Kö-
nigshof inne, der zu beiden Seiten des Rheinstromes sich dehnt und Lu-
stenua hieß, wohl weil dieser Ort dem König oder anderen Inhabern
schon früher als Erholungs- und Jagdstätte diente. Von Kaiser Karl ist be-
kannt, daß er große Vorliebe für die Entenjagd hegte.

Dieser alte Königshof mag sich neben der heutigen Kirche befunden
haben und nicht, wie man früher geglaubt hat, am Wiesenrain und man
hat sich einen nach heutigen Begriffen sehr bescheidenen Bau vorzustel-

len, vielleicht sogar aus Holz und mit einem Schindeldach, mit welchem ja auch die dortige Kirche des Klosters St. Gallen bedeckt war.

Aber wie bescheiden die Wohngebäude auch waren, hielt sich der Herrscher doch im Sommer des genannten Jahres einige Wochen lang in Lustenau in Einsamkeit auf, die der Herrscher in seiner Lage wohl liebte. Während dieser Zeit hat er hier auch mehrere Urkunden ausstellen lassen. Sie zeugen vielleicht auch von dem Streben, in seiner Bedrängnis neue Freunde zu erwerben, und »in Erwägung, daß die Getreuen durch Gewähren ihrer Bitten noch eifriger und bereitwilliger in ihrem Dienste werden«, befreite Karl auf den Rat seines Kanzlers Luitward am 24. Juli Oadalbert, den Vasallen des Abtes von St. Gallen, von dem an die königliche Kammer zu leistenden Zins und mit ihm unterzeichnete auch sein Notar Amalbert diese Urkunde.

Am 11. August sodann gewährleistete der Kaiser zu Lustenau seiner Schwester, der Kaiserin Angilberga, alle ihre Witwengüter und Rechte. Als Kanzler unterzeichnete diesmal Fridebold. Noch am selben Tage und Orte bestätigte der Herrscher auch die Ansprüche seiner Nichte Hermingard auf ihr Eigentum. Am 21. September vergab Karl ebenfalls im Hof zu Lustenau das Nonnenkloster Neuenheerse und versprach die Immunität der Kirche zu Paderborn mit seiner königlichen Macht zu beschirmen.

Unterdessen eilte die Herrschaft Karls III. ihrem Ende zu. Der Papst und die Großen hatten seinem natürlichen Sohne Bernhard die Anerkennung als Nachfolger versagt und nun beschuldigte der Kaiser seinen Kanzler, den Erzbischof Luitward, dem er bereits früher das königliche Kloster Tuberis mit den Pfarrkirchen von Rankweil und Nüziders geschenkt hatte, des Verrates. Dieser aber floh nun zu Arnulf von Kärnten, der bald als deutscher König anerkannt wurde, während die Großen des Reiches Karl im November 887 für abgesetzt erklärten.

Nur einige Krongüter wurden dem erniedrigten Herrscher belassen. Den Hof Lustenau schenkte König Arnulf dem Grafen Ulrich von Linz- und Argengau. Dieser blieb jedoch dem alten Kaiser treu. Der verlassene Herrscher zog sich in seinem Siechtum von Bodman am See nach dem stillen Mariahof bei Neudingen an der Donau zurück und führte hier ein vereinsamtes Leben, das nur von der Entenjagd unterbrochen wurde. Bei einer solchen, so geht die Sage, erstickte er in einem Sumpfe bei Pfohren.

Es wird niemals aufgeklärt werden, ob der Tod des Kaisers auf natürliche Weise oder mit Gewalt erfolgte, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, in geistiger Umnachtung seinem unheilbaren Leiden erlag. Seine treue Gemahlin ließ die Leiche des erniedrigten Herrschers von Donaueschingen nach seinem geliebten Eiland im Bodensee bringen und hier im ehrwürdigen Münster des ruhmreichen Stiftes Reichenau beisetzen.

Das Grab des entthronten Kaisers befand sich hier »bei dem Altar unserer lieben Frauen in dem Chor zu der rechten Seiten, wie auf heutigen Tag ein Grabstein Anzeigen gibt«. Seit 1728 aber werden die Gebeine Karls unter einem nackten Stein in der Nähe der Sakristei geborgen. An der Wand aber besagt eine lateinische Aufschrift eines Ölbildes, mit der erfundenen Gestalt des Kaisers, daß der Herrscher an Mut, Geist und Körper so schwach, durch die Tücken des Glückes von den Seinen verstoßen und allen nachgesetzt am 13. Jänner 888 gestorben und an diesem unscheinbaren Orte zur letzten Ruhe gelangt sei.

Im Schwabenland aber ging die Sage, daß der Kaiser noch lebe; der Aufstand gegen seinen Neffen Arnulf zog weitere Kreise und als Karls Sohn nach Alemannien kam, fand er bei den zu Sonderbünden geneigten Schwaben bald ziemlichen Anhang und sollte zu ihrem Herzog oder König erhoben werden. Graf Udalrich und Abt Perenhard von St. Gallen standen ebenfalls zum Sohne Karls des Dicken. Doch der Bischof von Konstanz und der Abt von Reichenau drängten ihn bald zurück und nur mit knapper Not gelang es ihm nach Rätien zu entkommen, wo ihn schon 892 Herzog Rudolf aus dem Wege räumte.

Ein Jahrtausend, gewaltig wie keines in der Menschheitsgeschichte, ist seit jenem Kämpfen und Streiten entschwunden und tausendmal schon haben Weihnachten und Lenz, Schnee und Blüten über Weh und Leid jener Tage geweht. Das starke Geschlecht der Karolinger ist ebensolang schon verschollen und viele stolze Herrscherhäuser nach ihm. Über der Königspfalz Bodman ist eine Ritterburg längst wieder verfallen und die blühenden Klöster St. Gallen, die Mutter der deutschen Schule, die Reichenau, Akademie Alemanniens genannt, auch sie sind verarmt und untergegangen.

Aber dort, wo im stillen Reichshof am Rheine das bescheidene Landhaus Karls des Dicken gestanden, hat sich in diesem Jahrtausend ein seltsamer Aufstieg vollzogen. Auf dem einsamen Ried, der Zuflucht von Wild und Wassergeflügel, stieg allmählich ein stattliches Dorf aus Röhricht und Sumpf zur größten Marktgemeinde des Landes empor, in dessen schmucken Häusern und prächtigen Villen gar mancher Bürger behaglicher wohnt als Kaiser Karl, der Beherrscher des Weltreichs. Das ist der Aufstieg der Menschheit im wechselnden Wandel der Zeit!

Aber auch der blühende Landbau, der aus dem feuchten Gelände um Lustenau aufstieg, die herrlich prangenden Obstbaumhaine und lieblichen Gärten machen den Vorschriften für die Bewirtschaftung eines karolingischen Königshofes noch alle Ehre. Und wie der Ort ehemals einige Sommermonde hindurch als Kaiserhof der Sitz der Diplomatie eines Weltreiches war, so bildet Lustenau heute den Mittelpunkt einer Industrie, die ihre Fäden ebenfalls wieder nach fernen Weltteilen hinspannt.

Wie würde der »Alte von der Heidenhöhle« – wie der Sänger des Ekehard Karl den Dicken in seiner unsterblichen Dichtung verewigt, – erstaunt sein, wenn er aus seinem Grabe im Bodensee-Eiland erstünde und sich in die Einsamkeit seines Königshofes hierher zurückziehen wollte! Ein Jahrtausend geht in der Geschichte eben nicht spurlos vorüber. Wird der rauschende Rheinstrom nach abermals tausend Jahren vielleicht an einer volkreichen Stadt vorbeiziehen? Chidher, der ewig junge nur, kann es einst schauen.¹

¹ Chidher ist der durch die Jahrtausende schweifende, geheimnisvolle Wanderer. Er stammt aus der persischen Weltgeschichte von 1263. Bekannt wurde er durch das gleichnamige Gedicht des deutschen Lyrikers Friedrich Rückert aus dem Jahre 1824, dessen erste Strophe lautet:
»Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
>Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.<
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren. (...)«
(Anm. d. Hrsg.)

Alte Welfenburgen im Lande

*Feierabend, 17. Jg., 1935, 27. Folge, 6. Heuet
und 18. Jg., 28. Folge, 11. Heumond*

Das Haus der Welfen, dem uralten Geschlechte der Agilolfinger entstammend, erscheint als die älteste hohe Adelsfamilie in Deutschland, ja selbst in Europa, denn mehr als zwölfhundert Jahre her kann es sich urkundlich bezeugen und anderthalb Jahrtausende vermag es seine Ahnen mit großer Wahrscheinlichkeit zurückzuverfolgen.

1935

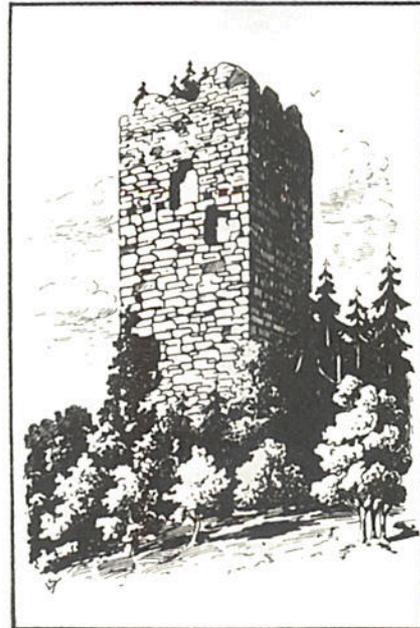
Zur Zeit der Karolinger treten die Welfen als schwäbische Stammesfürsten hervor, und Kaiser Karl sucht für den Nachfolger seines gewaltigen Reiches seine Gemahlin, die geistreiche Judith, gerade aus diesem Geschlechte, das neben den alten Grafen von Bregenz schon damals von einem mit diesem gemeinsamen Vorfahren her auch im Lande Vorarlberg reich begütert war. Wir erfahren später, daß sie reiche Besitzungen in der Gegend von Rankweil, Röthis und Weiler besaßen, während das von den Welfen gegründete Hauskloster Weingarten in Dornbirn mit Gut ausgestattet war.

Ansicht der
Ruine Neu-
Montfort
(L. Scheel)

Das Reichslehen um den Kummberg mag wohl früh schon an die Welfen gelangt sein, die bereits im 11. Jahrhundert bestrebt waren, vom See bis zum rätischen Bergland eine geschlossene Herrschaft zu gründen, um die wichtigen Wege nach Welschland in ihren Händen zu haben.

Während des Investiturstreites¹ machte am 6. Februar 1079 Welf IV. von Ravensburg aus einen Vorstoß durch das Rheintal nach Chur. Er bezwang seine Gegner, und auf dem Rückweg erstürmte er noch eine Klause und kam mit reicher Beute nach Hause.

Man hat in dieser Klause bisher an die Luziensteig oder die Klause bei Götzis gedacht. Meines Erachtens könnte darunter ebenso gut eine wegabsperrende Burg gemeint sein, und



¹ Investiturstreit: 1075–1122, Bezeichnung für den Kampf zwischen Kaiser und Papst um die mit der Investitur vollzogene Einsetzung der Bischöfe und Äbte, die, mit Reichslehen ausgestattet, gleichzeitig weltliche Fürsten waren. (*Anm. d. Hrsg.*)



Rathaus
in
Hohenems
gegen den
Schloßberg

eine solche ist ja die Neuburg gewesen. Wahrscheinlich wurde sie auch in jenen Tagen als Stützpunkt zur Beherrschung der Straße nach Süden gebaut. Denn gerade damals sind Höhenburgen häufig geworden, und im Rheintal baute der Abt von St. Gallen zur Absperrung des Weges die Heerburg, zu deren Füßen das Dorf Heerbrugg heranwuchs.

Im Verein mit dem Grafen von Bregenz machte Welf 1079 auch einen Raubzug gegen die verwandten Grafen von Buchhorn. Dabei wurde Bregenz erobert und Herzog Welf verwüstete im nämlichen Jahre viele Besitzungen St. Gallens auch südlich des Sees in greulicher Weise. Vielleicht hatte Herzog Welf den letzten Buchhorner schon vor seinem Tode zur Abtretung verschiedener Güter bewogen, unter denen sich jene zu Dornbirn und Feldkirch befanden.

Auf einem Hoftag zu Ulm übertrug Welf VI. am 25. Juli 1152 dem Kloster Ittingen sein Gut daselbst und erlaubte seinen Dienstleuten, jenem Gotteshause ebenfalls Güter zu schenken. Dabei war auch Adelbero von Nuenburc und sein Bruder Kiso zugegen. Demnach waren also diese Inhaber der Burg Dienstmannen der Welfen. Daß die Neuburg den Welfen gehörte, beweist auch die Fehde zwischen diesen und dem Tübinger Grafen.

Der Pfalzgraf von Tübingen war den Welfen wohl wegen seiner Vermählung mit der Tochter des letzten Bregenzer Grafen nicht sehr be-

quem. Ein geringer Anlaß genügte daher, um diesen mit Krieg zu bedrohen. Jenem aber eilte Herzog Friedrich von Hohenstaufen zu Hilfe, der mit den aus Böhmen herbeigerufenen Völkern die Welfen entscheidend schlug. Die fremden Horden wüteten aber allzu arg auf heimischem Boden. Selbst Bregenz war von den Böhmen bedroht; da erschien der Kaiser und entschied zugunsten der Welfen, die er für seine Kriegsfahrten dringend benötigte.

Auf Verlangen Friedrich Barbarossas mußte der Pfalzgraf sich dem besiegten Gegner selbst unterwerfen, und obwohl er sich durch drei Kniefälle vor dem Welfen gedemütigt hatte, wurde er von dem unversöhnlichen oder vielleicht vorsichtigen Fürsten nach unserer Feste Neuburg bei Götzis gebracht und erst nach anderthalb Jahren wieder in Freiheit gesetzt.

So hatte der Erbe der Bregenser Grafen, der fast das ganze Land Vorarlberg mit seinen Nachkommen, den Grafen von Montfort und Werdenberg, jahrhundertlang beherrschen sollte, den Anfang seines Aufenthaltes als Häftling auf der Neuburg gemacht, ein merkwürdiges Spiel der Geschichte.



Schloß
Neuems
auf dem
Glopper

Wie die Neuburg bei Götzis kann auch die Hohenems als ehemalige Welfenburg gelten und wie die Thumben von Neuburg scheinen auch die Edlen von Ems aus der Ravensburger Gegend gekommen zu sein. Denn nach einer Urkunde von 1382 verzichteten Ulrich II. und Eglolf von Ems sowie ihr Neffe Ulrich auf den von ihnen zu Lehen gehenden Zehnten zu Kammerlang, Hildenmoos, Paienrütli und Furt zugunsten des Ravensburger Spitals.

Diese Orte liegen zu Obereschenbach; um Ravensburg lag auch der Kern der welfischen Güter. Welf VI. trat um 1179 welfische Ministerialen an die Hohenstaufen ab. So mögen jene auch die Emser mit Lehengütern um Ravensburg ausgestattet und dann wie andere Dienstmannengeschlechter an die Staufer abgetreten haben.

Als Ministerialen des schwäbischen Kaisergeschlechtes treten die Edlen von Ems um 1180 dann auch das erstmal urkundlich auf. Damals werden Dietrich und Heinrich von Viggun genannt, die zu Vigen oder Juggen im Reichshof Kriessern ansässig waren. Aus späteren Urkunden geht hervor, daß sie mit denen von Ems eines Stammes waren. Als letzter von ihnen verkaufte 1336 Hildebrand von Ems das Reichslehen Juggen an das Kloster Salem in der Gegend von Ravensburg.

Auch in der Folge treten die Emser als treue Diener des stolzen Staufergeschlechtes hervor. Kaiser Heinrich VI. bringt in ihre Burg den normannischen Königsson in Gewahrsam. Rudolf von Ems verfaßt im Auftrag seines Königs, Konrad IV., die Weltchronik und begleitet ihn auf seinem Zug nach dem Süden.

Hohenems
von Süden



Die Erbauungszeit des Schlosses Altems wird von den Geschichtsforschern in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts verlegt. Nur die romantische Sage vom Konradsbrunnen versetzt die Zeit ihres Entstehens in jene Tage vor tausend Jahren zurück, da die wilden Horden der Ungarn auch unsere Gegend bedrohten, bis sie von den großen Kaisern Heinrich I. und Otto I. entscheidend geschlagen wurden.

Auch die Emser Chronik hat diese Sage vermerkt, als deren geschichtlicher Kern vielleicht die Erbauung der Burg durch die Welfen und die Herkunft der Emser aus der Ravensburger Gegend gelten kann.

Diese Sage erzählt: Als die Ungarn bis nach Schwaben vordrangen, suchten viele Herren ihr Heil in der Flucht nach dem rätischen Bergland. So fand auch Heinrich von Altdorf und Ravensburg, aus dem Geschlechte der Welfen, mit seinem Sohne, dem später heiliggesprochenen Bischof von Konstanz, seine Zuflucht auf dem Felsenschlosse Ems. Als beim Bau der Burg die Menschen und Tiere großen Durst leiden mußten, da es auf dem steilen Fels an Wasser gebrach, ließ der Knabe Konrad auf wunderbare Weise den Brunnen erstehen, dessen Zisterne noch heute innerhalb der Ruinen zu sehen ist.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Anfänge der Burg Hohenems wirklich in jene frühe Zeit zurückgehen. Denn es ist Tatsache, daß damals Burgen entstanden, in die man sich vor dem anstürmenden Feind zurückzog. Diese Befestigungen werden Fluchtburgen genannt, und so gut wie der Abt von St. Gallen mit seinen Mönchen sich vor den Ungarn auf eine befestigte Anhöhe an der Sitter zurückzog, so gut wie seine Untertanen nördlich des Sees in das geschützte Wasserburg flohen, werden sich andere ebenfalls auf besonders leicht zu verteidigende Felsenhöhen geflüchtet haben, wie schon die Sage erzählt. Als eine solche Anhöhe kam aber der Schloßberg von Ems wohl leicht in Betracht.

Wie unsere Vorfahren wohnten

Holunder, 9. Jg., 1931, Nummer 21, 23. Mai

1931 Erhaben über allen heutigen Siedlungen, in einer Höhe von mehr als anderthalbtausend Metern, hauste der Sohn der Erde zuerst hart unter dem firnweißen Säntis, und im Bereich der Churfürsten und Grauen Hörner stieg er, mit Gemse und Steinwild in Wettbewerb tretend, sogar höher ins Himmelsblau auf.

Im Hintergrund des ersten Menschen stand noch das gewaltige Geschehen der Eiszeit. Kaum hatten sich die mächtigen Gletscher wieder in die Täler zurückgezogen, als er, dem eine stolze Zukunft als Beherrscher der Erde beschieden sein sollte, hier im Morgenrot seiner Geschichte erschien. Und von den Höhen des Alpsteins richtete dieser zum ersten Mal seinen Blick herüber nach der unermesslichen Eiswelt der Heimat.

Wohl fand der Mensch der älteren Steinzeit dort günstigere Lebensbedingungen vor, weil die tieferen Lagen noch zeitweilig vereist und überschwemmt waren. Damals stellten sich da oben im Heime der Vorzeitmenschen, in der sagenumwobenen Wildkirchlihöhle, bisweilen auch gefährliche Höhlenbären und andere höhlenbewohnende Tiere als Schlafgenossen ein.

Ein neuer Vorstoß des Gletschers begrub das ganze Rheintal unter einer mehrere hundert Meter tiefen Decke von Eis und bereitete auch den Siedlungen des Urmenschen in unserer Gegend ein Ende. Lange Jahrhunderte zogen vorüber, bis ein mehr fortgeschrittener Vertreter des Menschengeschlechtes wieder in unseren Tälern erschien.

Die Gletscher der Vorzeit waren längst aus der Gegend gewichen, der Bodensee lag befreit vom Banne des Eises und es herrschte gemäßigtes Klima. Nun rückte auch der Mensch der jüngeren Steinzeit wieder weiter nach Süden und überdrüssig seines unsteten Lebens baute er auf den schaukelnden Wogen sich eine wohnliche Heimstatt. Wo hätten sich auch Wasser und Landschaft mit flachen sandigen Ufern und von schützenden Wäldern umschlossenen Buchten in höherem Maße zu seinen Gunsten vereinigt als an den milden Gestaden des weiten Schwäbischen Meeres. Und schon die ersten Siedler haben es trefflich verstanden, geeignete Lagen zur Errichtung ihrer Wohnstätten zu erwählen.

Wie an den Schweizer Seen umkränzte auch hier bald eine Kette menschlicher Siedlungen urzeitlicher Bewohner das Seegestade und an seinen Ufern hat man bis heute schon über sechzig Pfahlbaudörfer gefun-

den. Die meisten wurden am Untersee nachgewiesen, während in der Bregenzer Bucht die seitherige Veränderung der Küstenlinie ihr Auffinden im heutigen Festland erschwert, wenn nicht etwa Uferbrandung und das Ungestüm des von den Bergen niederbrausenden Föhnsturms ihrer Errichtung hinderlich war.

Am liebsten wurden die Seedörfer am flachen Gestade erstellt, wo man sie bei niederem Wasserstand wohl trockenen Fußes erreichte. Oft wird das Schutzbedürfnis den Menschen der Urzeit zur Wahl derartiger Wohnplätze bewogen haben, wie noch heute manche Naturvölker, um vor feindlichen Stämmen und wilden Tieren sicher zu sein, ihre Wohnstätte ebenso auf dem Wasserspiegel errichten. Auch mag der Beruf als Fischer sowie die waldfreie Lage zur Erwählung solcher Wohnorte eingeladen haben.

Es war eine unendlich mühsame Arbeit, die Tausende Pfähle mit einfachem Werkzeug zu schlagen, durch Anschüttung zu befestigen oder sie in den Seegrund zu treiben. Auch die Pfahlbauer führten kein leichtes Leben und es bedurfte eisernen Fleißes, die Werkzeuge herzustellen, aus dem harten Gestein Hämmer und Beile zu schlagen und immer wieder zu schleifen.

Die Hütten der Pfahlbauer, mit so einfachem Steinwerkzeug errichtet, erregen daher die Bewunderung der Nachwelt. Ihre rechteckigen Hütten standen auf einem Boden von gespaltenen Stämmchen, der mit einer Lehmschicht belegt war. Die zwei Meter hohen Wände aus senkrecht gestelltem Holze oder aus Flechtwerk wurden ebenfalls mit Lehm überstrichen und oft mit Rinde belegt. Das hochgieblige Dach aus Schilf, Stroh und Rinde schützte die Pfahlbauten vor den Unbilden des Wetters. Von den beiden Innenräumen diente der vordere für wirtschaftliche Zwecke, der andere als Schlafräum. Hier befand sich aber auch die steingefasste Herdstelle, an der die Nahrung zubereitet wurde.

Eine Plattform aus Balkwerk bildet den Vorraum des Hauses und wo keine Pfahlbrücke die Seedörfer mit dem Ufer verband, vermittelte der Einbaum, das aus einem Stamme gehöhlte Boot, den Verkehr mit dem belebten Gestade. Und wenn an heiteren Sommertagen die gekräuselten Wellen des Schwäbischen Meeres fröhlich an die Pfähle schlugen, dann tummelte sich auch die Jugend spielend am sonnigen Strand.

So floß im wechselnden Laufe des Alltags den Menschen jener fernen Vorzeit das Leben dahin, bis endlich auch der Pfahlbaukultur die Feierabendstunde schlug. Der Einzug der Bronze erleichterte dem fortgeschrittenen Geschlecht den Sieg über den Urwald und die Seebürger, die in langer friedlicher Arbeit zu bescheidenem Besitz gelangt waren, mögen sich im Lichte der Sonne Homers endlich stark genug gefühlt haben, ihre Wohnung auf der wankenden Welle mit dem Aufenthalt auf dem festen

Grund zu vertauschen. Jedenfalls streifte noch nicht ein Schatten des Eisens das Pfahlidyll an dem blauen See und als die erträumte Stunde dieses Fluch und Segen spendenden Metalls erschien, da waren die Pfahlbauten bereits in den Wellen versunken.

In der jüngeren Steinzeit stoßen wir endlich auf Spuren von Siedlungen im Lande selbst, wo unter den Felsvorsprüngen am Wellenstein der Mensch der Urzeit gehaust hat. Wohngruben aus der Frühgeschichte der Menschheit wurden auch in der Bodenseegegend gefunden. Sie waren meist von einem Steinrand umgeben und mit Stroh und Rinde bedeckt. Ob nicht etwa auch die Pfahlbaubewohner zuweilen vor grimmiger Kälte Zuflucht zu solchen Festlandswohnungen nahmen?

Die Völker der Vorzeit gaben meist erhöhten Lagen den Vorzug und während die Ebenen damals vielfach versumpft waren, eigneten sich Hänge und Hügel sehr wohl zum Bau von Schutzburg und Ringwall, in denen Weib und Kind Zuflucht vor feindlichem Überfall fanden, wenn die wehrfähige Mannschaft Jagd- oder Kriegszüge unternahm. Solche Fluchtburgen wurden auf den von Natur befestigten Höhen des Schellenberges und an anderen Orten gefunden.

Auch die Anhöhe der Oberstadt in Bregenz war schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt und bei der Eroberung durch die Römer saßen hier keltische Stämme. Die Keltendörfer, welche noch einen recht ärmlichen Eindruck gemacht haben mögen, sollen die Art ihres Hausbaues noch in vielen Gegenden Deutschlands bis in unsere Tage fortgepflanzt haben. In Kempten ist der keltische Wortstamm »dunon« erhalten und erinnert, daß dieses Volk dort einen befestigten Wohnsitz geschaffen.

Als um Christi Geburt die Römer nach Norden vordrangen, waren es besonders die milden Gestade des Bodensees, wo sie sich heimisch fühlten, und bald erstand eine römische Stadt an Stelle der keltischen Siedlung. Kaum irgendwo anders im rauhen germanischen Norden fand der Legionssoldat, der sich häufig schon während seiner langjährigen Dienstzeit vermählte, mehr Ähnlichkeit mit seiner meerumspülten italischen Heimat als an den sonnigen Ufern des Sees. Bald erhoben sich hier daher römische Villen, die den ganzen Zauber des sonnigen Südens vorzuspiegeln vermochten.

Größere Grundbesitzer zogen es vor, inmitten ihrer Güter in der Nähe sprudelnder Quellen und saftiger Wiesen in einem Landhaus zu wohnen, und solche Einzelhöfe mochten in weitem Umkreis von Bregenz manche in die Landschaft eingestreut sein. Auch sonnige, windfreie Hänge mit weitem Ausblick wurden bevorzugt.

Als praktische Leute haben es die Römer trefflich verstanden, ihre häuslichen Bedürfnisse den klimatischen Verhältnissen nördlich der Alpen

anzupassen. Dies zeigt besonders auch die Villa des vornehmen Salinus, der wohl als Stadtbeamter oder Befehlshaber diesen prächtigsten Wohnbau des römischen Bregenz besaß und sich sogar eine eigene Badeanlage mit Warmluftheizung leisten konnte.

Um sich nämlich gegen die ungewohnte Kälte der nördlichen Gegend zu schützen, bedienten sich die Römer einer vortrefflichen Beheizung: Fußböden und oft auch Wände ihrer Wohnräume mit heißer Luft zu erwärmen. Sie legten die Bodenplätze auf kleine, in Reihen stehende Pfeiler und ließen in den so entstandenen Hohlraum die in Öfen erhitzte Luft streichen.

Der Fußboden dieser Villa war mit hübschen Mosaikgemälden herrschaftlich geschmückt. In vierfarbigen Steinchen ist das Bild eines Reiters mit Pferd und Siegespalme erhalten. Eine Bronzetafel trug eine Inschrift zu Ehren Vespasians. Ein Statuettenchen, einen bärtigen Gelehrten darstellend, erinnert daran, daß hier auch die Wissenschaft eine Pflegestätte besaß.

Aber auch im römischen Bregenz gab es weite Bevölkerungsschichten, die sich mit sehr bescheidenen Wohnverhältnissen begnügen mußten. So begegnen wir da auf dem Ölrain einem geschlossenen Häuserblock, in dem die Wohngelasse der Armen, die Canabae, eingebaut waren. Weit entfernt von jeder Fülle von Räumen, wie sie die reichen Römer besaßen, tritt uns hier eine Beschränkung auf das Allernotwendigste entgegen, wie es mit der sozialen Stellung der Handwerksleute, der Krämer und Händler zusammenhing. Die ganz mittellosen Bewohner wohnten dagegen in elenden Behausungen, die oft nur in einem oder in zwei engen Räumen bestanden.

Doch nicht lange durften die römischen Siedler sich des friedlichen Lebens erfreuen. Bereits im dritten Jahrhundert drohten die Einfälle der germanischen Horden in unsere Landschaft. Brigantium ging in diesen Kämpfen zugrunde. Gras grünte auf seinen Ruinen, und nur noch die alte Heerstraße erinnerte hier an die Tätigkeit des römischen Geistes. Die Wohnkultur sank nun zurück, da der germanische Fremdling den Steinbau nicht kannte und als Gefängnis der Freiheit verabscheut hat. Eine alemannische Mutter soll ihrem Sohne den Rat gegeben haben, was die Römer erbaut hätten, zu zerstören.

Der Süden Vorarlbergs blieb aber noch lange über die Stürme der Völkerwanderung hinaus von romanischem Geiste beherrscht, und allenthalben erinnern hier die Namen der Dörfer und Fluren an diese Zeit. So hat sich das Wort für Haus oder Hütte (casa) bis heute in den Parzellen Agasella, Garsella und Raselles erhalten, während Gurtis, Gurtigom, Gurt Niel, Gurtnätsch und Gortipohl den Namen eines romanischen Hofes (curtis) bewahren. Dafür, daß auf den Alpen gerne Höhlen benutzt wurden, spricht der Name Caviu für die Alpe Gäfis.

Auch noch in dieser Zeit wurden zur Besiedlung die Schotterkegel vielfach bevorzugt, da die Talebene häufigen Überschwemmungen und der Versumpfung ausgesetzt war. Daher boten auch die sanft ansteigenden Hänge einen mehr sicheren und ertragreicheren Boden. Aus den St. Galler Urkunden des 8., 9. und 10. Jahrhunderts sehen wir, daß besonders der Walgau in dieser Zeit verhältnismäßig reich besiedelt war. Und von jeher ein buntes Völkergemisch von Osten und Westen berührend, ist daher gerade in diesem Gebiete auch die bunteste Mannigfaltigkeit an Haustypen anzutreffen.

Waren bei den Romanen die Bauten vielfach aus Stein, finden wir andererseits, daß selbst Kirchen und Klöster im deutschen Gebiete noch lange Zeit ausschließlich Holzbauten waren. Meist sind Kirchen und Kapellen des frühen Mittelalters ungegliederte, vom Gebälk eines Haubendaches überwölbte Holzbauten, und der Steinbau der Kirchen war bezeichnenderweise bis ins 11. Jahrhundert Sache romanischer Arbeiter. Das Kloster Mehrerau wurde noch im 11. Jahrhundert aus Holz errichtet, und erst zu Beginn des nächsten hat der Graf von Bregenz an seine Stelle einen Steinbau gesetzt.

Die germanischen Ansiedler waren bei Gründung ihrer Dörfer darauf bedacht, jeder Familie eine geräumige Hofstätte anzuweisen, und an Bauplätzen war natürlich kein Mangel. Jeder bekam durch das Los einen gleichwertigen Bauanteil zugewiesen, und darauf baute der Alemanne sein Haus, wie er wollte. Der eine wandte die Langseite der Straße zu, der andere den First; der eine stellte es näher, der andere wieder entfernt von der Straße hin. Eine Bauordnung gab es damals noch nicht, und so entstand das germanische Haufendorf mit den wahllos angeordneten Häusern. Zur Errichtung ihrer niedrigen Blockhäuser wurden Fichtenstämme zu einem länglichen Viereck zusammengefügt. Die untersten Balken legte man auf Steine und lagerte dann die anderen Stämme mit den abgeschrotteten Seiten übereinander, indem man die Enden der Blöcke durch Zapfen an starken Eckpfosten befestigte. Zwischen die Balken stopfte man Moos und strich Lehm darüber. Der Boden bestand aus einer Schichte gekneteten Lehms. Der Keller lag außerhalb des Hauses, ebenso Scheune und Speicher. In mit Dung und Stroh gedeckten Erdhöhlen suchte man Schutz gegen grimmige Kälte.

Das alemannische Haus war ein einziger Raum, also daß das Kind in der Wiege bis an den First und die rußigen Rafen¹ sah, wo das Fleisch zum Räuchern aufgehängt wurde. Der Rauch, welcher von der in der Mitte des

¹ Rafen: Dachsparren, vom First zur Dachrinne laufend, worauf die Dachlatten genagelt werden. (*Ann. d. Hrszg.*)

Raumes liegenden Feuerstelle aus Stein ausging, suchte durch die Dachsparren und die seitlich unter dem Dach angebrachten Lichtluken den Ausgang ins Freie. Die anfangs geflochtene Tür war tagsüber meist geöffnet und diente zum Eintritt des Lichtes. Auf Stroh und Laubwerk hatte man das Lager, in Trögen das Mehl und die Gewänder; Tische und Stühle fehlten noch lange. Der Einraum, der leicht abgebrochen werden konnte, galt noch jahrhundertlang als Fahrhabe². Auf dem Giebel des manchmal rot bemalten Hauses prangte oft der Schädel eines Pferdes oder eines erbeuteten Jagdtieres. Der Garten diente noch nicht zur Zierde, doch zog man in ihm Kraut zu Gemüse, namentlich Kohl, vermutlich auch Mangold, Zwiebel und andere heilkräftige Gewächse. Während das romanische Dorf die Bäume nicht liebt, besitzen diese uraltes Bürgerrecht im deutschen Haufendorfe, und jeder pflanzte sie vor seine Hütte.

Wenn wir heute die altersgrauen Burgruinen aufragen sehen, beneiden wir oft die Menschen, welche darin gelebt. Dies ist freilich nicht in jeder Hinsicht begründet, denn ein Teil der Ritter lebte auf diesen Höhen gar nicht so behaglich. Im Winter strich durch die Wohnung der eiskalte Wind, und keine Fenster von Glas erhellten die Räume. Zum Schutz gegen Kälte wurden die Läden geschlossen, und Herdfeuer und Kienspan ersetzten das Tageslicht nicht.

Der einfache Mann wohnt heute wohl angenehmer in seiner Behausung, und als Ritter auf ein solches Schloß versetzt, müßte er vieles vermissen, was heute Allgemeingut ist und als unentbehrlich angesehen wird.

Auch die Bewohner der mittelalterlichen Städte lebten noch in einfachen Formen. Ihre Häuser waren oft klein und eng, aus Fachwerk oder aus Holz errichtet und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Wo es schon ein oberes Stockwerk gab, sprang es oft über das untere vor, und diese Überhänge und Erker schmälerten in den engen Gassen noch mehr das spärliche Licht, das die kleinen Fenster einließen. In manchen Städten war es der Brauch, die der Straße zugekehrten oberen Stockwerke durch Pfeiler zu stützen, wodurch die gedeckten Laubengänge entstanden, die wir in Feldkirch und Bludenz noch sehen.

Infolge des vorherrschenden Holzbaues brachten Brände den Städten nicht selten Verhängnis, unsomehr, als sie nur mit dem Eimer bekämpft werden konnten. Im Jahre 1348 zerstörte eine Feuersbrunst das Illstädtlein fast völlig, und »*anno 1460 entstande in Feldkirch an St. Othmari Tag zu Nacht zwischen 11 und 12 Uhr in des Hans Gabbi Haus ein erschrockliche Feuersnot vermittels eines gelegten Feuers und verbrann schier die ganze Stadt.*« Der Täter dieses Unglücks war Hans Gilg. Der wurde unter einem Zuber

² Fahrhabe; fahrende Habe: bewegliches Vermögen. (*Anm. d. Hrsg.*)

gefunden und samt seinen sauberen Gesellen ebenfalls zu Aschen verbrannt.

In Bludenz brach in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1491 bei heftigem Wind Feuer aus und verbreitete sich binnen zwei Stunden dergestalt über die Stadt, daß an eine Rettung nicht mehr zu denken war. Umsonst suchten die Nachbargemeinden dem entfesselten Element Einhalt zu tun; die Stadt verbrannte ganz und gar, und mit ihr die Kirche, das Schloß und die Tore. *»Es war alles Holzwerk und nicht ein gemauertes Haus für und für in der Stadt, und hatte man genug zu schaffen, daß man Weib und Kind davon brachte und verbrannten zwei Menschen, ein Kind und eine Frau.«* Nachdem das Städtchen aufs neue aus dem Schutte erstand, machte man sich sogleich an die Aufstellung einer Feuerordnung.

1581 ist zu Bregenz durch eines Hafners Nachlässigkeit eine schädliche Brunst entstanden, die in kurzer Frist 84 Häuser, 40 Menschen und viel Vieh verzehrt hat. 1603 war zu Feldkirch abermals eine Brunst, durch welche in der Vorstadt 48 Häuser und 10 Ställe eingeäschert wurden. *»Anno 1638 hat in Bludenz Martin Ratgeb Feuer gelegt, welches also um sich gefressen, daß die ganze Stadt in Aschen gelegt worden. Dieser Täter hat selbst helfen löschen, seine Bosheit damit zu bemänteln, ist aber hernach gefangen und wegen dieser und anderer Mißhandlungen in dem Gerichte Rankweil verbrennt worden. Der Tropf aber ist verzweifeld gestorben.«*

»Anno 1682 war in Bludenz, so viel mutmaßet wird, wegen des Hampfs und ringer Sorg einer Person abermalen eine grausame Brunst entstanden, welche so gehauset, daß in wenigen Stunden außer dem Rathaus und etlichen Häusern alles auf dem Boden gelegen. Am 10. Oktober des nämlichen Jahres brannten in Schruns die Kirche und zwölf nahegelegene Häuser ab, und zwar durch einen lüderlichen Soldaten, der nach einem Vogel auf dem Kirchendach geschossen hatte.«

Am 6. August 1697 kam in der Nacht zwischen ein und zwei Uhr in Feldkirch ein schrecklicher Brand zum Ausbruch und legte den größten Teil der Stadt vom dicken Turm bis zum Rosengässele und zur Marktgasse in Asche. Bald darauf erging ein strenges Verbot gegen das Tabakrauchen sowie das Hanf schlagen und Dörren, wohl weil man in einer von diesen Gepflogenheiten die Brandursache sah. In Lindau wütete das Feuer in einem Jahrzehnt sogar zweimal mit schrecklicher Gewalt und legte das östliche Viertel fast ganz in Asche und Schutt. 1740 retteten 40 Familien nur ihr nacktes Leben, und kaum waren die Häuser wieder erstanden, traf neues Unheil die Stadt.

Die Einrichtungen der engen Wohnungen und Gemächer waren Ende des Mittelalters selbst bei Wohlhabenden ziemlich dürftig und schmucklos. Der Ofen war noch nicht überall verbreitet und in die Fenster waren erst jüngst kleine Glasscheiben an Stelle undurchsichtiger Stoffe getreten.

Die Möbel sind einfach; wir bemerken nur Tische, Stühle und Bänke, an Stelle der Schränke Truhen und Kästen. Das Geschirr ist von Holz, von Ton oder Zinn. Porzellan und Glasgefäße sucht man vergeblich.

Beim Essen bediente man sich noch der »fünzfinkigen Gabel«, der Hand, die vor und nach Tisch gewaschen werden sollte. Als Trunk liebte man fremde Weine, das gewöhnliche Volk aber gab sich mit dem sauren Landwein zufrieden. Der vornehme Bürger brachte viel Zeit in den dort oft nicht ganz einwandfreien Badestuben zu. Die hygienische Rückständigkeit jener Zeit ließ den ansteckenden Krankheiten oft Tür und Tor offen, sodaß alle Augenblicke ein großes Sterben durch die Gassen der Stadt rannte. Von 1326 bis 1400 zählte man 32 Pestjahre und im folgenden Jahrhundert werden sogar deren 40 gezählt.

Wenn man bedenkt, daß in den mittelalterlichen Städten große Unreinlichkeit herrschte, darf man sich über diese Zustände nicht allzusehr wundern. Ställe und Misthaufen lagen überall an den Straßen, denn fast jeder Bewohner hielt auch Vieh und die Schweine liefen noch in größeren Städten frei herum. Der Städter war halb ein Bauer geblieben, was er damals gewesen, als er vom städtischen Grundherrn den Boden zum Bau seiner Hofstätte gegen mäßigen Zins erwarb, der in Bregenz jahrhundertlang 20 Pfennig betrug.

Das aus den Städten hervorgegangene Patriziat schuf sich zu Anfang der Neuzeit eine Reihe von ländlichen Edelsitzen, deren solide Art sich zum größten Teil bis auf unsere Tage erhielt. Sie bevorzugten die landschaftlich reizvollen Lagen in der Umgebung von Rankweil, Götzis und Bregenz. In ihrer Bauart entlehnten sie manches aus früherer Zeit, teils zur Zierde und teils zur Sicherheit gegen fahrendes Volk. Manche dieser Sitze erscheinen als feste, zwei bis drei Stock hohe Häuser mit steilen Giebeldächern, denen nur die Raumeinteilung, die geräumige Halle im Erdgeschoß und mitunter ein turmartiger Anbau ein herrschaftliches Ansehen verleihen. Hierher gehören die Ansitze am Sonderberg und im Birken bei Götzis, die man von der Eisenbahn aus beobachten kann.

Nun haben wir über die Wohnverhältnisse vergangener Zeiten manches gehört und wir sehen, daß die Menschen von heute im allgemeinen unendlich vorteilhafter wohnen als einstmals. Nur ist es auch hier wie überall im Leben: Was man hat, sieht man als selbstverständlich an und erst, wenn man etwas entbehrt, lernt man es schätzen.

Freilich ist auch heute noch ein unendlicher Unterschied in der Wohnkultur und noch ist die große Mehrzahl der Menschen nicht teilhaftig der Segnungen des technischen Fortschritts im Wohnbauwesen und neben dem reichen Palast stehen die überfüllten Mietskasernen und die verfallende Hütte der Armen. Auch ihnen den Weg zu lichtem, sonni-

gem Wohnen zu ebnen, ist der verdienstvolle Zweck der Bauspargenossenschaften, die sich, mit Wüstenrot an ihrer Spitze, auch in unserem Lande durch Werk und Beispiel schon rühmlich hervorgetan haben. Mögen im Laufe der eilenden Jahre recht viele noch der Vorteile eines gesunden friedlichen Eigenheimes teilhaftig werden, dann bedeutet diese Siedlungsarbeit einen wichtigen Markstein auf dem Weg zur Kultur.

Das alte Vorarlberger Haus

*Wüstenroter Eigenheim – Monatschrift für das Bausparwesen
in Österreich, Jg. 1931, Heft 6, Juni*

In der Jahrtausende rollendem Lauf stiegen Völker auf und versanken, es wechselten Sitte und Brauchtum in unserem Lande und mit dem langsamen Fortschritt des technischen Könnens und geistigen Strebens nahm auch die Wohnkultur einen mächtigen Aufschwung. Und dort, wo halb-nackte Troglodyten¹ mit primitivem Steinbeil den Kampf mit den Naturgewalten aufnahmen, wo der flüchtige Nomade sein einfaches Zelt oder der Pfahlbauer seine luftige Hütte über den schaukelnden Wogen errichtet hatte, stehen heute vornehme Villen mit allen Bequemlichkeiten des modernen Lebens und aus blühenden Obstbaumhainen ragen die behäbigen Häuser des Landmannes. In ihrer trauten sonnigen Stube wohnt heute der einfache Bauer angenehmer als ehemals der Häuptling der Vorzeit oder der Ritter auf seiner Burg. 1931

Wie die verschiedenen Hausformen unseres Landes in der Flucht der Jahrhunderte geworden sind, soll hier in kurzen Zügen dargestellt sein. Schon in den Tagen der Urzeit lassen sich zwei Grundgestalten des Hauses, Wandhütte und Dachhütte, unterscheiden. Jene ein einräumiger Blockbau mit hohen Wänden und flachem Dach, diese durch Ausfachung der das Dach tragenden Stützen entstanden; von ihr ging auch das Einheitshaus aus.

Von der Dachhütte nahm das nordgermanische Haus seinen Ausgang. Seine Wände waren von senkrecht stehenden Pfosten gestützt, die man durch waagrecht gelegte Balken verband; an den Ecken ragten die sich kreuzenden Köpfe der Hölzer heraus. Es liegt also bei diesem Hause eine Verbindung von Holz- und Ständerbau vor und von scharfsinnigen Forschern wurde vermutet, es sei von den indogermanischen Illyrern nach Deutschland gekommen, wo es uns im niederdeutschen Bauernhause erhalten blieb.

Auch bei uns lebt die schon in grauer Vorzeit geübte Ständerbauart mit eingefalzten Balken fort, die sich nur noch in wenigen Rückzugsgebieten wie im Schwarzwald und in der Nordschweiz erhalten hat, in den uralten Siedlungen von Göfis und Rankweil und ganz vereinzelt kommt sogar in Dornbirn ein mit Ständerkonstruktion verbundenes, romanisches Steinhaus noch vor.

¹ Troglodyten: Höhlenmenschen. (*Anm. d. Hrsg.*)

Bei Ständerbauten sind die das Dach stützenden Säulen in den Grund eingelassen und mit waagrechten Wandbalken verankert. Ihr hohes Alter erweist sich auch hier, da sie fast durchwegs über altem Gewölbebau ruhen. Auch im ehrwürdigen Gerichtsgebäude von Sulz stehen die Ständersäulen aus Kestenh Holz über gewölbten Kellern mit romanischen Türen.

Im Walgau und Montafon, wo rätromanisches Leben im Mittelalter noch lange fortblühte, haben sich zahlreiche Spuren und Reste romanischer Bau- und Siedlungsweise erhalten. Allenthalben findet man hier noch Wohnungen, an denen man erkennt, daß einst das steingebaute *Romanenhaus* herrschte und oft in romanischer Art zusammengebaut war.

Erst später ging das Steinhaus mit dem germanischen Holzbau eine Verbindung ein. Aber noch sind alte rätromanische Hausformen, die dem Engadiner Haus gleichen und mit ihren tiefen kleinen Fenstern und der schwach geneigten Bedachung wie schwere Steinwürfel aussehen, erhalten.

Besonders auch in dem vermutlich lange rätromanischen Bludesch und Ludesch ist der romanische Steinbau noch herrschend, wo die in langer Zeile angeordneten Häuser dieser Gemeinde an das romanische Straßendorf erinnern. Das rätromanische Steinhaus tritt uns im Walgau auch in einer jüngeren Form entgegen, die besonders durch ihr weißgeputztes Mauerwerk, den giebelseitigen Eingang und den malerischen Treppenvorbau an das Oberinntaler und Vinschgauer Haus gemahnt.

Sogar noch außerhalb des Walgauer finden sich Häuser, die halb in Stein, halb in Holz gebaut sind, wodurch ihre Giebelseite in eine helle gemauerte und eine dunkle aus Holz zerfällt. Der Eingang führt dann zu der im Steinbau untergebrachten Küche, während die anheimelnde Stube mit den größeren Fenstern und hübschem Getäfel im holzgebauten Teile untergebracht ist. Wir erkennen an derartigen Häusern, wie durch das Vordringen der aus Holz gezimmerten Stube mit dem ebenfalls deutschen Ofen der rätromanische Steinbau immer mehr zurückgedrängt wurde.

Im heutigen *Montafoner Haus* ist diese zweckmäßige Verbindung von Holz und Stein zum malerisch schönen Wohnbau entfaltet. Und mit seinen oft geschmackvollen Fresken an der weißgetünchten Steinwand und dem zierlichen Schnitzwerk am Holzteil gilt das Montafoner Haus im Widerspiel der beiden Farbtöne und der harmonischen Flächengestaltung geradezu als unübertroffen.

Das oberdeutsche Bauernhaus geht von der einräumigen Blockhütte aus und ist germanischen Ursprungs. Seine hohe Stellung in der Wohnkultur und eine große Verbreitung erlangt es vor allem durch Trennung von Herd und heizbarem Wohnraum, der »Stube«. Nach neueren Forschungen dürfte ihr Name weniger von »stieben« als vielmehr von der

Bezeichnung einer Höhlung mit steilen Wänden herkommen, welches Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung noch in der »Brunnenstube« in Geltung steht.

Die Stube hätte dann wohl ihren Ausgang von jenen Wohngruben genommen, in deren durch Streu überlagerter Kellerhöhle man Schutz vor der grimmen Kälte des Winters fand. Und als endlich der Backofen, dessen Urform in dem alten Stubenofen des oberdeutschen Bauernhauses erhalten ist, Eingang in diese ursprüngliche Stubenform fand, wo das Backen auf erhitzten Steinen und wärmeerhaltender Überdeckung vor sich ging, erhob sich bald auch ein einfacher Blockbau über dem Backraum, unsere Stube.²

Auch das oberdeutsche Haus trug einst Gehöftcharakter mit verschiedenen einzelstehenden Räumen, und erst im Laufe einer langen Entwicklung ist es zum Einheitshaus geworden, in dem Wohnung für Menschen und Vieh mit den Wirtschaftsräumen unter einem Dache vereint sind. Viele Haustypen haben aber dieses Ziel nie erreicht und sind bei der Vereinigung der Wohnküche stehen geblieben.

Um 600 gehörte die Stube noch nicht zu den ständigen Wohnräumen und hat wohl als Back- und Badehaus gedient. Auch der Alemanne wohnte in einem Einraum und das Gesetz ließ ein Kind nur dann als lebend gelten, wenn es die vier Wände und das Dach des Hauses erblickt hat. Daraus kann man auf den viereckigen Blockbau ohne eigene Decke schließen. Deshalb ist man jedoch nicht zur Annahme gezwungen, daß nicht auch ähnliche Räume für Vieh und Futter unter getrenntem Dache vorhanden waren. Heu und Streu dürfte man meist in Form von Schobern in der Nähe der Stallung angehäuft haben, wie dies bei Mangel an bedachtem Raume der Bauer heute noch tut.

Haus im
Montafon



Montafoner
Haus
in der Zeit
der
Baumblüte

² Vgl. Helbok: »Der Ursprung des oberdeutschen Bauernhauses«.

Nach dem sogenannten Testament des Bischofs Tello von Chur umfaßte der Herrenhof um die Mitte des 8. Jahrhunderts in unserer Gegend auf seinen Hufen³ das Herrenhaus, Küche und Scheune, Stallung und Speicher. Ebenso ist auch schon der Gemüsegarten vorhanden. Sind wir also über die Wohnverhältnisse der alemannischen Siedler nur aus dürftigen Quellen unterrichtet, so ist es auch noch beinahe unmöglich, einen Blick in das Bauernhaus des Mittelalters zu tun, da jenes erst vom Anfang der Neuzeit datiert werden kann.

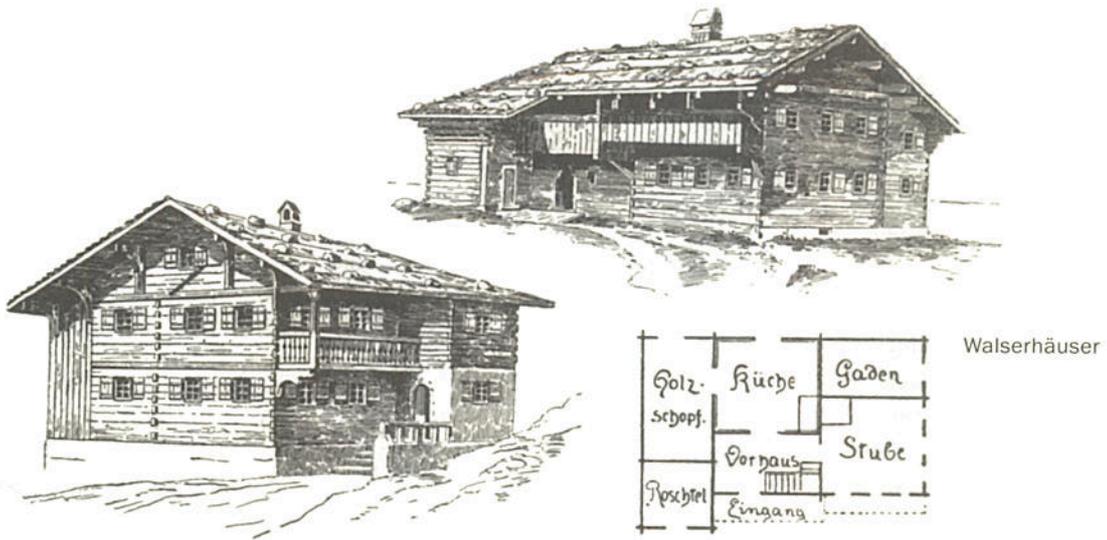
Am ehesten ist dies noch beim *Walserhaus* möglich, da sich in den hochgelegenen Tälern alte Bauweisen viel leichter und länger erhielten als in der verkehrsreichen Niederung. Da ferner die Walser noch in den Tagen des Mittelalters aus einsamer Berghöhe in unser Land kamen, konnte ein Vergleich des Walserhauses in Vorarlberg mit jenem im Walis den Zustand desselben zur Zeit der Auswanderung noch einigermaßen rekonstruieren.

Seine erste Behausung wird der eingewanderte Walser, wie es heute der Auswanderer tut, nach den einfachsten Vorbildern hergestellt haben. Einräumige Blockbauten waren daher auf unseren Walserbergen anfangs nicht selten. Wie in allem wahrten die Walser auch in der Bauart des Hauses ihre Selbständigkeit und nur in beschränktem Umfange schlossen sich die im Bauen wenig bewanderten Bauern schon vorhandenen Grundrisse an. Durch Einziehung einer Wand in die Küche gewinnt der vorher zweizellige Holzblockbau einen neuen Raum, das Vorhaus genannt. Und da die Kammern nach dem Landsbrauch erst im 16. Jahrhundert hier Aufnahme fanden, stehen wir im einfachen oberdeutschen Stubenküchenbau der ursprünglichen Gestalt des mittelalterlichen Bauernhauses wohl ziemlich nahe.

In Damüls stehen noch reine Küchenhäuser, an die erst später Stube und Laube angebaut wurden. Häufig war auch kein Herd, sondern nur ein Ofen vorhanden, der zum Kochen zurechtgerichtet war.

Außerdem hatten die Walserhäuser zur Zeit der Niederlassung nur wenige kleine Fenster; ein schmaler Schlitz über der Tür erhellte die Küche. Den Rauch ließ man meist durch die offene Haustür entweichen, da ein Kamin fehlte. In der Stube hatten ehemals oft auch die Hühner ihre Heimstatt und ein eigenes Hennenloch führte von ihr ins Freie. Eine verschließbare Öffnung an der Decke bot wohl die einzige innere Verbin-

³ Hufe oder Hube (süddeutsch und österreichisch für Hufe) bezeichnen die Fläche, die eine Familie bearbeiten und von deren Erträgen sie sich ernähren konnte. Die Größe hing stark von der Bodengröße ab und war dadurch regional sehr unterschiedlich. (*Anm. d. Hrsg.*)



dung mit dem oberen Stockwerk, und heute noch werden durch dieses »Dielaloch« bisweilen die Kinder hinaufgeschoben. An anderen Häusern begab man sich früher auf vorstehenden Holznägeln an der Außenwand ins Oberhaus, das in einem niedrigen abgeschrägten Raume bestand, und der ganzen Familie als Schlafräum diente.

Heute dagegen liegen im oberen Stockwerk des behaglichen Wohnbaues Oberkammer, Oberstube und Gang, im Hinterhaus allenfalls Speicher und Hinterkammer. Die an den Pfahlbau erinnernden altertümlichen Speicher auf Pfählen sind heute wohl noch in der Urheimat der Walser, nicht aber in den Vorarlberger Walsertälern zu finden. Als im Kleinen Walsertal die Pferdezucht aufkam, wurde dort auch noch der Roßstall hinzugefügt, und wiewohl dieser heute als Holzschopf oder Werkstätte dient, hat sich der Name »Rostel« noch immer erhalten.

In der sauberen Walserstube sind Bänke, Uhrgehäuse und der schön geschnitzte Stubenkasten mit der Vertäfelung fest verbunden. Altertümliche Stühle stehen um den schweren Tisch mit eingelegter Schieferplatte und mit den gespreizten, hübsch gedrechselten Füßen. Im Mittelbergtal schmückt den Tischwinkel oft ein kleines Glorifenster mit gelbem Glas, das Hausheiligtum mit dem geschnitzten Herrgott, der nach altehrwürdigem Brauche auch beim Hausverkauf seinen Platz nicht verläßt.

Bis heute ist das Walserhaus ein echter Gehöftbau geblieben, in dem Wohnhaus sowie Stall- und Futterräume getrennt sind. Da ferner bei diesen Äplern die ganze Wirtschaft auf Viehzucht und Milchgewinnung gerichtet ist, zeigen die Walsersiedlungen kein geschlossenes Dorfbild. Durchwegs ist die Hof siedlung herrschend, wo das Bauerngut das einzelne Gehöft umgibt.

Freundlich blicken von ihren Höhen die traulichen Walserhäuser mit ihrer fensterreichen braunroten Giebelseite zu Tal, fast überall die Mittagssonne grüßend. An einer Hauswand wacht gewöhnlich ein Strauch Holunder, der uralte treue Begleiter des deutschen Ansiedlers, der in dieser rauhen Natur kühnen Mutes, kein Hindernis scheuend, den Boden urbar gemacht und der Kultur eine neue Heimstatt gegründet hat.

Zur Zeit der Niederlassung der Walser trug auch das Haus im Bregenzerwalde mehr Gehöftcharakter und besonders in den dem Walde näher liegenden Walserorten, wie in Damüls, hat auch der Schopf des Wälderhauses früh schon Eingang gefunden und auf dem Wege nach dem Innerwald haben sich Walser- und Wälderhaus noch enger verbunden.

Auch das *Bregenzerwälderhaus* ist ein Holzblockbau und zeichnet sich besonders durch harmonievollere Raumteilung aus. Dabei ist aber das vom Allgäu aus mehr beeinflusste Haus des Vorderwaldes deutlich von jenem des Hinterwaldes zu unterscheiden. Heute hat der Wälder die Form des Einheitshauses erreicht und sein Haus hat dieselbe Gliederung wie das Allgäuerhaus, aber bei näherer Betrachtung erkennt man noch deutlich, daß Wohnung für Menschen und Vieh erst spät durch eine Bedachung verbunden wurde.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg hatten die Wälder Baumeister die Führung bei bedeutsamen Bauten von Oberschwaben und in der Ostschweiz. Kein Wunder, wenn daher der herrschende Baustil jenes Zeitalters an den Wohnhäusern des Bregenzerwaldes nicht spurlos vorüberging und die Bautätigkeit der berühmten Wälder Meister hier das trauliche Renaissancehaus schuf.

An Tafelwerk, Türen und Möbeln kam der Geschmack des Barock zur Geltung und schließlich wurden die Stirnwände der Häuser nun oft mit Rokokomalereien geschmückt, wie sie in Schoppernau, Schnepfau, Reuthe und Bezau zu sehen sind. Und wer heute den schönen Bregenzerwald kunstsinnigen Auges durchwandert, wird das schmucke Wälderhaus oft beobachten. Seine ältesten erhaltenen Bauten stammen noch aus dem Anfang des drei Jahrzehnte dauernden Krieges und gehen in Andelsbuch auf das Jahr 1619, in Bezau auf 1648 und 1664 und in Schoppernau auf 1636 zurück.

Im Wälderhaus der neueren Zeit verliert der Schopf, der sommerliche Aufenthalt mit den bisweilen zierlich geschnitzten Säulen, Brustwellen und Brettern, seine Beliebtheit. Ebenso tritt an Stelle des alten Kopfstrickes der wandglatte Schwalbenschwanzstrick, der seit dem 18. Jahrhundert gern mit kleinen Schindeln beschlagen wird. An Stelle des niedrigen, mit Steinen beschwerten Dachstuhles erhebt sich nun ein höheres Schindeldach.

Im 17. Jahrhundert war die fränkische Form des *Fach- und Riegelwerkbaues* beliebt und manche Häuser im Lande haben diese schmucke Bauart erhalten. Als Beispiel sei die um 1700 erbaute »Krone« in Hard, ein vollendet schöner Fachwerkbau, im Bilde gebracht. In unseren Städten wurde im 18. Jahrhundert noch mancher stattliche Riegelwerkbau durch den Verputz dem Auge verborgen.

Und wären die Fachwerkbauten in unseren Rheintaldörfern vom modernen Verputze befreit, böten die Talgemeinden neben den altersbraunen Rheintalhäusern ein noch viel malerischeres Bild. Oft wurde auch dem Rheintalhaus ein Giebel aus Fachwerk aufgesetzt, wie dieses Haus überhaupt Vorliebe für eine Art Kreuzfirst hat, die in der Errichtung eines zweiten Giebels auf der Traufseite des Wohnhauses besteht. Hübsche Giebelkreuze, die zu einer schön konstruierten Verbindung mit dem Dachstuhl führen, finden sich besonders in Wolfurt, Rankweil und Dornbirn, wo 1929 ein Doppelgiebelhaus einem Brande zum Opfer fiel.

Das *Rheintalhaus* ist das einzige ursprüngliche Einheitshaus in Vorarlberg, in dem Menschen und Vieh von jeher unter einem in einheitlicher Flucht verlaufenden Dache wohnten. Es hat meist einen Steinunterbau mit eigenem traufseitigen Eingang, von dem man im Innern des Hauses zur Küche emporsteigt, während sich im Erdgeschoß oft nur der Keller befindet. Wahrscheinlich geht dieses gemauerte Erdgeschoß auf romanischen Einfluß zurück, weil das dem Süden zugewendete Rheintal in engem Verkehr mit Graubünden stand. Daher tritt auch im oberen Rheintal der romanische Ausdruck an Gebäuden öfter hervor. Ganze und halbe Steinhäuser mit giebelseitigem Eingang ziehen herunter bis Götzis, wo diese Eigenart gemäß der Geschichte plötzlich abbricht.

Am Blockhausbau unseres Rheintalhauses lassen sich alle landläufigen Arten des Strickens erkennen. Während man früher bei den Strickhölzern eine fast nur hier gefundene Abart des Kopfstrickes anwandte, bei dem die Balkenköpfe etwa anderthalb Dezimeter über die Hausflucht herausragten, wendet man heute fast ausschließlich den Zapfenstrick an, in dem die einzelnen Hölzer durch eingekeilte Zapfen verbunden werden. Dabei wird der moderne Landstrick gegenüber dem älteren Bergstrick bevorzugt.



Typ eines schönen Fachwerkbaues in Hard am Bodensee



Doppel-
giebliges
Rheintal-
haus in
Dornbirn,
Riedgasse
(1929
durch Brand
zerstört)

Mitte des 18. Jahrhunderts im damals noch verkehrsreichen Bauern in Altach auf.

Eine vorwiegend rote Bemalung, die dem »Roten Haus« in Dornbirn den Namen gab, hebt den Eindruck des Rheintaler Stiles. In einem Haus bei der Brücke über die Dornbirnerach, im Zollerschen Hause in Höchst und in Meiningen finden wir noch besonders ausdrucksvolle Zeugen alter Hausmalerei.

Manche Rheintalhäuser sind heute von einem Schindelpanzer bedeckt, was man vielfach bedauert. Doch muß man gestehen, daß solchen Bauten eine Beschindelung mit schmucker Fensterumrahmung gar nicht schlecht ansteht, sie vor der Witterung schützt und im Winter die Wärme besser zusammenhält. Manches geschindelte Haus hat sich auch in die Landschaft so gut eingefügt, daß man auch solchen Bauten das Heimatrecht nicht absprechen kann.

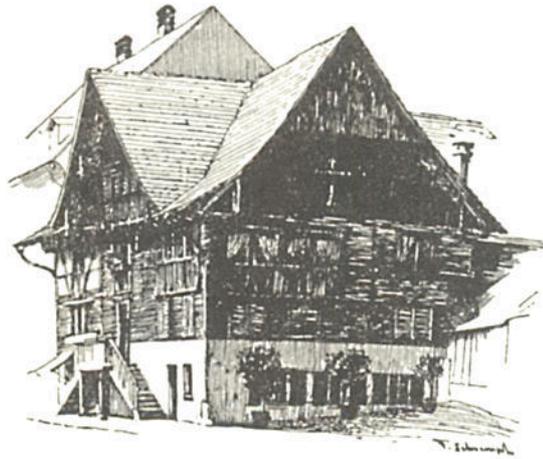
Während früher jahrhundertlang Holzhäuser in Vorarlberg hergestellt und dann besonders nach der Schweiz ausgeführt wurden, ist heute der Bau schmucker Rheintalhäuser selten geworden. Besonders durch das Eindringen der Stickerie sind Ende des vorigen Jahrhunderts im Vorarlberger Rheintal meist stillose Zweckbauten entstanden, die wenig oder gar nichts mehr vom bodenständigen Rheintalhouse an sich haben. Und doch ist gerade dieses eine besondere Zierde der heimischen Landschaft und sollte bei neuen Holzbauten wieder mehr verdiente Beachtung finden.

Fünf Haustypen beherbergen wir also in unserem kleinen Lande und diese sind unter sich wieder in mannigfache Verbindung getreten, so daß wohl selten auf so kleinem Raume eine solche Vielgestaltigkeit der Hausformen in so verschiedener technischer Ausführung gefunden wird. Und wohl selten kommen in einer Gegend alle gebräuchlichen Wandkonstruktionen vor wie besonders im Walgau.

So prägt sich also die schon im Aufbau der heimischen Landschaft zum Ausdruck gebrachte Mannigfaltigkeit wie in Abstammung und Geschich-

te auch in der Wohnkultur deutlich aus. Aber wie sich trotz dieser Mehrwurzlichkeit unserer Volkskultur der Vorarlberger eines festen Zusammengehörigkeitsgefühles bewußt ist, kann auch das Vorarlberger Haus seine Zugehörigkeit zum alten schwäbischen Kulturkreise nicht verleugnen.

Und bei aller Abwechslung hat unsere Hauslandschaft einen übereinstimmenden Grundriß bewahrt, der den Hauptteil der deutschen Schweiz und Oberschwabens umfaßt, wo überall Stube und Kammer nebeneinander liegen und sich hinter beiden die Küche befindet, deren Herd an die Stubenwand gerückt ist, wo auch der von der Küche aus geheizte Ofen steht. Überall führt auch der Hauseingang in die Küche und nur beim romanischen Haustyp ist er nicht auf der Traufseite gelegen.



Das «Rote
Haus» am
Marktplatz
in Dornbirn

Die Beziehungen Vorarlbergs zur Schweiz

Vorarlberger Wacht, 9. Jg., Nr. 47, 22. 11. 1918

Vorarlberger Wacht, 9. Jg., Nr. 48, 29. 11. 1918

Vorarlberger Wacht, 9. Jg., Nr. 61, 15. 12. 1918

Vorarlberger Wacht, 10. Jg., Nr. 9, 12. 1. 1919

1918 Da bei unserer Bevölkerung seit langer Zeit der Wunsch, unser Land
1919 möchte mit der Schweiz vereinigt werden, viel lebhafter war und diese Angelegenheit weit eifriger erörtert wurde, als es in der Presse zum Ausdruck kam, erschien es mir zweckmäßig, dieses Streben des Vorarlbergers aus seiner geschichtlichen Vergangenheit zu erklären, umsomehr, als meines Erachtens das richtige Verständnis für diese Frage nur auf dem genannten Wege gewonnen werden kann. Auch hier wird sich die Geschichte als die beste Lehrmeisterin erweisen.

Das Land Vorarlberg kehrt seine offene Seite der Schweiz zu, während es von dem einstigen Österreich durch hohe Gebirge getrennt ist und im mehr als 1800 m hohen Arlbergpaß die einzige Verbindung mit Tirol besitzt. Über diesen Paß aber führte durch Jahrhunderte nur ein elender Saumpfad, der im Winter oft monatelang ungangbar war. Und noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fuhr wöchentlich nur eine Postkalesche über den Berg.

Fast alle Täler des Landes öffnen sich entweder direkt oder mittelbar gegen die benachbarte Schweiz, und die Wasserläufe Vorarlbergs gehören auch hier größtenteils dem Stromgebiete des Rheins an. Durch fast 40 Kilometer hat es diesen Fluß mit der Schweiz gemeinsam als Grenze und das ihr anliegende Rheintal ist der Wohnsitz des überwiegenden Teiles der Bevölkerung. Hier ist der Hauptsitz der Industrie des Ländchens, deren wichtigster Zweig, die Stickerei, sich in enger Abhängigkeit von St. Gallen befindet. Zwei Eisenbahnen, die eine von Innerösterreich, die andere von Deutschland kommend, verbinden auch Vorarlberg mit der Schweiz. Für den Lokalverkehr sorgen außerdem noch zahlreiche Brücken.

Dem engen geographischen Zusammenhang beider Länder entsprechen auch ihr geologischer Aufbau und ihre Vegetation.

In klimatischer Hinsicht schmiegt sich Vorarlberg ebenfalls an die benachbarte Republik an, während es von Tirol erheblich abweicht.

Diesen innigen Beziehungen unseres Landes zur Nachbarrepublik entspricht auch der kulturelle Einfluß, der sich im ganzen Verlauf der Geschichte auf Vorarlberg von dieser Seite her bemerkbar macht. Die Ge-

schichte unseres Landes kann nur im Zusammenhange mit der eidgenössischen richtig verstanden werden. Gleichen Stammes, haben Schweizer und Vorarlberger Jahrhunderte gemeinsam erlebter Geschichte hinter sich und diese knüpfen die Bande des Blutes und der Sprache noch enger. Diese drei Momente sind es ja, die der Begriff »Nation« voraussetzt.

Schon im grauen Altertum wurde das Kulturleben der Urbevölkerung unseres Landes von der Schweiz her befruchtet und die Pfahlbauer des Bodensees standen ganz unter dem Einfluß der keltischen Kultur, die in der Schweizer Ebene schon früh zu hoher Blüte gelangt war.

Bereits die Römer faßten dann die östliche Schweiz mit Vorarlberg in dem Verwaltungsgebiet Rätien zusammen. Unter ihrer Herrschaft verband bald ein Netz von Straßen beide Länder und bei Höchst, Lustenau und ob Liechtenstein führten Furten über den Rhein. Von Graubünden herab aber zog sich eine Hauptader des Verkehrs nach dem Bodensee. So war eine enge Verbindung mit der Schweiz hergestellt, während über den Arlberg nie eine Römerstraße führte und unser Land mit Tirol fast gar keine Beziehung hatte.

Die einheimische Bevölkerung zu beiden Seiten des Rheins nahm früh Sprache und Sitte der römischen Eroberer an und eine romanische Kultur hat hier durch Jahrhunderte hindurch geblüht. Früh drangen germanische Siedler beiderseits des Rheins vor, aber der Hauptstrom der Einwanderer dürfte nach Vorarlberg sowohl als in die Schweiz nach dem Kampfe der Alemannen und Franken gekommen sein und von der Schweiz her ist sehr wahrscheinlich auch das vorarlbergische Rheintal besiedelt worden. Wenigstens deutet alte Überlieferung, daß Dornbirn in Abhängigkeit von der Pfarre Bernang und Götzis in der von Marbach gestanden habe, darauf hin. Aber auch der Umstand, daß Mäder von Montlingen, Hohenems vom ehemals über den Rhein hinüberziehenden Lustenau in kirchlicher Abhängigkeit war, spricht dafür. Die Zusammenfassung des unteren Rheintales in dem Rheingau setzt ebenfalls enge Verwandtschaft der beiderseitigen Bewohner voraus.

Die Christianisierung Vorarlbergs ist im engsten Zusammenhang mit der Schweiz vor sich gegangen. Schon der sagenhafte Apostel Rätians, St. Lucius, war über Liechtenstein, wo noch die Luziensteig an ihn erinnert, nach Chur gekommen und der von ihm gegründeten Diözese gehörte bis in die neuere Zeit herauf der größere Teil unseres Landes an. Aber auch Fridolin, der Apostel Alemanniens, pilgerte sowohl in der Schweiz als in Vorarlberg umher. Kolumban und Gallus wurden von einem Arboner Priester nach den Ruinen von Bregenz gewiesen und der Neubegründer des Klosters St. Gallen, Abt Otmar, gehörte nach der Überlieferung einem vorarlbergischen Edelgeschlechte an.

Viele Klöster der Schweiz waren schon früh in unserem Lande begütert, so Schänis, St. Luzi, Pfäfers, Einsiedeln, vor allem aber St. Gallen, das bereits gegen Ende des 9. Jahrhunderts vom hl. Eusebius mit dem Schottenklösterlein auf dem Viktorsberg beschenkt wurde. Aber auch viele Laien übertrugen ihren Besitz an diese Abtei, um auf diese Weise den drückenden Lasten des Kriegsdienstes zu entgehen.

In jener Zeit waren die Gebiete der deutschen Schweiz, Vorarlbergs und des Schwabenlandes im Herzogtum Alemannien vereinigt und der größere Teil unseres Landes war mit Churrätien, das einen beinahe unabhängigen Kirchenstaat bildete, eng verbunden. Das Gaugericht in Rankweil gebot vom Septimer und Arlberg bis zum Walen- und Bodensee, also auch über Gebiete der Schweiz.

Unter dem Adel dieser Gegenden ragte bald das Geschlecht der Grafen von Montfort hervor, dem nebst Vorarlberg auch große Besitzungen in der Schweiz gehörten. Aber schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts war es in mehrere Zweige, die sich oft feindlich gegenüberstanden, gespalten. Diesen Zwiespalt nützte das um jene Zeit emporgekommene Schweizer Geschlecht der Habsburger schlaue aus, um sich in unseren Gegenden allmählich festzusetzen. Besonders, als jene um die Mitte des 14. Jahrhunderts Tirol erworben hatten, strebten sie unermüdlich danach, in Vorarlberg Besitzungen zu erwerben, um auf diese Weise eine Verbindung ihrer Stammgüter mit den österreichischen Ländern herzustellen.

Bereits im Jahre der Erwerbung Tirols glückte ihnen der Ankauf der Herrschaft Neuburg am Rhein, anderthalb Jahrzehnte später erwarben sie die Grafschaft Feldkirch und gegen Ende dieses Jahrhunderts auch noch die Herrschaft Bludenz und Montafon, so daß bereits der größere Teil des Landes unter dem Hause Österreich stand. Der freie Adel des Landes stellte sich in eigenem Interesse unter die Führung der Habsburger, um ihre Herrschaft gegen die Ausbreitung der demokratischen Ideen von seiten der Eidgenossenschaft zu sichern.

In den zahlreichen Kriegen, welche die Habsburger zur Erhaltung und Mehrung ihres Besitzes gegen die Schweizer führten, stand daher auch der Adel unseres Landes in den vordersten Reihen.

In den abgelegenen Tälern der Schweiz war es dem freiheitsliebenden Hirtenvolke bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts gelungen, eine freie Bauernrepublik zu schaffen und seine Unabhängigkeit gegenüber den Bestrebungen der Habsburger zu behaupten. Die Eidgenossenschaft war nun fortan der Ausgangspunkt aller Freiheitsbestrebungen der schwer unterdrückten Bevölkerung und von hier aus zog die demokratische Bewegung immer weitere Kreise in ihren Bann und erfüllte das Landvolk mit der Hoffnung auf Unabhängigkeit, den Adel aber mit Furcht und Schrecken.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts war diese Volksbewegung schon bis an den Rhein und Bodensee vorgedrungen, wo das biedere Appenzeller Völklein hauste, und von da aus sprang der Funke der Revolution auch auf unser Land über. Seit Jahrhunderten hatten die Appenzeller in ihrer Bergheimat ein friedliches Hirtenleben geführt, als sie aber von ihrem Grundherrn, dem Abte von St. Gallen, mit unerhörten Auflagen belastet wurden, erhoben sie sich gegen die Knechtung und wandten sich an die benachbarte Eidgenossenschaft um Hilfe. Diese sandte ihnen tüchtige Männer, die das einfache Völklein zu ungeahnten Erfolgen führten. Der Abtei St. Gallen brachten aber die Habsburger Hilfe, da sie wohl wußten, daß die demokratische Welle auch an das jenseitige Rheinufer schlagen werde. In der Schlacht am Stoß aber erlitten diese eine schwere Niederlage und die Städte des Rheintales schlossen sich zu einem Bunde zusammen und die Bewohner Vorarlbergs, empört über die Härte ihrer Herren und der endlosen Fehden des Adels überdrüssig, schlossen sich dem neuen Volksbunde bereitwillig an. Rasch breiteten sich die demokratischen Ideen aus und so bildete sich eine neue Eidgenossenschaft, in der sich Bürger und Bauern gegen Adel und Grundherrschaft vereinigten. St. Gallen und Feldkirch standen an der Spitze der Bewegung und rasch schloß sich das ganze Volk vor dem Arlberg zu gemeinsamer Tat an. Die Leute von Fußach und Lustenau, der Walgau, das Montafon, die Leute von Rankweil und zu Götzis, Bludenz, das Klostertal, Dornbirn, die Walser in Damüls, Laterns, Sonntag, Dünserberg und im Silbertal, das Volk des vorderen und inneren Bregenzerwaldes usw. So hatte die Flamme des Aufruhrs in kurzer Zeit das ganze Land ergriffen und überall wurden die Appenzeller als Befreier aus drückender Adelsknechtschaft begrüßt. Der Reihe nach wurden die verhaßten Zwingburgen gebrochen und in rascher Folge fielen die Schlösser: Bürs, Blumenegg, Jagdberg, Ramschwag, Tosters, Altmontfort, Alt- und Neu-Schellenberg, die beiden Burgen von Ems u. a.

Ruhmvoll und in fester Eintracht war die »gemeine Eidgenossenschaft ob dem See« als eine zweite Schweiz, deren Macht von den Ufern des Inn und Lech bis zu den Gestaden des Zürich- und Bodensees reichte. Nach den Plänen Ital Redings, des Hauptmanns der Appenzeller, sollte aber auch Tirol, wohin ein Kriegszug unternommen und überall mit Jubel begrüßt worden war, für die Bauernrepublik gewonnen werden. Wäre es ihm gelungen, ganz Europa hätte eine andere Gestalt bekommen.

So waren die Grundlagen eines Staates geschaffen, dem selbst das dadurch bedrohte Haus Österreich die Anerkennung nicht mehr versagen konnte. Jedoch die feudalen Gewalten Südwestdeutschlands wurden durch diese Vorgänge sehr beunruhigt, und da sie stets den Ausbruch einer all-

gemeinen Volkserhebung befürchteten, die auch auf ihre Gebiete die demokratischen Ideen übertragen könnte, schlossen sich Adel und Bischöfe unter dem Banner des St. Georgenschildes gegen die »Geburen von Appenzell und alle die, so ihre Helfer« zu einem Bunde zusammen, dem es bereits 1408 gelang, den »Bund ob dem See« durch einen Sieg bei Bregenz zu sprengen. Und Beringer von Landenberg, der grimmigste Feind der Bauern, forderte nun seine Leute auf, die Bauern mit Weib und Kind zu erschlagen, damit kein Same mehr entspringe zum Verderben des Adels.

So fand der Bund nach kurzem Bestande ein jähes Ende, nachdem er an 60 Städte und Burgen erobert und mehr als 30 Adelssitze gebrochen hatte. Aber auch diese nur vorübergehende Machtentfaltung zeigte dem Volke, was Eintracht und festes Zusammenhalten vermögen, wenn es gilt, Recht und Freiheit gegen Gewalt und Unterdrückung zu schirmen, und diese Lehre wurde sobald nicht mehr vergessen, denn innerhalb von hundert Jahren erhob sich das Landvolk von Vorarlberg und der anderen, der Schweiz benachbarten Länder zu wiederholten Malen und suchte zu erreichen, was das erstemal nicht gelungen war, den Anschluß an die freie Schweiz oder wenigstens die Schaffung einer jener ähnlichen Staatsform.

War auch diesmal die Vereinigung der Herrschaften vor dem Arlberg mit den benachbarten Gebieten verhindert worden, gelang diese dennoch in kürzester Zeit, freilich nicht im Sinne des Volkes. Nach der Ächtung des Habsburgers Friedrich mit der leeren Tasche kamen nämlich dessen Besitzungen an den Schweizer Grafen Friedrich von Toggenburg. Nach des Grafen Tod aber gewannen die Habsburger Vorarlberg wieder zurück, aber auch sie fanden es jetzt zweckmäßig, diese Gebiete durch einen Bund mit Zürich, Konstanz und der Abtei St. Gallen zu schützen und Sigmund der Münzreiche hoffte sich diese Herrschaften am besten in der Weise vor den Wünschen ihrer Nachbarn zu sichern, indem er sie seiner Gemahlin als Morgengabe verlieh. Das hinderte freilich eine durch den Konflikt mit den Gradnern¹ heraufbeschworene Invasion nicht. Bei dieser Gelegenheit bemächtigte sich der genannte Habsburger mit Waffengewalt der Herrschaft Sonnenberg, nachdem er bereits früher auch den Tannberg sich in ähnlicher Weise angeeignet hatte. Die übliche Behauptung, daß das Haus Habsburg alle Gebiete unseres Landes ohne Gewaltanwendung durch Kauf oder freiwilligen Anschluß erworben habe, ist eben wie vieles andere der herkömmlichen Geschichtsdarstellung eine patriotische Fabel. Herzog Sigmund betonte selbst oft und oft, daß er diese Herrschaften durch die Schärfe des Schwertes erworben habe.

¹ Gradner: Rittergeschlecht aus der Untersteiermark, Herren zu Pfanstetten, Gono- witz und Windischgrätz. Erhielten in Zürich das Bürgerrecht. (*Anm. d. Hrsg.*)

In jenen Jahrhunderten waren Kriege des Hauses Österreich mit der Eidgenossenschaft nicht selten gewesen, da nämlich die Habsburger ihren Stammbesitz in der Schweiz erhalten oder auch mehren wollten, gab es natürlich fortwährend Reibereien, unter denen besonders das beiderseitige Rheintal viel zu leiden hatte. Heftig entbrannte der Kampf am Ende des 15. Jahrhunderts im sogenannten Schwabenkrieg, in dem sich die Eidgenossen die volle Unabhängigkeit vom Reiche erstritten. Seine tiefere Ursache hatte dieser Krieg in dem Streben der Habsburger und der schwäbischen Ritterschaft, die Ausdehnung der Eidgenossenschaft zu hemmen, und bei der gereizten Stimmung, die unter der Bauernschaft jener Zeit herrschte und dem so grundverschiedenen Wesen der Schweiz, in der es keinen Unterschied zwischen Arm und Reich, edel und unedel gab, gegenüber den Nachbarländern, genügte schon der geringste Anlaß, um den Krieg zum Ausbruch zu bringen.

Den adeligen Herren Schwabens war die eidgenössische Bauernrepublik von jeher ein Dorn im Auge gewesen und, um die »Büberei«, wie sie den Geist der Freiheit nannten, nicht über den Rhein hinüber kommen zu lassen, hatten diese wiederholt Bündnisse geschlossen. Sie verachteten die Schweizer Bauern und machten ihrem Hasse bei jeder Gelegenheit in übermütigen Reden und Schmähungen gegen das freie Volk der Hirten Luft.

Aber auch die Schweizer verachteten die faulenzenden Junker, die alles raubten und aufzehrten, und von ihrem Geiste beseelt war ein Großteil der Leute, die im Dienste der schwäbischen Herren standen. Diese waren daher auch nicht besonders begeistert für einen Kampf, der, wie sie fühlten, gegen ihre eigene Sache geführt wurde.

Deshalb gelang es den Schweizern schon bei ihrem ersten Vordringen, den ganzen Walgau und Bregenzerwald unter ihre Gewalt zu bringen. Nach ihren Siegen bei Triesen und Frastanz gaben die Eidgenossen auch deutlich die Absicht kund, daß sie Vorarlberg dauernd für ihren Bund gewinnen wollten. Überall, wohin sie kamen, wäre der gemeine Mann ihnen auch zugefallen und hätte sie als Befreier empfangen. Sie aber brachten die Freiheit durch brennende Dörfer und verwüstete Felder ins Land herein und erbitterten den Landmann, der es im Herzen mit ihnen hielt und halten mußte, für den Augenblick gegen sie, weil sie ihm Hütte und Brot raubten, ohne die ihnen die Freiheit nicht schmecken konnte. Dazu aber reizte der Adel die Schweizer durch seine Grausamkeit, die er sich in schlauer Berechnung gegen die Feinde erlaubte. Durch diesen großen Sieg der Schweizer waren weitum unter den Bauern ein kecker Geist und verwegene Gedanken gekommen, und hätten die Schweizer ihren Erfolg auszunützen verstanden, die Befreiung des Volkes wäre weithin über den

Boden des Reiches getragen worden. Denn allenthalben »schweizerte« es in den Bauernschaften und ihre Grundsätze und Bestrebungen wurzelten immer tiefer und verzweigten sich immer weiter unter dem Volke. »Schweizerisch werden« war die Losung schon in jenen Tagen und das Sprüchlein »Der Hära Giez vergrößert die Schwyz« fand allgemein Anklang in unseren Tälern.

Es war kein Geist der Meuterei, es war das tiefe, allgemeine Gefühl der politischen Erlösungsbedürftigkeit, das die unermessliche Mehrheit des Volkes, welche von einer Minderheit Bevorrechteter unterdrückt war, von den Quellen des Rheins bis zu seiner Mündung, vom Bodensee und den Tiroler Alpen bis an die Küsten der Ostsee durchdrang. Es trieb und gährte politisch und religiös in der Masse, und da die alten Übelstände nicht beseitigt wurden, mußte es binnen kurzem zu einem neuen Befreiungsversuch kommen, was bereits zwei Jahrzehnte später im großen deutschen Bauernkrieg geschah, in dem die Proletarier des geistlichen und bäuerlichen Standes, die gemeinsamer Haß gegen die ungerechten Verhältnisse verbunden hatte, sich zu einem gewaltsamen Lösungsversuch in kommunistischem Sinne vereinigten. Auch die Vorarlberger Bauern schlossen sich der Erhebung ihrer Standesgenossen an, denn auch sie empfanden die Härte, mit der die geistlichen und weltlichen Grundherren ihre Abgaben einforderten, schwer und waren empört über die Willkür, mit der Zinsen und Gülten, Fälle und Gelasse, der Zehent und andere Schuldigkeiten abverlangt wurden. So schlossen sich die Leute des Vorderwaldes und ein Teil der Innerwälder dem Allgäuer Haufen an und auch der damals noch vorarlbergische Teil des Allgäus hatte sich einmütig erhoben. Die Bauern des Unterlandes und besonders die zu Dornbirn ließen ihr Einverständnis mit der Sache der Befreiung den bei Rankweil versammelten Vertretern des Landes melden. Die Bauern des Oberlandes waren alle für eine Volkserhebung und in den Gerichten Rankweil, Jagdberg, Blumenegg, Sonnenberg, Bludenz und Montafon, sowie auch im heutigen Liechtenstein rumorte es gewaltig. Die Regierung erkannte die große Gefahr, die ihrem Besitz in Vorarlberg drohte, und suchte die Bewegung zu dämpfen; sie versprach, die drückenden Lasten zu erleichtern und die Leibeigenschaft aufzuheben, aber die Aufständischen waren entschlossen, um jeden Preis im Bunde zu bleiben.

Der Tiroler Michael Gaismair, der fähigste Führer der Bauern, plante, Tirol und die anderen Alpenländer zu einem Freistaat zu machen, und zu diesem Zwecke führte er Unterhandlungen mit der Schweiz, die auch in Klösterle am Arlberg geführt wurden. Als es aber den geistlichen und weltlichen Herren gelang, diesen Mann zu beseitigen, war kein anderer mehr, dessen Geist geschickt genug und dessen Arm stark genug gewesen

wäre, dessen Pläne durchzuführen, obwohl in der Schweiz und im Allgäu alles bereit gewesen wäre und viele Tausende nur auf einen Wink gewartet hätten. Der Bauernaufstand war mißglückt und die Knechtschaft wieder härter denn je. In den Herren lebte aber noch immer bange Furcht, die Geister der ungezählten hingemordeten Bauern möchten aus den Gräbern steigen. Mit allen Mitteln wurde gegen jene vorgegangen, bei denen man Neigung für die neuen Lehren vermutete. Die Grenzen gegen die Schweiz wurden streng bewacht, damit ja keine neuen Ideen von dort ins Land eindringen.

Dieser finstere Geist der Knechtung verscheuchte aus den tirolischen und schwäbischen Tälern alle Fröhlichkeit, Menschenalter vergingen, aber die Nachwehen des Bauernkrieges waren noch zu bemerken und der allmähliche Verfall des Deutschen Reiches war nur eine natürliche Folge der nicht zum Durchbruch gelangten großen Volksbewegung der Bauernrevolution von 1525.

Gänzlich erfolglos sind alle diese Erhebungen für unser Ländchen freilich nicht verlaufen und unzweifelhaft ist hierin eine Quelle der verhältnismäßig großen Freiheiten zu suchen, die das Land in den späteren Jahrhunderten genoß und die Vorarlberg in dieser Hinsicht eine Vorzugstellung unter den österreichischen Ländern einräumten. Die Nähe der Schweiz, die fortwährend zum Abfall von den Herren und zum Anschluß an die Demokratie lockte, mußte den österreichischen Erzherzogen nahelegen, das Volk nicht zu hart zu halten, wenn sie das Land nicht eines Tages verlieren wollten. Im Gegensatz zu den anderen österreichischen Ländern waren hier Klerus und Adel in den Landtagen nicht vertreten, sondern die Stände setzten sich wie in der Schweiz nur aus Bürgern und Bauern zusammen. Die 24 Abgeordneten des ständischen Landtages waren die durch freie Wahl des Volkes berufenen Ammänner der einzelnen Gerichte, die zu jeder Tagung eine neue Vollmacht von ihren Leuten mitbringen mußten, wenn ihre Stimme Geltung haben sollte. Die Stimmen der einzelnen Abgeordneten waren gleichwertig, mochte einer einen Stand vertreten, der viel oder der wenig Steuern zahlte. Die Bürger und Bauern waren nur zur Verteidigung ihres eigenen Landes verpflichtet usw.

Alle diese Freiheiten wurden mit Eifersucht bewacht und kein Landesfürst hätte ohne deren Bestätigung die Huldigung der Stände durchgesetzt.

Der mittelalterliche Staat war ein fürstliches Privatunternehmen zur Mehrung der Einkünfte und da besonders die bäuerliche Arbeit mit schweren Abgabepflichten behangen war, strebten die Landesherrn eifrig danach, mehr Untertanen und somit mehr Einnahmen zu bekommen.

Die Untertanen waren sozusagen die Milchkühe der Grundherren und die Fürsten fragten bei deren Erwerbung nicht lange, ob die Leute zusammenpaßten, ob sie wirtschaftlich aufeinander angewiesen oder gleicher Nationalität usw. seien. Die großen Einnahmen, die den Fürsten aus dem Besitz von Untertanen erwachsen, erweckte in jenen das Streben, ihr Erwerbsgeschäft zu vergrößern und, um das zu erreichen, benötigten sie Soldaten, die ihnen neue Länder mit solchen Einnahmsquellen erobern sollten. Der Landesfürst nahm nun aber absichtlich nicht seine Untertanen zu Soldaten, da eben die Landeskinder seine Herde waren, von deren Milch er leben wollte. Nur wenn er im fremden Gebiete nicht genug Söldner aufzutreiben vermochte, mußten seine eigenen Leute herhalten, was bei den fortwährenden Kriegen freilich oft genug der Fall war.

Besonders das herrschsüchtige Geschlecht der Habsburger, das alle Rechte der Völker mißachtete, wenn es seine Hausmacht zu mehren galt, bedurfte in den zahllosen Kriegen, die es zu Beginn der Neuzeit führte, großer Söldnerheere. Dabei lenkten bereits Max I. und seine Nachfolger ihr Augenmerk auf Vorarlberg, wo das Landsknechtswesen unter dem Einflusse der benachbarten Schweiz schon früh zur Blüte gelangt war. Der schweizerische Soldat stand damals bei allen europäischen Heeren als höchster im Preise und sein Land war im 15. Jahrhundert der große Söldnermarkt Europas. Aber auch in Vorarlberg hatte sich der Einfluß der Eidgenossenschaft geltend gemacht und das Kondottiergeschlecht derer von Ems hatte die Söhne unseres Landes auf alle Schlachtfelder des Kontinents geführt. Das Rheintal von Feldkirch abwärts soll sogar den Namen Landsknechtländle bekommen haben. Aber auch die übrigen Teile des Landes wurden sehr stark in Anspruch genommen, sodaß die Herrschaften vor dem Arlberg zuletzt fast unter dem Drucke des Landsknechtwesens zusammenbrachen.

Die Einwanderung der Walser in Vorarlberg, die freilich schon gegen Ende des Mittelalters ihren Abschluß gefunden, hat ihre Erklärung ebenfalls in dem Streben der Vorarlberger Grundherren, sich tüchtige Krieger und steuerkräftige Bauern zu verschaffen. Diese spät in unser Land eindringenden Kolonisten waren Schweizer und kamen aus dem Kanton Wallis, wonach sie Walliser oder Walser genannt wurden. Auch sie sind echte Abkömmlinge der Alemannen, die schon früh aus dem Berner Oberland ins Rheintal gekommen waren. Durch die Jahrhunderte herauf haben sie die Erinnerung an ihre schweizerische Stammheimat festgehalten und noch heute spiegelt sich in den Sitten und Einrichtungen der Walser in Vorarlberg ihre Urheimat wieder. Noch heute ist die Milchwirtschaft die Hauptbeschäftigung dieses breitschultrigen Älplers. Die Walserwohnungen sind noch jetzt wie ehemals, die Familiennamen sind

hier wie dort vielfach die nämlichen und sogar die Mundart hat sich im Verlauf von mehr als einem Jahrtausend auffallend wenig verändert. So sind also auch diese letzten Besiedler Vorarlbergs echte Alemannen und Schweizer.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte Vorarlberg unter den Kämpfen, die die fanatischen Habsburger gegen die Protestanten der Grauen Bünde führten, viel zu leiden. Mit drückender Härte versuchten die Tiroler Erzherzoge durch die Gegenreformation ihre Herrschaft in Graubünden zu befestigen und unter dem Schutze des Kirchenmantels die Gelüste ihrer Herrschsucht zu befriedigen. Aber durch die Strenge, mit der besonders der ländersüchtige Bischof Leopold gegen die Protestanten vorging und die Grausamkeit, mit der dieser Habsburger im angrenzenden Prättigau die Rekatholisierung durchführen wollte, wurde das Volk zur Empörung gezwungen, die für das Land von unheilvollen Folgen war, da der entfesselte Fanatismus zu häufigen Raubzügen über die Jöcher des Rätikon Anlaß gab.

Von wohlthätigem Einfluß für unser Land war die Haltung der Schweiz im Dreißigjährigen Krieg; durch die Neutralität der Eidgenossenschaft wurden die Ausfälle der Schweden auch bei uns bis in die letzten Kriegsjahre hinausgeschoben. Jedoch die Kriegskosten drückten das Land schwer und Kaiser Leopold beabsichtigte sogar, die vorarlbergischen Herrschaften teilweise der Abtei St. Gallen zu verpfänden, um so der Geldnot abzuhelpfen.

Karl VI., der letzte Habsburger, und seine Tochter Maria Theresia, ließen die einzige unmittelbare Verbindung mit Tirol verbessern, aber da die Arlbergstraße doch nur in den Sommermonaten befahren werden konnte, hatte man Vorarlberg bereits 1752 mit den österreichischen Vorlanden vereinigt.

Josef II. aber glaubte wieder, daß das Land vor dem Arlberg besser zu Tirol passe und da er diese Gebiete unter allen Umständen für das Haus Lothringen erhalten wollte, während er für das übrige Vorderösterreich allenfalls andere Länder eingetauscht hätte, vereinigte er Vorarlberg 1784 wieder mit Tirol, doch beließ er dem Ländchen im Bregenzer Kreissamte wenigstens eine Zentralstelle.

Die Zeit der Franzosenkriege brachte das Arlbergland wieder in mannigfache Wechselbeziehungen zur Schweiz. Schon im Kriegsjahr 1796 waren viele Leute in die Eidgenossenschaft geflohen und 1798 flüchteten umgekehrt viele Schweizer in unsere Gebiete. In Dornbirn, Rankweil, Feldkirch usw. fanden sich ganze Scharen solcher Emigranten zusammen. Nach der Auflösung der Abtei St. Gallen übersiedelte der dortige Konvent nach der Mehrerau und auch der Abt von Einsiedeln suchte mit sei-

nen Konventualen² in der ihm gehörenden Propstei St. Gerold Zuflucht. Erst 1804 erwarben die Lothringer auch diesen Landesteil und die Herrschaft Blumenegg, wodurch sie endlich ganz Vorarlberg an ihr Haus gebracht hatten. Unser Land kam aber bald an Bayern, zu dem es auch bei weitem besser paßte als zu Österreich. Die geographischen und wirtschaftlichen Beziehungen sind ja engere und die Eingliederung in das stammesgleiche Schwaben hätte unser Volk gewiß nur angenehm empfunden, hätte die bayrische Regierung bei ihren zeitgemäßen Reformen die nötige Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten des Landes gewahrt und besonders auch das religiöse Empfinden des Vorarlbergers nicht verletzt.

So aber wurde auch unser Ländchen in die Bewegung hineingedrängt, die die Bildung eines alle deutschen Alpenländer umfassenden Alpenbundes anstrebte, und im Jahre 1809 die Erhebung gegen die Franzosen- und Bayernherrschaft brachte. Dabei ist aber zu bemerken, daß diese Volksbewegung besonders im Vorarlberger Unterland keineswegs eine besondere Begeisterung auslöste und es läßt sich dieser Umstand wohl aus den gemischten Gefühlen erklären, mit denen der fortgeschrittene Teil des Landes einer Wiedervereinigung mit dem Lothringer Reiche entgegensah.

Besonders hat Schneider, der berufene Führer des Landes, in dieser Beziehung kluge Mäßigung an den Tag gelegt und ihm ist es zu verdanken, daß sich die Führer der Vorarlberger Aufständischen nicht zu einem Verzweiflungskampfe fortreißen ließen, der ein ganz erfolgloses Blutvergießen hätte bringen müssen.

1815 erregte eine gefälschte Proklamation Napoleons in Tirol und Vorarlberg großes Aufsehen. In ihr hat der Franzosenkaiser angeblich versprochen, diese Länder mit seinem getreuen Volke in der Schweiz zu vereinen. Schon früher hatte die Gründung einer rätischen Republik viele Gemüter beschäftigt und in diesen Jahren, in denen das Volk an Österreich eine schwere Enttäuschung erlebte und sich um die frühere Verfassung betrogen sah, wurde bei den Tirolern und noch mehr bei den Vorarlbergern die alte Sympathie für den westlichen Nachbarn wieder lebendig. Die Überwachung unseres Landes kostete die Regierung in jenen Jahrzehnten ein schönes Stück Geld. Denn die Unzufriedenheit dauerte lange an und die geheimen Berichte, die aus dem Ländchen an die Statthalterei geschickt wurden, wußten der Regierung wenig Erbauliches zu erzählen.

Wäre um diese Zeit ein Krieg ausgebrochen, die vielgerühmte Treue der Vorarlberger wäre in ein recht bedenkliches Licht gerückt worden. Diese Stimmung machte sich aber nicht nur in Vorarlberg, sondern auch

² Konventuale: Angehöriger eines weniger strengen Mönchsordens. (*Anm. d. Hrsg.*)

in den westlichen Tälern Tirols geltend. Daß auch das Revolutionsjahr 1848 an unserem Ländchen nicht spurlos vorbeigegangen, zeigt die Selbstbiographie unseres heimischen Volkmannes Franz Michel Felder.

1849 wurde dann das Land zu einem selbständigen Kreis erhoben und 1861 erhielt es den neuen Landtag. Der Krieg mit Preußen hatte für Österreich den Ausschluß aus dem Deutschen Bunde zur Folge, was besonders unser Land hart treffen mußte. Mit der Schweiz aber entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein immer lebhafterer Verkehr.

Besonders war es der Rhein, der die beiderseitigen Anwohner schon früh zu gemeinsamem Vorgehen veranlaßte, damit sie sich vor den fortwährenden Einbrüchen des reißenden Gebirgsstromes schützten. Diese Bestrebungen hatten die Gemeinden Brugg, Höchst und Gaisau bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts zusammengeführt und die Rheinüberschwemmungen von 1868 und 1871 machten besonders die Schweizer aufmerksam, daß hier nur Zusammenarbeiten mit den Vorarlberger Anwohnern das gewünschte Resultat zeitige. Auf einer Konferenz zu St. Gallen wurde daher schon 1872 die Rheinregulierung beschlossen. Nach weiteren Beratungen und den Einbrüchen von 1888 und 1890 kam es endlich 1892 zum Abschluß der Verhandlungen und bald auch zum Baue des Rheinecker und Diepoldsauer Rheindurchstiches. Hier ist das gemeinsame Zusammenarbeiten beider Länder auch für beide Ufer des Rheins zum größten Segen geworden.

Vor allem ist es seit den achtziger Jahren die Stickereiindustrie, die Vorarlberg in die engsten Beziehungen zum Nachbarlande gebracht hat, weil die Vorarlberger Sticker meist für den St. Galler Markt arbeiten und auch Stoffe und Garne auf dem Wege des Veredelungsverkehres von dort her beziehen.

So sind wir endlich bei der Gegenwart angelangt, in der die Sympathie für die Schweiz während des Krieges wohl den Höhepunkt erlangt hat.

Noch einmal zurückblickend auf die Geschichte unseres Landes können wir den Inhalt unserer Betrachtung in wenigen Sätzen zusammenfassen und sagen: Ehe Vorarlberg von den Habsburgern erworben wurde, stand es in engstem Zusammenhang mit der Schweiz. Als dann Österreich Teile des Landes erworben, führte dies zu einer starken, durch Jahrhunderte anhaltenden Gegenbewegung von Seite der eidgenössischen Kantone. Die Orientierung Vorarlbergs nach Osten vermochte sich hier wie in Tirol politisch nicht ohne schwere Reibungen und Widerstände durchzusetzen. Vom 14. Jahrhundert bis herauf in den Beginn des 19. Jahrhunderts wiederholen sich Bemühungen, das stammverwandte, durch die Macht der geographischen Bedingungen nach der Schweiz gewiesene Vorarlberg auch politisch diesem Land anzugliedern.

Da wir aber im Verlaufe unserer Betrachtungen gesehen haben, wie langsam sich dieser geschichtliche Prozeß bisher vollzogen hat, wollen wir daraus die Lehre ziehen, daß es wohl noch keine Frage der nächsten Wochen sein kann, ob wir zur Schweiz kommen oder nicht. Die Schweizer Ideen haben in den letzten Monaten bei uns das Gastrecht erworben, die Schweiz hat mit ihren besten Gaben bereits bei uns Einkehr gehalten, wir können daher auch ruhig abwarten.

Hohenems in vergangenen Zeiten

*Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hohenems–Diepoldsau,
26. Oktober 1930*

Viele Jahrtausende, deren Zahl wir nicht kennen, war unsere Heimat vom Meere der Urzeit bedeckt. In seinen Tiefen bildeten sich die Kalke, die später als stolze Gebirge aus dem Ozean emporgetaucht wurden. Dann wälzte der mächtige Gletscher des Rheintals zu wiederholten Malen seine hunderte Meter tiefen Eisströme von den Höhen Graubündens und der Silvretta dem Bodensee zu. Und zahlreiche Urgesteinsblöcke auf den Halden und Hängen der heimischen Berge zeugen noch heute von ihrer Wanderung auf dem Rücken des Eises.

Später wieder wogte ein weiter See über unseren Fluren, der allmählich sich in einzelne Moore aufteilte, von deren Bestand heute nur noch weite Torflager und Namen wie Seemähder, Seelache usw. erzählen. Solche Seen lagen auch zwischen Götzis und Ems, sowie zwischen Lustenau und unserer Heimatgemeinde.

Wohl schon in den Tagen der Eiszeit spähte der erste Mensch von seinem Wohnsitz auf den Höhen des Alpsteins herüber in unsere Gegend. Eine Mohnkopfnadel, im Rollamahd beim Schwefelbad gefunden, sowie eine Lanzenspitze aus Bronze bezeugen auch für Hohenems die Anwesenheit von vorgeschichtlichen Leuten.

In römischer Zeit zog am Rande der sumpfigen Ebene nur die schmale Heerstraße hin und da ferner die spätere Bistumsgrenze sich gern an römische Provinzgrenzen anschließt, hat man für diese Gegend auch eine Berührung von Rätien und Vindelicien angenommen. Wenn die Weltkarte des Römischen Reiches, die von Bregenz bis Clunia eine Entfernung von 18 Meilen verzeichnet, ganz zuverlässig ist, hätte man diese Siedlung bei Ems oder Götzis zu suchen.

Jedenfalls zog sich die Römerstraße vom Götzner Kobel dem Berg nach zum Schwefel, von wo das Landesmuseum eine große Glasurne mit auffallend späten Brandgrabresten aus dem 4. Jahrhundert und eine Münze aus konstantinischer Zeit ausweist. Es ist auch möglich, daß schon die Römer und vorgeschichtlichen Bewohner von der Heilkraft der Schwefelquelle Gebrauch gemacht haben.

Vom Schwefel her zog sich die Straße dem Hange nach über Belzreute zum Oberen Weiler, dessen Name andeutet, daß sich ein romanischer Ansitz hier in die germanische Zeit herein noch erhielt. Unterhalb Ems folgte der Heerweg etwa der alten Straße, deren Spur und Name noch

heute vom Letzele aus dem Ermen entlang nach Dornbirn zuführt, wohin sich auch ein Prügelweg von der Schweizer Seite herüber wendet.

In der Nähe dieser Straße, die sich ob Lustenau hinzieht, hat man im »Gsieg« wiederholt Münzfunde aus konstantinischer Zeit gemacht und diese haben zur Ansicht geführt, daß hier Kämpfe zwischen den Alemanen vom Linzgau und dem Römerheere unter Arbetio stattgefunden hätten, von denen uns Ammian ausführlich erzählt, wobei er auch die Eindrücke schildert, die er in der Mitte des 4. Jahrhunderts von unserer Heimat gewann: »Urwaldwildnis, starrende Sümpfe und ein wolkenverhangener Himmel« breiteten sich überall aus, und nur, wo römische Tüchtigkeit ihre Pfade gebahnt, war die Gegend bewohnbar.

Das undurchdringliche Dunkel, das sich in den folgenden Jahrhunderten über das von Alemannen eroberte Land gelagert hat, wird erst durch die frommen Boten des Kreuzes wieder erhellt. Gleichwohl können wir sagen, daß Ems eine der jüngsten Dorfsiedlungen im Rheintale ist. Daß die eingewanderten Deutschen diese versumpfte Lage nicht anzog, solange sie noch genug bessere Gründe für ihre Landwirtschaft fanden, begreift man.

Im 9. oder 10. Jahrhundert sind auf dem Boden unserer Gemeinde nur wenige Häuser gestanden. Doch spricht manches dafür, daß wir in dem 895 erwähnten Konstantinsweiler den Weiler von Ems vor uns haben. Am 15. Oktober des Jahres vertauscht ein Hadamar an das Kloster St. Gallen alles, was er zu »Chonstancineswilare« besitzt, gegen gleichwertige Güter zu Bernang. Außen trägt die Urkunde den Vermerk, Tausch des Hadamar von Dornbirn und »Schostinzineswilare«. Demnach hätte ein Konstantin, wohl romanischer Herkunft, der hier einen Hof besaß, der Siedlung den Namen gegeben.

Daß nur ein Teil des Namens erhalten blieb, findet man bei Weilerorten sehr oft. Dafür, daß Konstantinsweiler eher in Hohenems als Lustenau zu suchen ist, spricht neben dem romanischen Namen auch noch der Umstand, daß man im letzten Fall den damals schon bekannten Namen von Lustenau selbst gewählt hätte.

War Lustenau doch ein Königshof im wahren Sinne des Wortes, wo der Erbe des karolingischen Reiches sich im Jahre 887 einige Monate aufhielt und auf seinen Jagden mochte der vereinsamte Herrscher rheinaufwärts umsomehr auch ins Emser Gelände gelangen, als der ganze Nordwesten unserer Gemeinde von der Mündung des Emsbaches bis zu den Quellen des Ermen in der Gemarkung des alten Reichshofes lag.

Insofern aber das Kloster St. Gallen in unserer Gegend Grund besaß, hatten die Bebauer des Bodens gewiß auch an der Kultur des weitberühmten Klosters von damals ihren Anteil.

Besonders die kirchliche Zersplitterung zeigt das Willkürliche im Besiedlungsraume von Ems und ist ein Beweis, daß es im früheren Mittelalter nur vereinzelt bewohnt war. Wäre der Ort auch nur von einiger Bedeutung gewesen, hätte man auch schon früher ein Kirchlein dahin gebaut, so aber erfahren wir erst im 14. Jahrhundert von der Errichtung einer Kapelle, als bereits eine solche auch im Ebnit entstand.

Bis in die Neuzeit herein bestand die kirchliche Abhängigkeit von der uralten St.-Peters-Pfarrre zu Lustenau und noch im 17. Jahrhundert bezog der dortige Pfarrer den Nußzehnten von Ems. In der Sage vom Bregittle lebt die Erinnerung an die kirchliche Zugehörigkeit nach jener Gemeinde ebenfalls fort.

Ober- und Unterklien, damals Pagolden genannt, gehörten kirchlich bis in die josefinische Zeit herauf noch nach Dornbirn, wie anderseits Bauern, Schwefel und alles jenseits des Belzreutener Bächleins bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Pfarre Götzis und damit dem Bistum Chur unterstand. Die Diözesangrenze verlief also fast mitten durch die Gemeinde.

Sowohl der Kirche von Götzis als auch jener von Lustenau wird die Abhängigkeit von Marbach oder von Bernang nachgesagt. Daher hat man familienweise Einwanderung in obige Orte und auch nach Hohenems für wahrscheinlich gehalten. Beziehungen von Montlingen her sind nicht ausgeschlossen. Jahrhundertelang bestand von Götzis bis hinunter nach Dornbirn eine fast unbewohnte Grenzzone zwischen dem romanischen Süden und dem germanischen Norden des Landes, von wo aus man das gegen die Welschen gelegene Wiesland »Walamahd« nannte.

Zur Karolingerzeit, als selbst schon die kleinen Siedlungen des Landes ans Licht der Geschichte traten, ist der Name Ems für unseren Ort noch nicht bezeugt, was am Ende auch dafür spricht, daß sein älterer Name ein anderer war.

Der Name Ems wird verschieden gedeutet. Und während ihn die einen aus keltischem »ama – Zuflucht« erklären, wollen ihn andere von dem Personennamen Amato ableiten. Andere wieder suchen ihn aus altem Bergbau zu deuten. Der Name Ems tritt für unsere Gemeinde jedoch erst im hohen Mittelalter hervor, weil für Ems erst in den Tagen der Ritter, als die steilen Felsen zum Bau von Burgen einluden, die Zeit des Aufschwunges kam. Erst jetzt blühte die Dorfschaft ganz unter dem Willen ihrer Herren heran und jetzt erst mehrte sich langsam die Zahl der Bewohner zu einem bescheidenen Flecken im Schutze der Burg, die gegenüber dem Orte romanisch Altems, das ist die hohe Ems, genannt wurde und erst Jahrhunderte später hat sodann Ems von der Burg wiederum wie zum Danke den klangvollen Namen Hohenems erhalten.

Nur die romantische Sage führt die Entstehung des Schlosses Hohenems in den Anfang des 10. Jahrhunderts zurück. Damals habe sich Heinrich von Altdorf aus dem Hause der Welfen mit seinem Sohne Konrad, dem hl. Bischof von Konstanz, vor dem Ansturm der Ungarn auf die Feste von Ems zurückgezogen. Und es ist fast, als deute der Kern der Legende auf die Herkunft der Emser aus der Umgebung von Ravensburg hin, da es auch urkundlicher Überlieferung zufolge nicht unwahrscheinlich ist, daß die Welfen die Emser in jener Gegend mit Lehengütern begabt und an Herzog Friedrich von Schwaben abgetreten haben. Das erstmal tauchen die Edlen von Ems um 1180 als Ministeriale des Hohenstaufen-Geschlechtes ans Licht der Geschichte. Und vielleicht sind sie in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wie die benachbarten Ritter von Neuburg vom Sitze der Welfen aus zur Sicherung der nach Süden führenden Straßen nach unserer Heimat gewandert, wo sie im unbewohnten Reichsforste zu Ems eine Burg zu bauen begannen.

Von Beginn ihrer Geschichte begegnen die von Jucken im Reichshofe Kriessern als ein Zweig der Emser, ein anderer stand schon früh im Dienst der Abtei St. Gallen, ebenfalls jenseits des Rheines, und bereits im Jahre 1270 wird ein Sohn Ritter Goswins von Ems als Ritter von Rebstein genannt. Ein anderer Zweig waren Haiden von Ems.

Jedenfalls sind die Emser aus staufischen Ministerialen zu Reichsburgmannen geworden und als solche erreichten die Ritter die für die Schaffung einer eigenen Herrschaft ausschlaggebenden Rechte; unmittelbar vom Kaiser und aus einfachen Reichsdienstmannen stiegen die Edlen rasch zu selbständigen Territorialherren auf.

Die Grafen von Montfort mußten die unter dem Schutze des Reiches stehenden Herren dulden und wenn sich auch der ritterliche Dichter aus diesem Geschlechte als »Dienstmann zu Montfort« bezeichnet, ist dieses Verhältnis nur vorübergehend gewesen, da er bald schon im Dienste des Staufenkönigs nach Italien zog. Und so wuchsen im Schatten der Montforter Burgen die Emser rasch zu mächtigen Rittern des Reiches empor, die es bald wagen durften, jenen in offener Fehde die Stirne zu bieten.

In treuem Dienst des hohenstaufischen Hauses stiegen die Herren von Ems zu hohem Ansehen empor und als der nach Weltherrschaft strebende Heinrich VI. auf seinem Zug nach dem Süden 1194 den Rhein hinauf zog, mag er wohl in der Burg seiner Ministerialen als Gast geweilt haben. Und als der Kaiser sich des sizilianischen Reiches bemächtigt hatte, ließ er den gekrönten Sohn König Tankreds, der noch ein Kind war, des Augenlichtes berauben und auf Burg Ems in immerwährender Gefangenschaft halten, aus der er schon bald durch den Tod erlöst ward. Und nur die mildere Sage läßt Wilhelm nach dem Jakobstale entkommen.

Auch Heinrichs Bruder, Philipp von Schwaben, wußte die Treue der Emser Ritter zu schätzen und als er 1206 den Gegenkönig Otto IV. bei Köln auf das Haupt schlug, soll er dessen Anhänger, den Erzbischof Bruno von Köln mit anderen gefangenen Großen auf das Schloß Ems in Gewahrsam gebracht haben.

Bald schon war der Raum des Schlosses zu klein für das tatenfrohe Geschlecht und um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir seine Sprossen im Solde von Neapel und Pisa und in Diensten der Herzoge von Lothringen und von Tirol. In Kriegen Habsburgs gegen die Eidgenossen standen sie in der vordersten Reihe und in der Schlacht bei Sempach fielen mit der Blüte der Ritterschaft auch Ulrich und Eglolf von Ems, »der türest Ritter, den man dazumal fand«.

1333 erwarb Ritter Ulrich von Ems für seine Ortschaft von Kaiser Ludwig dem Bayer die Rechte und Freiheiten, wie sie die Reichsstadt Lindau besaß. Um dieses Jahrhundert ließ Ulrich I. 1343 auch Schloß Neuems auf der Anhöhe des Gloppe erbauen, das auf engem Raum alle notwendigen Bestandteile eines Rittersitzes vereinigt.

Ein Urbar aus dem Ende dieses Jahrhunderts bezeugt den Reichtum der Emser und 1395 gelang es Ulrich II. im Wettlauf um das werdenbergische Erbe den Habsburgern zuvorzukommen und den schönen Reichshof Lustenau in seine Hand zu bringen. Damit, sowie durch die Erwerbung der Vogteien Diepoldsau, Rebstein und Eichberg wurde der emsische Herrschaftsbereich um ein Mehrfaches vergrößert. Auch in Dornbirn hatten sich die Emser in diesem Jahrhundert bereits gefestigt.

So hat das stolze Geschlecht bereits einen glänzenden Aufstieg genommen. Und wer in Geldnöten stand, kam zu Ulrich dem Reichen nach Ems.

Um 1400 war der emsische Herrschaftsbesitz beinahe erworben. Nun aber drohte Gefahr. Die Lage der Burgen von Ems vor den Toren der Eidgenossen machte die Ritter als Grenzwächter für das Haus Habsburg besonders wertvoll. Aber in Österreichs Diensten wurden die Emser auch in den Volkskrieg verwickelt, der zu Beginn des 15. Jahrhunderts den Bestand der ganzen Adelsmacht im Lande vor dem Arlberg bedrohte.

Siegreich waren die Appenzeller von ihren Höhen ins Rheintal gedrungen und bald schlossen sich alle Landsleute diesseits und jenseits des Rheines dem wachsenden Volksbunde an. Es war in diesen Tagen ein Lauf in die Bauern gekommen, daß sie alle Appenzeller sein wollten. Die Emser hatten sich nun den besonderen Haß des »Bundes ob dem See« zugezogen, da sie schon seit Anfang des Krieges Bauern und erbeutetes Vieh auf der Burg in Gewahrsam hielten und von ihr aus streiften die emsischen Knechte sogar über den Rhein.

So wurden denn vom »Bund ob dem See« die Burgen von Ems zwei Monate lang belagert. Im Juni erhielten die Bauern von St. Gallen Donnerbüchsen und Pulver und es kamen Zuzüge von Schwyz, aus Feldkirch und aus dem Walgau. So mußte sich Altems am 20. Juli aus Mangel an Nahrung ergeben, nun öffnete auch die neue Burg ihre Tore.

Hierauf wurden nun die Festen gebrochen und man fand darin viel Raubgut, das die Ritter Basler Kaufleuten abgenommen. Und da auch der Flecken Ems in Asche gelegt wurde, hatte der Appenzellerkrieg die Herren von Ems schwer getroffen.

Die Geschichte von Hohenems

*Festschrift zur Eröffnung der Straße Diepoldsau–Hohenems,
Sonntag, den 26. Oktober 1930, Berneck-Heerbrugg*

1930

Jenseits des Rheines erhob sich über der romantischen Ortschaft Hohenems einst auf steil abfallendem Fels ein stolzes Schloß, von dessen Größe noch heute gewaltige, halbverfallene Mauern Zeugnis ablegen. Die Ritterburg war die Stätte sagenreicher Geschichte. Das erste Mal tauchte ihr Name aus dem Dunkel der Vergangenheit auf, als der nach Weltherrschaft strebende Staufenkaiser Heinrich VI. den gefangenen Königsknaben aus Siziliens fernem Eiland hierher in Gewahrsam bringen ließ.

Damals lebte auf dieser Feste wohl auch schon der Dichter Rudolf von Ems, der später in deutschen Landen einen bekannten Namen erwarb und selbst das Nibelungenlied, die Perle der mittelalterlichen Poesie, wurde mit ihm schon in Verbindung gebracht, da man zwei der wertvollsten Handschriften dieser Dichtung zuerst in Hohenems vorfand. Und von hier aus ist dieses Lied der Treue vor bald zweihundert Jahren dem deutschen Volke wieder bekannt gemacht worden, nachdem es jahrhundertlang auf dem Schloßberg zu Ems den Traum der Vergessenheit schlief.

Als der Arzt Obereit von Lindau in Hohenems das Nibelungenlied mit Hilfe des dortigen Amtmanns aufgefunden hatte, begab er sich über den Rhein und von Diepoldsau aus teilte er an Bodmer, der sich bei Zellweger in Trogen aufhielt, sogleich die Nachricht von dem gemachten Fund mit und dieser besorgte dann in den folgenden Jahren die Veröffentlichung der Handschriften, die sich heute in Donaueschingen¹ und München befinden.

Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaute Ulrich I. das neue Schloß auf dem Gloppler, das noch heute bewohnt ist und jedem Besucher gastliche Aufnahme bietet. Als aber die Appenzeller mit dem Vorarlberger Volke verbrüdet, den »Bund ob dem See« gründeten, wurden auch die Burgen von Ems belagert und mit Hilfe der St. Galler Donnerbüchsen erobert. Das Raubrittergut, das man darin vorfand, wurde auf dem Markt in Rorschach verkauft.

War so die Macht der Emser vorläufig gebrochen, steigen sie doch bereits gegen Ende dieses Jahrhunderts als Feldhauptleute wieder empor und

¹ Die Handschrift C befindet sich seit 2002 in der Landesbibliothek Karlsruhe.
(Anm. d. Hrsg.)

Hohenems
gegen
Südwest



als Nachbarn der kriegskundigen Eidgenossen treten sie tatenreich über die Schwelle der Neuzeit und gelangen durch ihre Verbindung mit italienischen Geschlechtern schon bald wieder zu neuem Reichtum und Ruhm.

Jakob von Ems, ein Freund Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel, fiel 1512 als Kriegsheld in der Löwenschlacht vor Ravenna. Ulrich von Hutten, der auf einer Insel im Zürichsee seine letzte Zuflucht fand, besang seinen Tod, sein Name aber lebte fort in der Landsknechte Lieder.

Mit Jakob war auch sein Vetter Marx Sittich von Ems, von Gestalt fast ein Riese, nach den Schlachtgefilden Italiens hinabgezogen, wo er später mit seinem Waffengenossen Frundsberg am stolzen Sieg bei Pavia entscheidenden Anteil nahm. Auch seine Taten wurden von den Kriegern lange besungen. Sein Sohn Wolf Dietrich von Ems vermählte sich mit der Schwester des waffenberühmten Markgrafen von Marignano, durch dessen Gewalttätigkeit sein Haus gewaltig emporstieg. Während der Markgraf als Schloßherr von Musso die Bündner bedrohte, sollte sein Bruder das Bistum Chur erwerben.

Dieser Plan gelang nicht und Wolf Dietrich starb früh, als er unter der Dorflinde saß und einem Volkstanze zusah. – Aber als der Bruder des Markgrafen von Marignano den päpstlichen Stuhl bestieg, war auch für das Haus Hohenems ein glänzender Aufstieg gesichert. Sofort erschienen die Söhne Wolf Dietrichs als Neffen Pius IV. in Rom und der Papst machte den einen schon bald zum Bischof und Kardinal, während er den andern an den spanischen Hof entsandte. Der Kaiser aber erhob nun das Geschlecht in den Reichsgrafenstand.

Den Grafen Jakob Hannibal vermählte der Papst mit seiner Nichte Hortensia Borromeo und der Bruder derselben, der heilige Kardinal Karl, hat die Familie 1570 in Hohenems einmal besucht, wobei er die Reise durch die Schweiz nahm und über Altdorf, Lichtensteig, St. Gallen und Rorschach zog, während er den Rückweg über Einsiedeln wählte. Noch befinden sich einige Briefe und andere Erinnerungen an Karl Borromäus in Ems und der gegenwärtige Papst Pius XI., der sich mit dem Leben des heiligen Karl befaßte, hat Hohenems im Jahre 1908, den Spuren Karls folgend, ebenfalls aufgesucht.

Auf verschiedenen Kriegsschauplätzen in Deutschland, Italien, Frankreich, in den Niederlanden und selbst in Nordafrika vollbrachte Jakob Hannibal als erprobter Söldnerführer kühne Waffentaten, die ihm hohen Ruhm erwarben. Zur Zeit des Aufstandes der Niederlande gegen Spanien rettete Hannibal durch seine Umsicht und Wachsamkeit die Stadt Antwerpen, das Bollwerk des Landes, vor einem Überfall durch den Gegner. Auch bei der Eroberung von Maastricht zeichnete er sich durch große Tapferkeit aus und er wurde von König Philipp II. mit der Herrschaft Gallara in Oberitalien belehnt.

Doch war der Besitz noch immer zu klein für ein so schnell zu hohen Ehren gekommenes Geschlecht und die Gunst Pius IV., der Hannibal zum Oberbefehlshaber aller päpstlichen Truppen im Kirchenstaate gemacht hatte, ermöglichte es dem Grafen von Ems, an Erzherzog Ferdinand von Tirol bedeutende Darlehen zu geben, durch die er sich Hoffnung auf die vorarlbergischen Herrschaften machen konnte, welche als Pfand in seine Hände gekommen waren. Doch der Herrschaftsplan scheiterte vor allem am Widerstand der Vorarlberger Landstände, die nicht geneigt waren, unter die Herrschaft dieses Mannes zu geraten.

Über die Erwerbung der vorarlbergischen Gebiete war der heilige Karl sehr erfreut und schrieb am 15. Dezember 1567 an den Schwager: *»Ich freue mich über Ihre Besitzergreifung der vorarlbergischen Herrschaften und über die so gut katholischen und christlich gesinnten Untertanen, wie E. Durchlaucht sie mir geschildert haben. Gott möge Sie lange und glücklich über dieses Volk gebieten lassen.«*

Nachdem Karl durch Unterstützung seines Vettters Marcus Sitticus, Bischof von Konstanz, in Mailand das Collegium Helveticum zur Heranbildung junger Geistlicher für die Schweiz errichten konnte, gewährte er dem Kardinal Hohenems das Recht, für die Zeit seines Lebens 24 Zöglinge in dieses Institut vorzuschlagen. Darunter sollten sich zwei aus Bregenz und vier aus Hohenems befinden dürfen.

Beim Tode des heiligen Karl war Graf Hannibal mit seinem Sohne Kaspar zugegen und dieser konnte seinem Oheim als einem Heiligen bereits



Marktstraße
(Postkarte)

nach einigen Jahrzehnten die noch erhaltene Karlskapelle in Hohenems bauen. Graf Jakob Hannibal starb 1587 und sein Sohn errichtete über dem Portal der von jenem erbauten Pfarrkirche ein Standbild mit einer Inschrift.

Der Bruder des Grafen Hannibal, Kardinal Marx Sittich von Ems, erbaute den Palast am Fuße des Schloßbergs und von ihm, einem verweltlichten Kirchenfürsten der Renaissance, stammt auch die italienische Linie des Hauses Hohenems, die dort heute noch fortblüht und ein Sproß aus diesem Geblüt hat sich mit dem Dichter d'Annunzio vermählt.

Durch den Kardinal Altemps kamen auch seine Neffen, die Erzbischöfe Wolf Dietrich und Marx Sittich von Salzburg, empor, denen diese herrliche Alpenstadt ihr heutiges Gepräge verdankt. Nachdem Graf Kaspar seinem Hause noch die Gebiete des heutigen Liechtenstein

erworben hatte, ging es mit der Familie ziemlich schnell abwärts und in den Tagen, die dem deutschen Volke einen Schiller geboren haben, sank der letzte männliche Sproß der deutschen Linie aus dem jahrhundertalten Geschlechte der Emser fern der Heimat ins Grab.

Die Herrschaften Hohenems und Lustenau aber brachte das Haus Habsburg an sich. Unter den vielen Titeln des Kaisers von Österreich prangte auch der eines Grafen von Hohenems – und Kaiserin Elisabeth liebte es unter dem Namen einer Gräfin von Hohenems zu reisen.

Die Ritter und Grafen von Hohenems und Herren von Lustenau

*Das schöne Land Vorarlberg, Landesverband für den Fremdenverkehr
in Vorarlberg. Sonderheft der Zeitschrift »Der Bund«, Baden bei Wien,
1930*

Unter den stolzen Rittergeschlechtern, die im Mittelalter und zu Anfang
der Neuzeit in deutschen Landen erblühten, stehen jene von Ems durch
den romantischen Reiz einer merkwürdig reichen Geschichte wohl in der
vordersten Reihe.

1930

Ehrwürdige Sage und urkundlicher Hinweis lassen sie uns schon als
Dienstmannengeschlecht des uralten Welfenhauses erkennen und Bischof
Konrad, aus diesem Geschlecht entsprossen, soll sich mit seinem Vater
bereits zu Anfang des 10. Jahrhunderts vor den Einfällen der wilden Un-
garn auf die Felsenfeste von Ems zurückgezogen haben.

Jedenfalls ist die Burg Ems im 12. Jahrhundert bereits vorhanden und
mit dem Erbe der Welfen kamen die Emser an die stolze Familie der Ho-
henstaufen. Sie genossen auch bald das höchste Vertrauen der Herrscher
aus diesem schwäbischen Kaisergeschlechte. Als Heinrich VI., der nach
Weltherrschaft strebende Sohn Barbarossas, als Hammer des Nordens Si-
ziliens Unabhängigkeit zerschlug, da wußte er den gefangenen Gegner am
sichersten auf der Burg Ems in Gewahrsam. Hier vertraute der gekrön-
te Königsknabe seine unglücklichen Lebenstage. Dürfen wir vielleicht
hoffen, daß er in dem gastfreundlichen Schlosse wenigstens menschliches
Mitgefühl fand, wie es uns die Dichtung, die sich des romantischen Stof-
fes so gerne bemächtigt, auch mehrfach erzählt?¹ Nicht ganz mit Unrecht,
fällt doch in die traurigen Tage des gefangenen Königs die Jugend des
lieblichen Dichters Rudolf von Ems, dessen hohe Bildung wie der
Reichtum seines Gemütes ihn als überaus vornehmen mittelalterlichen
Menschen enthüllen. Freilich vermögen wir seinen edlen Charakter nur
aus seinen einstmals sehr beliebten Werken zu erkennen, über sein Leben
selbst sind wir nur schlecht unterrichtet. Er soll in Welschland, wohin er
den hohenstaufischen König Konrad IV. begleitet hatte, gestorben sein.
Seine Dichtungen aber, wie besonders »Der gute Gerhard« und »Barlaam
und Josaphat«, leben fort und seine »Weltchronik« fand im Mittelalter
eine beispiellose Verbreitung.

¹ Vgl. Eginio Hagel »Der Gefangene auf Burg Hohenems« und Anna Hensler »Die
Hohenems«. (Anm. d. Hrsg.)

Aus den Tagen Rudolfs von Ems stammen auch die wertvollsten Handschriften des Nibelungenliedes, die man Jahrhunderte später auf Schloß Hohenems fand. Wiederholt hat man daher Rudolf von Ems mit der Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes in Verbindung gebracht. Daß die Perle der deutschen Dichtung auf diesem Berg jahrhundertlang erhalten blieb und von hier aus dem deutschen Volke wieder geschenkt ward, macht die Burg Ems auch wert, als eine der ehrwürdigsten Stätten unseres Volkes gewürdigt zu werden.

Gegen Ende des Mittelalters ziehen die Ritter von Ems als Söldnerführer hinaus auf die Schlachtgefilde Europas, erwerben dort Reichtum und Ruhm und in jenen Tagen, da die Herrschenden voll Treulosigkeit und schlauer Berechnung Verträge schlossen und Bündnisse brachen, begegnen uns im Freundschaftsbunde Bayards, Frankreichs Ritter ohne Furcht und Tadel, mit dem wackeren Kriegskameraden Jakob von Ems schöne Züge aus dem Leben gerade der blutigsten Helden, die fern von Neid und Arglist ihrer Fürsten einander als treue Waffengefährten zugezogen waren. Nach manchen siegreichen Kämpfen fiel Jakob von Ems noch im Hoffnungsglanze der Jugend 1512 in der Löwenschlacht vor Ravenna und der Dichter Ulrich von Hutten selbst besang seinen Tod, sein Name aber lebte fort in der Landsknechte Lieder.

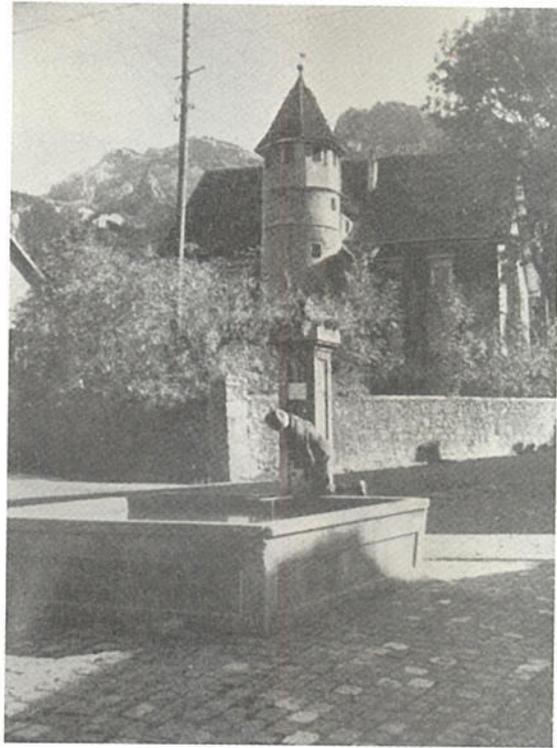
Mit Jakob von Ems war auch sein Vetter Marx Sittich, von Gestalt fast ein Riese, nach Italiens blutgetränkter Ebene hinabgezogen und sein Name wird mit dem Georg von Frundsbergs genannt. Am entscheidenden Sieg des Jahrhunderts, der ruhmreichen Schlacht bei Pavia, hat er bedeutsamen Anteil und noch lange besangen die Landsknechte seine Taten. Auch im großen Ringen und Sterben der deutschen Bauern vor 400 Jahren tritt Marx Sittich hervor, und eine Glocke im Turme zu Ems erinnerte lange an seine Härte und noch heute ist in der Kirche das Grabmal des mächtigen Kriegsmannes mit seinem Bilde erhalten.

Marx Sittichs Sohn Wolf Dietrich folgte dem Ruhmespfad seiner Ahnen und tat sich schon früh als tüchtiger Kondottiere hervor, so daß der Kaiser große Hoffnung auf ihn gesetzt hat. Durch seine Beziehungen zum gefürchteten Kriegsmann Jakob von Medici lernte er dessen Schwester Klara kennen und führte sie als seine Braut nach Hohenems heim. Aber schon in jungen Jahren starb Wolf Dietrich plötzlich, wohl an den Folgen eines auf seinen Kriegszügen erworbenen Leidens, als er unter der Dorf- linde saß und einem Volkstanze zusah.

Jedoch seinen Söhnen kam die italienische Verwandtschaft bald recht zustatten; 1559 bestieg ihr Oheim als Pius IV. den päpstlichen Thron und allsogleich machten sich die drei Brüder auf nach der Ewigen Stadt, wo sich den Nepoten glänzende Aussichten im Dienste der Kirche eröffne-

ten. Schon im folgenden Jahre erhebt der Kaiser das Haus Hohenems in den Reichsgrafenstand.

Markus Sittikus wird Kardinal und Bischof von Konstanz. Er lebte aber meist auf seinen reichen Gütern bei Rom und war das Urbild eines weltlichen Prälaten der Zeit. An verschiedenen Papstwahlen nahm er entscheidenden Anteil und er schmeichelte sich gelegentlich wohl selbst mit der Hoffnung auf die dreifache Krone. Durch seine Gunst stiegen die Geschwistersöhne Wolf Dietrich von Raitnau und Marx Sittich IV. von Ems als Erzbischöfe von Salzburg empor und durch ihre Baulust haben sie dieser Stadt den Namen des deutschen Rom verschafft. Roberto, der Sohn des Kardinals Hohenems, wurde der Stammvater der Herzoge von



Rathaus

Gallese, in denen das Geschlecht der alten Ritter und Grafen von Hohenems heute noch blüht und eine Angehörige dieser Familie Maria di Gallesse hat sich mit dem Dichter d'Annunzio vermählt.

Graf Jakob Hannibal I., ein anderer Neffe Pius IV., wurde vom Papst mit seiner Nichte, der geistreichen Schwester des Kardinals Karl Borromäus, vermählt. Dieser große Reformator der katholischen Kirche hat seine geliebten Verwandten in Hohenems im Jahre 1570 auch einmal besucht und noch sind Erinnerungen an den Heiligen in der dortigen Kirche verwahrt. In den Armen Jakob Hannibals, seines Schwagers, verschied auch der hl. Karl und sein Neffe Kaspar, der mit dem Vater beim Tode des Oheims anwesend war, konnte diesem, den er noch selber gekannt und gesprochen, schon nach ein paar Jahrzehnten als einem Heiligen in Hohenems die Karlskapelle errichten.

In Diensten des spanischen Königs Philipp II. hat sich Graf Hannibal als Landsknechtführer in den Niederlanden öfters bewährt und besonders bei der Belagerung von Maastricht ausgezeichnet. Durch seine Wachsamkeit rettete er Antwerpen vor dem Übergang an den Feind und selbst an einem Zuge nach Afrika nahm er teil und trug so den Ruhm deutscher Tapferkeit in fremde Weltteile. Durch seine Tätigkeit als Söldnerführer und die Gunst des Papstes erwarb der Graf beträchtlichen Reichtum, so



Marktstraße

ihrem Studium weilte im Jahre 1908 der jetzige Papst (Pius XI., 1922–1939) einige Tage in Hohenems, wobei er auch die alten Burgen besuchte und von der reizvollen Aussicht auf diesen Höhen entzückt war.

daß er sein Stammschloß zu Hohenems zu einer der herrlichsten Burgen in deutschen Landen ausbauen konnte. Durch große Darlehen an Erzherzog Ferdinand von Tirol machte er sich auch Hoffnung, auf deutschem Boden die Hausmachtpläne seines Papstohheims verwirklichen zu können. Aber 1587 ereilte ihn schon der Tod. Sein Sohn Kaspar ließ ihm über dem Portal der Kirche zu Hohenems ein Denkmal errichten, das den Grafen im Feldherrngewande darstellt. Im Verein mit seinem Kardinalonkel erbaute er auch nach dem Vorbild eines lombardischen Palastes am Fuße des Burgbergs das Residenzschloß zu Ems, in dem sich noch heute kostbare Handschriften von Kaisern, Königen, Kirchenfürsten und Feldherren und besonders auch von Karl Borromäus befinden. Zu

Ein Herbsttag auf der Hohen Ems

Holunder, 2. Jg., 1924, 15. November, Nummer 46

So oft jedes Jahr am Abhang des Schlosses die Buchen sich rötlich färben, gewährt unser Berg einen prächtigen Anblick; zumal, wenn die Strahlen der herbstlichen Sonne die bunten Blätter mit ihrem leuchtenden Gold überfluten. Dann tritt auch das graue Gemäuer der alten Ruine recht deutlich hervor und es ist, als wären vergangene Zeiten viel näher und als hätten die alten Ritter mit dem ganzen, romantischen Zauber ihrer verschwundenen Tage sich für einen Augenblick eingestellt auf dem versunkenen Schloß! 1924

Ein solcher Anblick zieht dann den Freund der Geschichte unwiderstehlich hinauf auf die Höhen des Schloßbergs, um wieder einmal zu träumen von einstiger Herrlichkeit und versunkener Pracht. Und ist es dann, als ob die moosgrünen Steine erzählten von allem, was sie hier vor Zeiten geschaut. Und die fallenden Blätter, sie lispeln leise ein Lied von großem Geschehen, von hoher Wonne und furchtbarem Leid; von der schönen Kriemhild und ihrer Liebe zu Siegfried, dem herrlichen Helden, von Hagens Untat und von der schaurigen Rache.

Sieben Jahrhunderte sind vergangen, seitdem jene Sänge von der Nibelungen Not hier oben wohl wirklich erschollen und vielleicht hat ein Dichter, der damals da oben gelebt, das Lied selbst zusammengefaßt zu einem einheitlichen Werk. Um 1200 ist jenes Kleinod mittelalterlicher Poesie entstanden, und damals gerade hat der Sänger von Hohenems sich seines Daseins erfreut.

Über das Leben Rudolfs von Ems ist freilich nur wenig bekannt, aber die erhaltenen Werke enthüllen den Dichter als einen der vornehmsten Menschen, die uns im Mittelalter begegnen. Von seinem liebenswürdigen Charakter, der Anmut und sittlichen Größe werden sich alle hingerissen fühlen, die Rudolfs Dichtungen lesen. Seine Weltchronik fand auch eine beispiellose Verbreitung.

In Jugendtagen mag den Knaben das Schicksal des unglücklichen Königssohnes ergriffen haben, den Kaiser Heinrich VI. auf die Hohe Ems verbannen ließ. Geblendet und verstümmelt soll der Unglückliche hier seine Tage vertrauert haben, bis ein mitleidiger Tod ihn aus der Gefangenschaft wieder befreite. Rudolf von Ems aber fand in Italien, wohin er den letzten Staufenkaiser als treuer Gefolgsmann begleitete, um 1254 den Tod. Doch niemand weiß, wo der Dichter in fremder Erde das Grab fand.

Stolze Vergangenheit aber hat Schloß und Berg von Ems mit dem Glanze der Geschichte verklärt. Schon Scheffel hatte den Plan, einen Nibelungenroman zu verfassen, und er hat deshalb die Burgen von Ems besucht, aber erst Albert Ritter kam dazu, die Pläne Scheffels zu erfüllen.

Vor bald 200 Jahren hat der Lindauer Arzt Jakob Hermann Obereit im Palaste zu Ems mit Hilfe des Oberamtmannes Woher die erste Handschrift des Nibelungenliedes gefunden, und so ist es dem deutschen Volke wieder bekannt geworden und hat durch seinen gewaltigen Stoff immer wieder Anlaß zu neuen Dichterwerken gegeben, und aus ihm schöpfen die schaffenden Geister der deutschen Nation wie aus einem Schatz von nie versiegender Fülle. Mit Recht hat daher die Dichterin der »Hohenems«, Anna Hensler¹, an die Spitze ihres Büchleins folgende Zeilen gesetzt:

*»In halb verscholl'nen Sagen ward uns vom Horte kund,
Den einst der grimme Hagen versenkt in Rheinesgrund.
Doch fand ich and're Märe, die besser möchte sein,
Daß nicht verhohlen wäre der Schatz so tief im Rhein. –*

*Nein, daß in einem Berge, die Hohenems genannt,
Ihn hüteten die Zwerge, von allen unerkant:
Von dort ist laut erklingen in Hochgesang und Wort
Das Lied der Nibelungen, des deutschen Völkes Hort.«*

¹ Anna Hensler (1875–1952) hat als Vorarlberger Schriftstellerin eine Fülle von Gedichten geschaffen, die eine große Natur- und Heimatverbundenheit verraten. Als ihr Hauptwerk gilt der Roman »Frankreichs Lilien«, der mit 37.000 verkauften Exemplaren ein internationaler Bestseller wurde. Anna Hensler hat in diesem Werk ein Sittengemälde Ludwig XVI. und seiner Nachkommen vor dem Hintergrund der Französischen Revolution gezeichnet. Erfolgreich war auch Henslers Erstlingswerk »Die Hohenems«. Diese Erzählung handelt von der Gefangenschaft des Königsknaben Wilhelm, des letzten Normannenkönigs, im 12. Jahrhundert auf Schloß Altems. Das dritte große Werk Anna Henslers war das Lebensbild des Vorarlberger Freiheitskämpfers Josef Sigmund Nachbauer. (*Anm. d. Hrsg.*)

Sagen und Anekdoten von Alt- und Neuems

*Andreas Ulmer, Burgen und Edelsitze in Vorarlberg und Liechtenstein,
1925*

Wo Schlösser und Burgenzinnen ragen, da rankt und klettert die immergrüne Sage an ihrem grauen Gemäuer empor. Was Wunder, wenn auch die uralten Vesten von Ems mit ihrer stolzen Vergangenheit vom Zaubershauch der Sage umweht sind. 1925

Wenig, fast gar nichts, wissen die Leute von der Geschichte der Schlösser zu melden, nichts wissen sie von Rudolf dem Dichter, dem gefangenen Königsknaben zu sagen, keine Kunde ist ihnen von dem mächtigen Geschlechte der Ritter und Grafen, vom hl. Karl, der oben geweiht, und von der herrlichen Dichtung des Nibelungenliedes, das hier die Zeit überdauert. Und fragt der Wanderer, der die Burgen besucht, den gewöhnlichen Mann, was denn da oben einst war, so wird er erfahren, dort hätten zwei Schlösser gestanden, das eine habe Tannenburg, das andere Fichtenburg geheißten, und dort habe sich eben die Geschichte der Rosa von Tannenburg abgespielt. Noch sei da der Brunnen, aus dem Rosa das Kind ihres Feindes gerettet, zu sehen, und im hinteren Schlosse zeigte man früher das Kämmerlein, wo der Vater des Mädchens gefangen saß, und andere wiesen sogar die Ketten, mit denen er an die Mauer des Kellers geschmiedet war. Lange bevor Christoph Schmid die Jugenderzählung schrieb, las man hier ihre Geschichte, und schon vor hundert Jahren sagten sie auf dem Schlosse, daß hier sich das alles ereignet.

Der eine oder andere weiß noch zu berichten, daß sonst schlimme Zwingherren auf diesen Schlössern gewesen, hartherzige Menschen, die das Volk mit Gewalt zum Bau ihrer Burgen gezwungen. Als man das hintere Schloß errichtete, habe man den Sand aus einer noch sichtbaren Mulde über dem Bache geholt, und um einen Groschen hätten die Leute den Sand auf den Bauplatz getragen und auch eine Heidin habe dabei um Tagelohn gedient.

In den festen Türmen und dunklen Verliesen hätten in Hunger und Elend Gefangene geschmachtet; daher sei noch heute auf dem vorderen Schloß ein verzauberter Turm, den man zeitweilig nicht sehe und den man Hungerturm nennt.

Ein Gang führte einst geheim durch den Schloßberg herab zum Palast, und sein Eingang ist noch vor dem Aufstieg zum höchstgelegenen Teil der Ruine zu sehen. Mutige Burschen sind in früheren Jahren etwa hundert

Meter dem Gange gefolgt; das Weitere war aber schon verschüttet, und manche glaubten, in diesen Höhlen wäre ein Lindwurm daheim.

Doch auch von Edlerem weiß schon die Emser Chronik zu melden, vom hl. Konrad, der beim Einfall der wilden Ungarn mit seinem Vater auf diesen Berg floh und so mit dem Bau des Schlosses begann. Dort erinnert noch heute der Konradsbrunnen daran, der von dem Heiligen auf wunderbare Weise geschaffen ward. Als die Arbeiter sehr vom Durste gequält wurden und auf dem einsamen Fels kein Wasser für Tiere und Menschen zu finden war, stieg der fromme Knabe in die Buggenau hinab, wo noch die Quelle gezeigt wird, aus der Konrad Wasser in sein Tüchlein nahm und auf den Berg hinauftrug.

Wunderbar, es rann das Tüchlein nicht aus, bis der Knabe auf der Höhe des Schlosses ein Grüblein gegraben und das Wasser hineingießt; von der Stunde an floß der Konradsbrunnen. Weil aber der Heilige ihn so mit göttlicher Hilfe zustandegebracht, hatte der Brunnen fortan die Eigenart, sogleich zu versiegen, sobald er durch schmutzige Wäsche oder ähnliche Dinge verunreinigt ward. – Wie die ganze Ruine alle Jahre schneller verfällt, so liegt auch der Konradsbrunnen seit zwei Jahrzehnten verfallen; aber noch zu Beginn des Jahrhunderts wurde sein Wasser benutzt.

Auch das Bild in der kleinen Buggenauer Kapelle erinnert an eine Sage. Der Vogt auf dem neuen Schloß war ein schlimmer Geselle. Einst warf er auch das Jesuskind aus der Burgkapelle über den Felsen hinab. Doch folgte die Strafe sogleich: Er wurde vom Blitze getötet. Für das Heiligenbild, Maria mit dem Kinde, wurde diese Kapelle gebaut.

Gerne streut die Sage Gold aus den Ärmeln. Beim Bau des Stalles im Hofe des Glopper kam ein halbes Säcklein Goldstaub zum Vorschein und auf dem vorderen Schloß ist, wenn man nur auch wüßte wo, ein goldenes Kegelspiel vergraben, mit dem sich einst die Ritter vergnügten.

Oft habe man schon goldene und silberne Münzen im Schlosse gefunden, wie einst ein paar Kinder einen Hut voll mit nach Hause genommen. Doch als diese es daheim besahen, sei es zu Laub geworden. Ein andermal hätte eine Frau eine Ziehe¹ voll Laub ausgeschüttet; als sie daheim war, merkte sie, daß die paar Läufer, die noch in der Ziehe geblieben, zu Goldstücken geworden waren. Aus viereckigen Münzen, die man auf dem Schlosse gefunden, haben einige Uhrenschlüssel machen lassen.

Um einen Topf voll flüssigen Goldes zu holen, kam alle Jahre in der Heiligen Nacht ein »fähriger« Schüler nach Ems. In der Belzreute hat er den feurigen Drack (Drachen), auf dem er daher geritten war, an einem bezeichneten Hause angebunden und stieg auf die Spallafluh hinauf, wo

¹ Ziehe: Bettüberzug. (*Anm. d. Hrsg.*)

in einer Spalte des Felsens das Gold herabtropfte. Wenn er zurückkam, blieb er in dem genannten Belzreutener Hause über Nacht und bezahlte den Leuten, soviel sie verlangten. Solche »fährige« Schüler stehen mit dem Teufel im Bunde und haben immer Geld genug, doch dürfen sie nicht mehr hergeben als man von ihnen verlangt.

Nach Schätzen hat auf dem Schlosse schon mancher gefahndet. Doch wer in nächtlicher Stunde nach solchen gegraben, den hat meistens das Mißgeschick verfolgt. Vor etwa einem Jahrhundert kam oft auch ein altes Männlein auf das Schloß hinauf, um mit einer Wünschelrute nach Schätzen zu suchen. Wo sich seine Haselgerte nach abwärts bog, lag etwas begraben. An solchen Stellen merkte man deutlich den Druck der Rute; sie machte ganze »Krümmeli« in die Hand. Als man einmal das Männlein holen wollte, war es gestorben.

In einer Nacht hat man in der Metzg, wo der Weg gegen die Miß hingeht, nachgegraben und ist auf eine Platte gestoßen. Da wagten jedoch die Leute nicht mehr weiterzugraben, aber noch lange konnte man die Grube sehen, und als einst mein Urgroßvater mit seinem Sohn auf das Schloß hinüber spazierte, wo er und seine Eltern gewohnt, hat er ihm auch diesen Ort noch gezeigt.

Als man das Schloß dem Abbruch preisgab und der Burgkaplan seine letzte Messe in der Kapelle gelesen hatte, klopfte er mit seinen Stiefeln auf den Boden und, als er merkte, daß es hohl tönte, hob er eine Platte hinweg und fand eine lateinische Inschrift, die besagte, daß hier alte Grafen begraben wären.

Oft brachte man früher Gefangene auf die Burg. Einst wurden zwei Heidinnen hinaufgebracht und in zwei Gemächer nebeneinander gesperrt. Da rief die eine der anderen, ob sie die Glocken sähe im Tal, in denen sie beide die Klängel abgeben sollten. Sie meinte nämlich die für sie aufgerichteten Galgen. Doch die andere sagte, sie fürchte sich nicht, sie habe noch gelbe Vögel bei sich, die ihr schon die Freiheit brächten; sie meinte dabei die Goldstücke, die sie besaß. Und, wie sie sagte, so kam es. Es gelang ihr, einen Wächter für sich zu gewinnen, der sie um das Geld aus dem Kerker entließ; die andere wurde gehängt.

In den letzten Jahren seines Bestandes war auf dem Schloß auch ein Priester in Haft. Er konnte sich, wie er wollte, im Schlosse bewegen, doch durfte er nicht fort; er war hierher verbannt. Des Abends begab sich der Großvater meiner Großmutter oft vom Schloßhof zu ihm hinauf, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der Geistliche wohnte in dem noch heute am besten erhaltenen Teil der Burg, den man damals nach dem Namen des Geistlichen als »'s Bernhards Hus« bezeichnete. – Da kam es denn öfters vor, daß man in der Küche ein Geräusch vernahm, als ob eine Magd einen

Arm voll Scheiter niederwürfe. Darob erschrak der Mann anfänglich, aber der Geistliche sagte, das käme da oft vor, doch sonst geschähe ihnen nichts.

Auch Soldaten waren damals oft viele auf dem Schloß. Als im März einmal der Schnee schmolz, sagte ein Soldat: »Heute geht der Schnee weg.« Des anderen Tages war der Soldat verschwunden; denn er hatte den Namen »Schnee«.

Als im Franzosenkrieg der Feind ins Land kam, da erschienen die Soldaten schon bald auf dem Schloß. Manche waren recht freundlich. Doch andere setzten meinem Altvater die Pistole auf die Brust, verlangten Geld und wollten wissen, wo die Leute ihre Sachen versteckt hätten; denn viele hatten Kostbarkeiten auf das Schloß hinaufgebracht, die man unter dem Boden der Tenne versteckte. Wieder andere forderten Milch und wuschen die Hände darin.

Eines Tages kamen wieder einige Offiziere auf das Schloß, und der Urgroßvater meiner Mutter sollte ihnen den Weg nach dem Tale zeigen. Unterdessen kam der »Gsohl Karle«, ein kräftiger, doch etwas komischer Mann herauf; der fragte seinen Bekannten, was er da tue. Dieser sagte: »Den Herren den Weg zeigen.« Da meinte der Karle, das wolle er schon besorgen, jener könne ihm die Führung überlassen. Dann ging Karle mit den Fremden ein Stück weit in den Wald hinaus, schwang den gewaltigen Stock, den er bei sich hatte, und rief: »Do abi goht da Weag!« Und die Franzosen in Furcht vor Prügeln sprangen über Stock und Stein den Abhang hinunter. Als Karle dann nachher erzählte, wie er es den Franzosen gemacht, fürchteten die auf dem Schlosse, daß sie seinen törichten Streich büßen müßten. Aber zum Glück zogen die Franzosen schon am andern Tag wieder weiter.

Als die Schweden im Dreißigjährigen Krieg die Burg belagerten und sie nicht einzunehmen vermochten, hofften sie die Veste durch Hunger zu bezwingen. Schon hatten die Leute auf dem Schloß das letzte Korn aufgezehrt und hatten nur noch ein letztes Stück Vieh zum Schlachten. Da trieben sie das Tier im Schlosse herum, auf daß sein Brüllen im Lager den Eindruck erwecke, als ob sie im Schlosse noch eine ganze Viehherde besäßen.

Hierauf wurde das Tier geschlachtet, und in die Haut wurden die Kornsprühl (Hülsen, Spreu) geschüttet, ein Brief hineingelegt, in dem die Belagerten schrieben, daß sie noch lange genug zu essen hätten. Dann banden sie die Haut zusammen und warfen sie über den Berg ins feindliche Lager hinab. Auf das hin zogen die Feinde ab. Und da es um zwei Uhr mittags war, wird noch heute zur Erinnerung daran die Glocke geläutet, und jeder betet dann ein Vaterunser.

Auf dem Wege zum Schlosse, da hauste die Langutsch, die allerlei Hexenwerk trieb. Nicht selten wären die Kühe im Stall an einer Halse (Ket-

te am Hals des Viehs) zusammengebunden gewesen. Als aber einmal ihr Mann ernst machte und einer Kuh das Ohr abhauen wollte, da bat ihn die Hexe, es ja nicht zu tun, denn sonst hätte der Mann eben in ihr eigenes Ohr geschnitten. Als man den Gatten der Hexe begrub, da tat sie schauerliche Flüche; aber als sie selbst begraben wurde, schlug der Blitz aus heiterem Himmel ein, da man eben den Sarg in das Grab gesenkt hatte.

Ein großer Hexenmeister war der Halbmuli. Eines Tages hatte er wieder ein böses Wetter angerichtet. Da läutete man die beiden Glöcklein im Schlosse, die solche Wetter vertrieben. Nachher sagte der Halbmuli, diesmal hätte es schon ein gehöriges Wetter gegeben, wenn nicht die beiden Hunde zu bellen angefangen hätten; er meinte nämlich die zwei Glöcklein. Von dem einen derselben hieß es, daß ein Haar der Mutter Gottes hineingegossen sei und es deshalb die Kraft gegen die bösen Wetter habe. Es soll später in das Reutener Kirchlein gekommen sein.

Eines Morgens begab sich mein Altvater (Vater des Urgroßvaters) hinaus in die Kapelle, um zum Englischen Gruß zu läuten. Da sah er ein Grafenpaar auf der Empore; er wagte nicht mehr, dem Ausgang zuzugehen, da er fürchtete, mit dem Paar zusammenzukommen. Er wußte daher nichts Besseres zu tun, als bis zum Tagesanbruch weiterzuläuten.

Am Fuß des Schloßberges liegt der Tiergarten, in dem einst von den Grafen allerlei Wild gehalten wurde. Als die letzte Gräfin lebte, waren nur noch ein Bär und ein Hirsch darin. Dem Bären brachten die Leute oft Katzen zum Fressen und, als er einmal eine solche auf eine alte vorstehende Tanne verfolgte, brach sie und schlug dem Bären den Rücken ab. Der Hirsch war sehr zahm, tat aber vielen Schaden. Als daher die Gräfin wieder einmal in Ems war, meldete ihr mein Altvater, das Tier sei an einem Fuße verwundet, worauf die Gräfin es zu töten befahl; es war der letzte Bewohner des Tiergartens.

Ehe man auf dem Wege von Dornbirn nach Ems gelangte, kam man früher rechts der Straße, dort, wo ein Weg in die Felder abzweigt, an einer steinernen Säule vorbei. Davon wird folgendes erzählt: Von Lindau habe man einst mit einer Kanone auf das Schloß schießen wollen; das Geschütz habe jedoch nur bis hieher getroffen. Zur Erinnerung daran sei die Säule errichtet worden. Die ganze Flur heißt noch jetzt die »Stüaner Sul«. Vom Schlosse aber habe man nun die Antwort nach Lindau geschickt, und die Kanone habe so gut getroffen, daß die Kugel beim Elfuhr läuten dort das Seil abgerissen und einer Magd, die gerade Wasser geholt, den Kübel vom Kopf heruntergeschlagen habe. – Tatsächlich befand sich einst auf dem Schlosse eine Colubrina (Feldschlange), die Jakob Hannibal von Erzherzog Ferdinand II. in Anerkennung seiner Amtsverwaltung zum Geschenk erhalten hatte. Der Fürst ließ sie ihm kostenfrei nach

Hohenems liefern; sie schoß eine zwanzigpfündige Kugel zwei Meilen weit. Das Wundergeschütz hinterließ in der Bevölkerung einen solchen Eindruck, daß die Erinnerung daran, wie erwähnt, sich bis heute erhalten hat.²

² Vgl. Weizenegger-Merkle »Vorarlberg«, Bd. 2, S. 109; Häfele in: Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde 8 (1924), S. 13.

Aus dem Sagenschatz von Hohenems

*Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hohenems–Diepoldsau,
26. Oktober 1930*

Wie wäre es möglich, daß ein Ort mit so stolzer und reicher Geschichte, wie es Hohenems, die Heimat der Sänger und Dichter von Ems ist, nicht auch reich wäre an Schätzen der Sage! Gerade Burg Altems, die Bergstätte der Nibelungendichtung, ist die bevorzugte Heimat der Sage. Und wenn die Dämmerung ihre Schleier um die altersgrauen Ruinen webt, dann erhebt sich die Sage und schwebt hinab über die Hütten des Dorfes. Wo Großmütterchen im Stübchen den Kindern allerlei alte Geschichten erzählt, streut auch Frau Sage ihr goldenes Laub auf die Dächer. 1930

Überall, wo Schlösser und Burgruinen aus dunklem Walde ragen, quillt die Sage gleich einer Quelle hervor und murmelnd erzählt sie dem nachgeborenen Geschlechte von fernen Zeiten und längst versunkener Pracht. So auch vom Schloß Ems. Hier hätten einst schlimme Zwingherren gehaust, und ohne Entgelt mußten die armen Bewohner der Gegend beim Bau der Burgen mithelfen und Sand den Berg hinauftragen. Bei der Burg Neuems wird noch der Ort bezeichnet, von wo man Sand zum Bau hinaufgeschleppt habe. Als man den Stall im Schloßhofe baute, fand man beim Graben des Fundamentes noch eine Menge von Goldstaub. Übrigens ist auf der Burg Hohenems auch ein goldenes Kegelspiel begraben, wie das von vielen anderen Burgen des Landes erzählt wird. Oft schon haben Kinder und Frauen, wenn sie in der Umgebung der Ruine waren, viereckige Münzen gefunden, und als eine Frau hier Buchenlaub gesammelt hatte, war es, als sie heimkam, lauterer Gold. Nicht zu verwundern, daß schon oft Leute aus nah und fern auf dem Schloß nach Schätzen gefahndet haben in dunkler Nacht mit Wünschelruten oder auf andere Weise.

Auch ein fahrender Schüler kam alle Jahre einmal auf einem Drachen hierher geritten, wo er auf der Spallafluh flüssiges Gold geholt hat, das dort in der heiligen Nacht in einer Felsgrotte herabtropfte. Er übernachtete dann in einem bestimmten Hause in der Belzreute, wo er seinen Drachen angebunden hatte. Er hat die Leute bestens belohnt. Mehr aber, als sie verlangten, durfte er nicht bezahlen, denn die »Fährigen Schüler« sind dem Teufel verschrieben und von diesem bezahlt.

Die Sage vom Schloß Ems führt uns schon ein volles Jahrtausend zurück. Als nämlich die raubenden Horden der Ungarn über die Fluren am Bodensee hereinbrachen, flüchteten viele ins rätische Bergland, darunter

auch Graf Heinrich von Altdorf aus dem Geschlecht der Welfen mit seinem Sohne Konrad, dem nachmaligen Bischof von Konstanz. Zur Erinnerung an diese Begebenheit führt noch heute ein Brunnen auf den Höhen des Schloßberges den Namen Konradsbrunnen.

Aus der Zeit des Schwedenkrieges erzählt uns die Sage: Die Schweden hätten das Schloß schon lange belagert und auf der Burg gingen die Vorräte bereits zu Ende. Da bedienten sich die Bedrohten der List. Ehe sie das letzte Stück Vieh schlachteten, trieben sie es noch im Burghofe umher, daß es brüllte, als ob da eine ganze Viehherde wäre. Dann töteten sie das Tier, in seine Haut gaben sie das letzte Korn und einen Brief, in dem sie sich in übermütigen Worten ergingen, als ob sie noch Überfluß an allem besäßen. Hiedurch getäuscht, beschlossen die Feinde den Abzug, und weil dies nachmittags um zwei Uhr geschah, läutet man heute noch zu dieser Stunde die Glocke und jeder soll da ein Vaterunser beten, daß der Schwed' nicht mehr kommt.

Damals hatten die Schweden im Ried zu Pagolden eine Kriegskasse versteckt, doch hat sie noch niemand gefunden. Über dem Weiler, der heute »Klien« heißt, befindet sich das sogenannte Heidenloch, in dem einst heidnische Leute gewohnt haben sollen. Eine Heidin, die beim Vorbeiziehen hier gestorben sei, hat man dann an der Landstraße bei der »Gemeinde« begraben. Einst wurden auch in das Schloß Ems zwei Heidinnen gebracht, die hingerichtet werden sollten. Von ihren Zellen aus, die die Gefangenen nebeneinander besaßen, beobachteten sie bereits den Galgen. Da rief die eine der anderen zu, ob sie die Glocken bemerke, in denen sie die Klängel werden sollten. Die andere aber entgegnete, sie fürchte sich noch nicht, denn sie hätte »gelbe Vögel« bei sich, die ihr die Freiheit noch brächten. In der Tat gelang es ihr, durch ihre »Goldstücke« einen Wächter zu bestechen, daß er sie freiließ.

Von Hexen gehen noch viele Sagen und erinnern an die unglücklichen Tage, da blinder Aberglaube die unschuldigen Opfer auch dahier verbrannte. Besonders war der Halbmuli ein schlimmer Hexenmeister. Einmal hatte er ein böses Wetter gemacht, aber das Läuten der Glöcklein auf dem Schloß Ems, in deren einem ein Haar Mariens eingegossen war, vereitelte sein schändliches Werk, und der Halbmuli sagte, wenn die beiden Hünd nicht hätten angefangen zu bellen, wäre es diesmal schon ein gehöriges Wetter geworden. Auch die Langutsch war eine greuliche Hexe, und als sie starb, schlug der Blitz bei heiterem Himmel in ihr offenes Grab.

An Pestzeiten, die das Volk schwer heimgesucht haben, erinnern noch mancherlei sagenhafte Überlieferungen. Einmal habe der Schwarze Tod so furchtbar gewütet, daß nur noch in Steckenwegen ein altes Weiblein, das »Bregittle« übriggeblieben war. Das begab sich alle Sonntage nach



Lustenau in die Kirche, und dort wartete man jedesmal, bis das Bregittle kam. Einmal erschien es nicht mehr und schließlich läuteten die Glocken von selber zusammen, da wußte man, daß auch das Bregittle gestorben war.

Auf der Alpe Valors hat einmal die Pest ihren Anfang genommen. Als die Hirten gestorben waren, verließ das Vieh von selbst die Alpe, und als man, dadurch aufmerksam gemacht, nachsehen wollte, waren die Leute dort tot. Ein Kind kletterte an den Leichen herum und blieb doch gesund. Man hörte rufen: »Esset Lippla und Bibernella, so wöret ihr nit sterba!« Man befolgte den Rat, fing an zu beten, aß Bibernell, und das half.

Hohenems.
Aus Daniel
Meißner
»Politisches
Schatz-
kästlein«
(Thesaurus
philopoliticus
1624)

Der Konradsbrunnen auf Schloß Ems

*In: Unsere Heimat, Dornbirn 1934, (Ausgabe A),
Lesebuch 1. Teil von Albert Eberle*

1934 Als einst das Volk der Ungarn die Donau aufwärts zog und Dörfer und Städte ausraubte und zerstörte, flohen die Einwohner in friedlichere Gegenden.

Damals lebte der heilige Konrad als kleiner Knabe bei seinem Vater in einem Schlosse bei Ravensburg. Auf der Flucht vor den Ungarn kamen sie in unser Land.

Konrads Vater begann auf dem Schloßberge zu Hohenems mit dem Bau der Burg. Als die Arbeiter sehr vom Durst gequält wurden und auf dem einsamen Fels kein Wasser für Menschen und Tiere zu finden war, stieg der fromme Knabe in die Buggenau ins Tal hinab zu einer Quelle, die noch heute gezeigt wird. Aus dieser schöpfte er Wasser in sein Tüchlein und trug es auf den Berg hinauf. Wunderbar! Es rann das Tüchlein nicht aus, bis der Knabe auf der Höhe des Schlosses ein Grüblein gegraben hatte. In dieses goß er das Wasser. Von der Stunde an floß der Konradsbrunnen.

Weil aber der Heilige ihn mit göttlicher Hilfe zustande gebracht, hatte der Brunnen die Eigenart, daß er sogleich auf einige Zeit versiegte, wenn er verunreinigt wurde.

Als Konrad später Bischof von Konstanz geworden war und als solcher wieder einmal auf die Burg kam, segnete er den Brunnen, damit er seine wunderbaren Eigenschaften behalten möge.

Die Burg ist seit vielen, vielen Jahren von den Grafen verlassen und zur Ruine geworden. Der Konradsbrunnen floß aber noch lange und sein Wasser wurde von Hirten und Wanderern gerne benützt, bis er zu Anfang dieses Jahrhunderts endlich auch gänzlich verfiel.

Allerlei von Hohenems

Feierabend, 14. Jg., 1932, 28. Folge

Dort, wo der vielbesungene Rheinstrom mit seinen silbernen Wellen voll Jugendkraft aus dem rätischen Berglande herab dem blauen Bodensee zu-eilt, grüßt uns die malerisch schön an den Hang des Gebirges sich schmie-gende Ortschaft Hohenems. Mit Wohlgefallen ruht das Auge des Fremd-lings auf den hier von der Rheinebene aus sich senkrecht auftürmenden Felsen. Über weißschäumenden Wasserfällen späht vom steilen Felsthro-ne noch heute ein altes Ritterschloß einer Königin gleich in die Lande.

So gesellt sich zum Zauber uralter Geschichte noch der Reiz einer an Romantik überaus reichen Natur. Nach jeder Himmelsrichtung erschließt sich unserem Blick ein schöneres Bild: Im weiten Rheintal träumen freundliche Dörfer, die jeder Frühling in ein duftiges Blütenmeer taucht, während ein sonniger Herbst den hellgrünen Laubwald mit feurigem Gold übergießt. In der Ferne leuchten, von schimmernden Wolken umspielt, die Berge des Alpsteins, und in erhabener Hoheit erhebt der schneegekrönte Säntis sein firnumwobenes Haupt. Ihm reihen sich wie eines Herrschers Gefolge Churfürsten, Alvier und alle die Gipfel und Zacken gleichsam huldigend an.

1932

Die
Bergwelt
östlich von
Hohenems
vom Rhein
aus gesehen



Blumige Wiesen, mächtige Ströme und prächtige Seen, grünende Fluren, Hochgebirge und üppige Alpen, gähnender Abgrund und lachende Auen, all das verbindet diese Umgebung zum harmonischen Bilde.

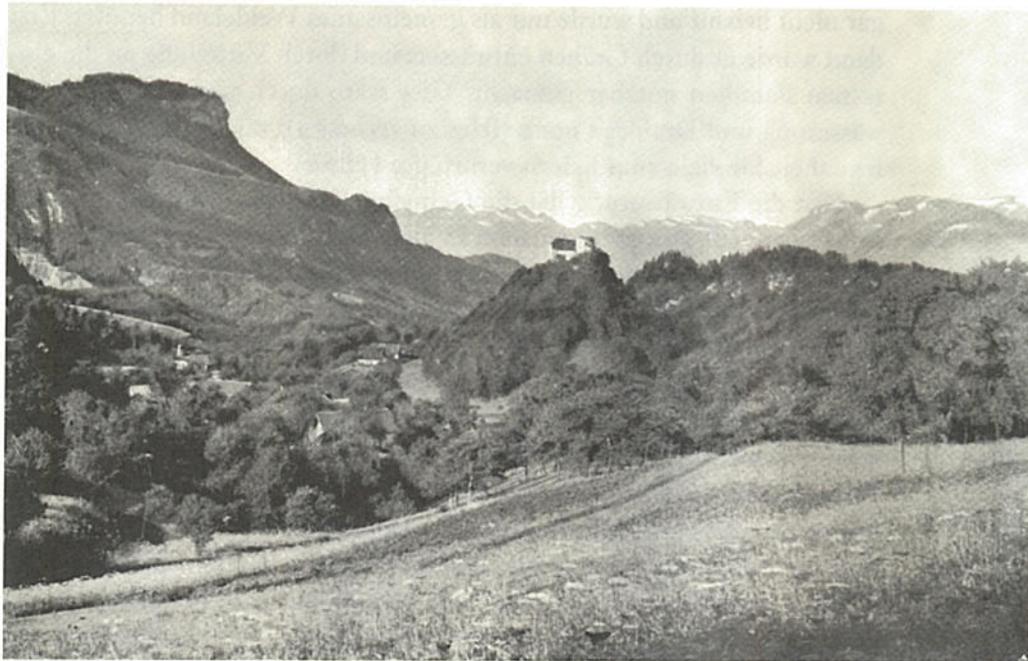
In dunklen Nadelwäldern schlürft der Spaziergänger mit Wonne die harzige Bergluft. Schattige Pfade in bunter Auswahl laden zu Ausflügen ein und bieten auch bei längerem Aufenthalt reichste Abwechslung, und der Freund der Natur kommt hier sehr wohl auf die Rechnung. Wer im stillen Tannenforst wandelt, begegnet nicht selten dem harmlosen Reh oder flüchtigen Gamsen, und wer höher ins Alpengelände aufsteigt, wo weithin in purpurnen Farben die Alpenrose leuchtet, beobachtet auch den Spielhahn oder den Auerhahn.

Wundervoll ist eine Wanderung auf die Höhen des Schloßberges, wo die Ruine Altems unter Moos und Trümmern an vergangene Zeiten erinnert. Eine herrliche Rundschau lohnt den Besucher der Burg Neuems, die wie ein Traum aus vergangenen Tagen ins Land hinausschaut, als hätte sie nur der Ritter mit wehenden Fähnlein, um ihnen ein gastlich Willkommen zu entbieten.

Ein herrlicher Fleck Erde ist die Emser Reute, die als Sommerfrischort gewiß noch einmal in Aufnahme kommt. Von ihr führt der Weg unter den Löwenzähnen, die wie versteinerte Märchentürme himmelwärts ragen, vorbei nach dem Luftkurort Ebnit. In genußreicher Gratwanderung steigt man von der idyllischen Lucheregg zur aussichtsreichen Hohen Kugel, die früher (1324) den romanischen Namen »Alpiglen« trug.

Der Name Lucheregg ist heute meist in Flueregg umgewandelt, wiewohl er sich von einem Familiennamen herleiten dürfte. So erscheint 1510 ein Thoma Lucherer als Hofmann zu Lustenau. Der Flurname begegnet bereits 1443. 1650 verkauft der Graf von Ems die Alpe Schönermann zunächst Luggeregg und 1617 veräußert er diese Alpe bei der »Lucheregg«, nachdem er dort einen Gemeindewald zu einer Alpe zugerichtet hatte. 1671 verkauft die Gemeinde Grund auf »Lucheregg«.

Eine halbe Stunde vom Markt Ems liegt das altberühmte Schwefelbad, das bereits vor einem halben Jahrtausend seiner Heilkraft wegen geschätzt war, und 1430 mit den vielleicht am Schönermann befindlichen Silber- und Bleierzbergwerken verliehen wurde. 1508 wird von Jos Walser, genannt Scherer, seßhaft zu Embs im Schwebelbad, berichtet, daß er Ehre und Eid gebrochen und deshalb von Merk Sittich hätte gerichtet werden sollen. Auf sein und seiner Freunde und Gönner Bitten sei er im Hinblick auf die Kinder unter der Bedingung freigelassen worden, daß er seine Rechte an dem erkaufte Schwebelbrunn aufgeben und wie andere arme Leute dem Junker leibeigen werde.



Es scheint, daß wir hier einen Walser vor uns haben, wie sich um jene Zeit in Hohenems mehrfach solche nachweisen lassen. So gab z. B. 1418 Ritter Ulrich von Ems Hans Matli, dem Walser von Tumüls, die Au und den Weingarten am Einfirst zu rechtem Erblehen. Dabei treten die heute noch benannten Fluren Ledi, Finsternau, Platten, die Mühle bis auf die Egg u. a. hervor.

Emser
Reute
gegen
Glopper
und
Altems

Unterhalb Ems liegt der Weiler Klien, der einst Pagolden hieß. Heute haftet dieser Name nur noch an einer Flur etwas außerhalb der Gemeinde. Wie ist es gekommen, daß die Jahrhunderte lange geltende Bezeichnung in Abgang kam? Ich glaube, alte Urkunden weisen uns den richtigen Weg: Im Jahre 1510 war dem Schmied Hans Schapfysen ein Kammrad im Kaufhaus zu Rheineck abhanden gekommen, und dieses befand sich im Besitz des Müllers Hans Kliener, genannt Bagolter zu Widnau, der es im Rheine gefunden haben wollte.

Die Klien, die sich in diesem Weiler ansässig machten, haben hier schließlich den alten Namen verdrängt, der heute nur noch in Bobleter fortlebt. Über dem Klien führt ein herrlicher Waldweg an einer romantischen Schlucht vorüber nach der Neuen Welt in wunderlieblicher Einsamkeit, von wo man einen schönen Ausblick nach dem nahen Dornbirn genießt.

Das weite Ackerland, das sich unterhalb Hohenems, im Gebiet der schwarzen Erde, ausdehnt, war vor etwas mehr als hundert Jahren noch

gar nicht bebaut und wurde nur als gemeinsames Weideland benützt. Erst dann wurde es durch Gräben entwässert und durch Verteilung an die einzelnen Familien nutzbar gemacht. Hier wäre durch weitere Grundentwässerung und Drainage noch vieles zu verbessern und reiche Arbeitsgelegenheit für viele zum Feiern verurteilte Hände.

Erst die Entwässerung hat die Gemeinde Hohenems für ausgedehnte Landwirtschaft geeignet gemacht; in alter Zeit aber war der anbaufähige Grund viel eingeschränkter als heute und ein Großteil desselben war immer wieder vom Rheine bedroht, weshalb sich die Gemeinde in alten Tagen nur langsam entwickelte, und erst gegen Ende der mittleren Zeit¹ ist überhaupt von der Ortschaft als solcher die Rede.

Der Reichtum an Felsen und Höhen ist es gewesen, dem Hohenems seine geschichtliche Bedeutung verdankt, denn solange die alemannischen Einwanderer, als fruchtbare Weiden und gutes Ackerland suchende Bauern sich Boden zur Niederlassung aussuchten, wurde Ems von diesen links liegen gelassen, sie zogen weiter, und im Oberland und im Illtal fanden sie vielfach günstigeres Gelände zu ihrer Besiedlung als in dem bergschattigen, sumpfigen Ems, das noch heute wenig günstiges Bauernland hat. Hohenems ist also zur Zeit der Römer und Romanen höchstens ein kleiner Weiler gewesen, und erst als der Bau von Ritterburgen auf Felsenhöhen in Schwung kam, da schlug auch für diesen Ort seine Stunde.

Entsprechend den Siedlungsverhältnissen bildete Hohenems auch lang kein selbständiges kirchliches Gemeinwesen, sondern gehörte größtenteils zu Lustenau. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die Weiler Ober- und Unterklien der Dornbirner, der Bauern, Schwefel und Boden der Götzner Pfarrei einverleibt, und da diese schon zum Churer Sprengel gehörte, verlief also die Grenze durch die Gemeinde.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hat dann Ritter Ulrich von Ems, der auch das Schloß Neuems erbaute, hier eine Kapelle gestiftet; die heutige Kirche stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, doch geht sie auf jene zurück, die von den ersten Grafen von Ems um 1580 vollendet wurde. Als historischem Bau dürfen wir der alten Kirche einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit schenken. Über dem Portal sehen wir das Feldherrnstandbild des Erbauers Hannibal, das ihm sein Sohn Kaspar errichten ließ. Für sich selber hat sich dieser schon zu Lebzeiten ein Grabmal herstellen lassen. So liegt er in der Tracht seiner Zeit auf der Tumba² aus schwarzem Marmor, den Kopf mit dem rechten Arm auf ein Kissen gestützt.

¹ »Mittlere Zeit«: Umschreibung für Mittelalter. (*Anm. d. Hrsg.*)

² Tumba: Der die Leiche bergende Kasten eines Grabmals. (*Anm. d. Hrsg.*)

Ein anderes Grabmal in der Kirche stellt in leichtem Relief auf rotem Marmor den 1533 verstorbenen Marx Sittich von Ems, einen der gewaltigsten Kriegsmänner seiner Zeit, dar, der an dem Siege von Pavia, der entscheidendsten Schlacht des 16. Jahrhunderts, bedeutenden Anteil nahm. Heute ist die Pfarrkirche Karl Borromäus geweiht, der ein naher Verwandter der Hohenemser war und sie hier 1570 auch einmal besucht hat.

Der alte Hochaltar mit kunstvollen Flachbildwerken ist seit einigen Jahrzehnten in einer hierfür gebauten Kapelle des Landesmuseums in Bregenz³ aufgestellt. Er nimmt eine Mittelstellung zwischen Gotik und Renaissance ein. Während die kleinen Seitenaltäre im Chor noch von dem ungelungenen Nachgotiker Esaias Gruber stammen, sind die anderen zwei Gemälde von dem berühmten Vorarlberger Meister, dem vor 50 Jahren verstorbenen Gebhard Flatz.

Die Deckengemälde stammen von dem zu seiner Zeit geschätzten Maler Andrä Brugger von Langenargen. Eines stellt eine geschichtliche Beziehung zum Hause Hohenems dar, während ein anderes den Empfang von Salomons Mutter Betsabee oder, wie einige wollen, Assuerus und Esther dar. Als Baumeister der Emser Kirche erscheint nach einer im Turmknauf gefundenen Inschrift der Lindauer Jesaias Gruber.

Der gräfliche Palast, der größte Landedelsitz Vorarlbergs, ist hart unter dem drohend aufragenden Schloßbergfelsen errichtet. Breit und wuchtig springen seine Ecktürme vor, und so beherrscht der Bau noch heute den geräumigen Schloßplatz inmitten der Ortschaft, der seinesgleichen im Lande nicht findet.

Der Friedhof liegt bei der Kirche St. Anton in lieblicher Lage am Berghang. Als 1607 die Pfarre mit sterbenden Läufern⁴ angegriffen war, wurden »damit fñrobin das Begräbnis außer des Dorfs und Platz an bequemlicheren Orten beschebe, die zween newe Khirchhoff als den ainen hernied sambt dessen Kapell in Ehren St. Sebastian, den andern in dem Reute zu in Ehren St. Rochi« erbaut.

Bemerkenswert ist dann auch die Karlskapelle, die vom Schwestersohn des Heiligen 1617 erbaut worden ist und schlichte Gemälde aus dem Leben des großen Mannes enthält. Unter diesen sehen wir auch, wie Graf Hannibal und sein Sohn Kaspar vom sterbenden Karl Borromäus gesegnet werden.

Im Archiv des gräflichen Palastes, das heute unter dem Schutze des Denkmalamtes steht, befinden sich noch verschiedene Briefe, die Karl

³ Der Hochaltar befindet sich heute wieder in der Kirche zum hl. Karl Borromäus. (Anm. d. Hrsg.)

⁴ »Sterbende Läufe«: Pest; auch »Schwarzer Tod«. (Anm. d. Hrsg.)

Borromäus an seine Verwandten nach Ems geschrieben hat. Um diesen Briefwechsel und andere Schriftstücke zu studieren, hat der gegenwärtige Papst Pius XI., als er noch Bibliothekar an der Ambrosiana in Mailand war, Hohenems auch einmal besucht. Das Archiv birgt für den Geschichtsforscher reiche Schätze an Urkunden und Briefen von Herrschern, wie Kaiser Max I. und II., Karl V., Ferdinand I. und II., Rudolf II., Leopold und Franz I., von Papst Pius IV., den Erzherzögen Karl († 1590), Rudolf, Ernst († 1595), von Ferdinand von Tirol und seiner Gemahlin Philippine Welser, sowie deren Sohn, dem Kardinal Andreas, ferner von Maximilian († 1618), Leopold († 1632), Ferdinand Karl († 1662), der Erzherzogin Klaudia, auch von dem mächtigen König Philipp II. von Spanien, dann den berühmten Don Juan d’Austria, Alexander Farnese, Franz von Sickingen, Georg von Frundsberg, Georg Truchseß von Waldburg, Anton von Fugger, Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg und vielen anderen.

Doch genug von den alten Zeiten, sie sind verraucht und kehren nicht wieder, trauernd sehen die Ruinen ins Tal, wo vor etwa hundert Jahren ein blühender industrieller Aufstieg begann. Damals wurden die Fabriken im Schwefel errichtet und bald folgten jene im Ort selbst. Dann kam noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Handstickerei, die als sehr vorteilhafte Hausindustrie mancher Familie zu angenehmem Auskommen verhalf. Diese Blütezeit brachte Hohenems einen starken Bevölkerungszuwachs, der die Einwohnerzahl auf eine Höhe von etwa 6000 und die Gemeinde neben Lustenau zum größten Marktflecken des Landes erhob. Noch um 1834 hatte die ganze Gemeinde nur 457 Häuser und etwa 3000 Einwohner, deren Zahl schon in den neunziger Jahren auf mehr als das Doppelte angestiegen war. Besonders stark sind in Ems folgende Geschlechter vertreten: Amann, Mathis, Waibel, Klien, Fenkart, Häfele, Peter, Drexel, Reis, Benzer, Gasser, Halbeisen, Höfel, Huchler, Jäger, König, Märk, Linder, Öhe, Rüdisser, Sandholzer, Schuler, Vogel, Wehinger und Witzemann.

Emser Helden in alter Zeit

Feierabend, 18. Jg., 1936, 29. Folge

Nicht erst im letzten Kriege haben Söhne der Heimat in fernen Ländern 1936
geblutet, schon in den napoleonischen Kriegszügen haben sie auf vielen
Schlachtfeldern und selbst im eisigen Rußland den Tod gefunden.

Aber auch damals, als Ems unter eigenen Grafen stand, zogen seine
Söhne unter Führung ihrer Herren hinaus auf die Schlachtgefilde Euro-
pas: Italien, Ungarn, die Niederlande, Frankreich und andere Länder
tranken ihr Blut.

Die Männer aus dem Geschlechte derer von Ems haben wie wenige
andere in deutschen Landen als ritterliche Krieger gegläntzt und schon
unter dem stolzen schwäbischen Kaisergeschlecht sind sie mit ihren ho-
henstaufischen Herren nach Süden gezogen, wobei auch der edle Dichter
Rudolf von Ems mit seinem königlichen Gebieter in welschen Reichen
sein Grab fand.

In den siegreichen Schlachten, welche die Eidgenossen um ihre Frei-
heit geführt haben, werden die Namen von gefallenem Emsern auf der
Seite des Hauses Habsburg mehrmals genannt: Bei Sempach und drüben
am Stoß zwischen Altstätten und Gais teilten jedesmal zwei des Ge-
schlechtes das Todeslos, darunter auch Eglolf von Ems, »*der thürist Ritter,
den man dozermal fand*«.

Als dann die Zeit der Landsknechte anbrach, war die geschichtliche
Stunde des Hauses Hohenems da. In dem Machtkampfe, den die Völker
Europas um die Vorherrschaft im Abendlande führten, standen die von
Ems unter den Vordersten der deutschen Nation und einige von ihnen ge-
hören der Weltgeschichte an. Wer hätte nicht schon die Namen Hans,
Burkart, Jakob, Marx Sittich, Wolf Dietrich, Jakob Hannibal und andere
nennen gehört!

Und wer hat nicht schon von der Schlacht bei Ravenna gelesen, in der
am Ostertage 1512 die Spanier glänzend geschlagen wurden, wobei aber
auch Gaston de Foix, eine ritterliche, poetisch schöne Heldengestalt jener
Tage, den Untergang fand! In dieser so berühmt gewordenen Schlacht, in
der so furchtbar gekämpft worden ist, starb Jakob von Ems, des Ritters
ohne Furcht und Tadel besonderer Freund, als gewaltiger Kriegermann.
Seinen Heldentod hat Ulrich von Hutten besungen.

Wenige Jahre danach, als Kaiser Max gestorben war, stritten drei frem-
de Könige um die Krone des Reiches. Franz I. von Frankreich gedachte

in Europa eine bis dahin nie dagewesene Monarchie zu begründen und sparte dazu kein Geld. Der entscheidende Sieg bei Pavia hat seine Hoffnung vereitelt und ihn selbst in die Gefangenschaft Karls V. gebracht. In diesem weltgeschichtlichen Kampfe stand Marx Sittich von Ems in der vordersten Reihe, und noch lange wurden seine siegreichen Taten von den Landsknechten in ihren Liedern besungen.

Wolf Dietrichs Heldentaten erweckten große Hoffnungen seines kaiserlichen Herrn und als er infolge von Kriegsverletzungen in jungen Jahren ins Grab sank, erstand ihm in seinem Sohne Jakob Hannibal ein würdiger Nachfolger, der den Ruhm des Hauses Hohenems auf den Höhepunkt trug. Seine Waffentaten und seine kriegerische Klugheit sind mit dem Namen Antwerpen und Maastricht ewig verknüpft und hatten in den Kämpfen Spaniens um die Niederlande große Bedeutung. Selbst in fremde Welteile trug er den Kriegsruhm des emsischen Namens.

Es fehlt der Raum, noch mehr davon zu erzählen. Die letzten Emser taten sich besonders in den Türkenkriegen als hohe militärische Führer hervor. Bei Salankamen, Peterwardein floß ihr Blut und so haben sie ihres altberühmten Geschlechtes stolze Geschichte ruhmvoll vollendet.

Ein Zwischenfall aus dem Lagerleben der hohenemsischen Landsknechte in Brabant

Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde, 1924, VIII

Regelmäßig verlangte König Philipp II. von Spanien für seine langen Kriege gegen die Niederlande »katholische und hochdeutsche Knecht«, wie er auch gelegentlich betont, daß er Lästerungen Gottes und der Kirche niemals dulden werde und streng geahndet wissen wolle.¹ Daher mußte auch Graf Jakob Hannibal von Hohenems, der lange als Landsknechtobrist im Dienste der katholischen Majestät stand, gegebenenfalls gegen solche Lächerer in seinen Fähnlein vorgehen. 1924

Im Jahre 1575 lagerten die Landsknechte Hannibals vor Antwerpen. Von dort richtet am 4. September Hauptmann Hanns Rölller von Gegenbach einen Brief an den Regimentsobersten, in dem er sich bitter über seinen Leutnant Ludwig Witterstetter von Offenburg beklagt, der mit »also groben, bösen, sektischen Worten« über Religion disputiert und behauptet habe, die liebe Muttergottes hätte nach der Geburt Christi von Josef noch sechs andere Kinder gehabt und sie wäre gar nicht im Himmel und komme überhaupt niemand in den Himmel, wer nicht von dort herkommen sei und also solche »gräßliche und kezerliche« Wort, wie er Zeit seines Lebens nie gehört, wiewohl er doch unter Lutherischen und Katholischen gewohnt habe.

Außerdem, berichtet der Hauptmann weiter, hätte er auch in Erfahrung gebracht, daß der genannte Leutnant weder auf katholische noch auf lutherische Weise zum Tisch des Herrn gehe, er beteuert, nicht gewußt zu haben, was für ein ketzerischer Mann dieser Witterstetter wäre, sonst hätte er ihn gewiß zu keinem Leutnant genommen »und sollt ich alle Monat tausend Kronen gewinnen haben«. Indem er so fortfährt, bedauert Rölller, jenem zuliebe so viele Guttaten erwiesen zu haben, da er doch gelegentlich seiner Anstellung sogar die Kette vom Hals genommen und darauf 50 Taler entlehnt habe, um Witterstetter mit Geld auszuhelfen. Allmonatlich habe er ihm auch sein Lehengeld ausbezahlt, wiewohl dieser öfter krank und dienstunfähig gewesen. Schließlich gibt der Hauptmann noch der Befürchtung Ausdruck, es wäre kein Wunder, wenn Gott ihn selbst und sein ganzes Fähnlein Knecht von eines solchen Manns wegen

¹ Koch, Quellen zur Geschichte des Kaisers Max II. Leipzig 1857, S. 190.

strafen würde und er bittet den Grafen, ihm einen anderen Leutnant zu geben, mit dem er besser versehen wäre.

Wohl noch bevor das Schreiben in die Hände Hannibals gelangt war,² hatte unterdessen bereits auch schon am 5. September ein Verhör über den Vorfall stattgefunden, in dem Profossenleutnant³ Hanns Emerich von Lutza, Fähnrich Simon Graf, Stallmeister Georg Groß und Claus Bock vor Hauptmann Wolf Embser und Othmar Pappus eidlich bezeugen:⁴ Vor einigen Tagen seien sie zusammen in einem »Losament« gewesen, da hab' der gemeldete Fähnrich mit dem Witterstetter einen Vertrag wegen eines Sattels geschlossen und habe jeder zwei Maß Wein gegeben und in Gegenwart anderer ehrlicher Kriegsleut angefangen zu zechen.

Wie sie so beisammen gesessen, habe der Profossenleutnant ein Psalmbüchlein, das an einem Fenster gelegen, in die Hand genommen, darin gelesen und gesagt: »Das ist ein fein's Büchlein.« Da habe der Witterstetter gefragt, wem es gehöre, und der Profoß entgegnete: »Es ist meinem Knecht.« Nun habe Witterstetter »nüchternerweiß« angefangen und ihn gebeten, er möge das Büchlein ihm geben, er sei ein Poet und könne mit solchen Dingen umgehen. Daneben habe er auch etliche brintzische und königliche Lieder von dem von Antorff und anderen gesungen und gesagt, als man die Psalmbücher gemacht, sei nicht viel Glück vorhanden gewesen und sei so von einem zum andern zu sprechen gekommen und habe gesagt, er müsse ihnen einen wunderbarlichen Possen erzählen. Wie er zu Antorff bei einem Bürger gelegen, hätt er dermaßen mit ihm gestudiert und habe ihn der Maister überstritten und auch mit einem Buch überwiesen, daß die liebe Frau, nachdem sie Christo unseren Seligmacher geboren, bei Josef, so ihr nachher zugetraut worden, noch sechs Kinder gehabt; sei alles gestanden wie sie geheißsen, daß er es schier habe glauben müssen.

Auf diese Rede habe dann Simon Graf erwidert: »*Das kann nit sein, ist doch unsere Frau eine reine Jungfrau gewest und im Himmel bei den Heiligen und Christo ewiglich!*« Drauf der Witterstetter: »*Es steht aber geschrieben bei Johannes im dritten Capitel, 'kein Mensch kumm in Himmel, denn der, der vom*

² Bericht des Hauptmanns Röller an Hannibal nach Antwerpen. 4. Sept. 1575.

³ Profoß: Im früheren Heerwesen ein Zuchtmeister; später in manchen Heeren ein mit der Bewachung der Arrestanten betrauter Unteroffizier. Der Generalprofoß (Feldgewaltiger) war in den Söldnerheeren des 15. und 16. Jahrhunderts ein hoher Offizier, dem die Heerespolizei unterstand. (*Ann. d. Hrsg.*)

⁴ Eidliche Aussage des Profossenleutnant Lutza usw. 5. Sept. 1575. Wolf Embser, ein natürlicher Sprößling der Hohenemser. Vgl. Schlehens Embser Chronik, S. 42, und Zösmair im 30. Museumsbericht, S. 107. Othmar Pappus, wohl Nachkomme des Othmar P., der 1508 gegen die Venezianer focht.

Himmel herunter kommen ist und der im Himmel ist.⁵ Und deshalb ist unsere liebe Frau nit im Himmel, aber im himmlischen Paradies, da alle Ußerwählten Gottes mit Christo sind.«

In seinem Bekenntnis erklärt Witterstetter, er habe diese Geschichte unter anderem lediglich als eine Tischred zur großen Verwunderung erzählt, wie er es in den Niederlanden gesehen und gehört, wo auch Junker Konrad von Schellenberg dabei gewesen sei, der es bezeugen könne.

Sonst habe er darüber nicht disputiert und nur gesagt, daß er weiter nichts wisse. Er hab's auch selbst nicht geglaubt und glaub' auch nicht anders, als daß Maria vor und nach der Geburt eine reine Jungfrau sei, man mache nun mit ihm, was man wolle.⁶

Wohl bereits vor diesem Verhör war Witterstetter in des Profossen Haft genommen worden, aus der er am zehnten Tage eine Bittschrift an Oberst Hannibal richtete, in der er den ganzen Vorfall mitteilt und wiederum betont, daß er die ganze Rede nicht zur Schmähung der Muttergottes, sondern als eine seltsame Red, die er Zeit seines Lebens nie gehört noch geglaubt, getan habe.⁷

Graf Hannibal scheint es nun für gut befunden zu haben, die Prozeßakten samt dieser Bittschrift durch seinen Oberstleutnant Cornelius von Enndt⁸ und den Profossen an den in Glaubenssachen bewanderten Vertrauten Ferdinands von Tirol, Freiherrn von Pollweil, zu übersenden und dessen Gutachten einzuholen.⁹

Der Herr von Pollweil, der zeitweilig ebenfalls in spanischen Diensten stand und in den sechziger Jahren in eifrigem Verkehr mit Granvella gestanden war und sowohl dem Grafen Hannibal als auch dessen Bruder sehr nahe stand, gab nun auf Grund genauer Kenntnisse der Verhältnisse ein bemerkenswertes Gutachten ab.

Nach Einsichtnahme in alle Kundschaften äußerte er sich in folgender Weise: Wenn der Witterstetter die ihm zur Last gelegten Reden verteidigen wollte, wäre das freilich die größte Ketzerei, die er je gehört hätte, obwohl er schier alle sektischen Bücher durchgelesen, habe er solches nie darin gefunden. Er vermöge aber aus keiner Kundschaft zu ersehen, daß

⁵ »Et nemo ascendit in coelum nisi, qui descendit de coelo, filius hominis, qui est in coelo.« Joh. 3, 13. Vgl. Zöckler in der Realenzyklopädie in protestantischer Theologie und Kirche, XII, Leipzig, 3. Aufl. 1903. 310 f., 324 f.

⁶ Bekenntnis des Leutnants Witterstetter. Ohne Zeitangabe.

⁷ Bittschrift des Leutnants Witterstetter an Hannibal. Ohne Zeitangabe.

⁸ Ihn scheint Ladurner (Zeitschrift des Ferdinandeums Innsbruck, 13, 89 ff.) nicht zu kennen.

⁹ Über Nicolaus Freiherrn von Pollweil vgl. Susta, Die römische Curie I. 182 f., 150, 247; Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, II. Innsbruck 1885, 81, 162, 236, 277; Bergmann, XI. 116.

der Angeklagte darauf bestehe, seine Aussagen auch als wahr zu verteidigen.

Obwohl der Graf in seinem Regiment auch andere sektische Personen habe, so gebrauche er nur ihren Leib und nicht ihre Seelen. Wenn sich daher derlei Fälle in dem Regiment ereigneten, soll er diese Leute einfach ohne weitere Strafe mit der Bemerkung wegschicken, weil das Regiment und er selbst einem so christlichen Herrn und König diene und dieser sich solche Sachen verbiete, so sei das seinem gegebenen Wort nicht förderlich. Witterstetter soll das Regiment verlassen und ihm keine weitere Strafe mehr auferlegt werden. Denn da die Familie Hohenems ihren Wohnsitz in Deutschland habe und mit Deutschen hohen und niederen Standes viel Umgang und Kriegsgeschäft pflege, würde das Geschlecht bei der ganzen deutschen Nation hohen und niederen Standes sich mit großem Haß und Feindschaft beladen, wenn der Graf dem Witterstetter eine weitere Strafe zukommen lassen wollte.

Da Hannibal die Antwort Pollweils abwartete und die Angelegenheit gut überlegt sein wollte, zog sich die Sache etwas lange hin, so daß sich der arme Witterstetter, dessen Lage inzwischen wenig beneidenswert war, und dem die Ursache der Verzögerung unbekannt blieb, zur Abfassung einer neuen Bittschrift bewogen fühlte.¹⁰ Flehentlich bittet er den Grafen, ihn doch um Gotteswillen einmal zu begnadigen und an ihm armen, kranken Mann den Spruch Christi zu erfüllen: »So ihr den Menschen ihr Fehl vergeben, soll euch mein himmlischer Vater auch euere Fehl vergeben!«

Schon seit zehn Wochen liegt er krank in des Profossen Banden. Auch das Buch, in dem er seinerzeit die merkwürdigen Dinge gelesen, sei nun bei dem betreffenden Bürger zu Antorff gefunden worden und in des Profossen Händen.

Nach Verlauf einer weiteren Woche trifft eine dritte Bittschrift¹¹ ein und da auch in dieser der ganze Hergang des Falles erzählt wird, muß Witterstetter offenbar geglaubt haben, die früheren Bittschriften wären nicht ans Ziel gekommen. Von dem bewußten Buch berichtet er nun, daß es ein Testament sei, das zu Cöln gedruckt worden und auch die für ihn so verhängnisvolle Bibelstelle hat er gefunden; bei Matth. 13. Kap. stehe, daß Christus vier Brüder und etliche Schwestern gehabt habe.¹²

Bitter klagt der Leutnant darüber, daß man seine Worte auslege »als wenn ich ein Keyser wehr« und da man kommenden Montag den strengen Weg zu betreten ernstlich gesinnt sei, hätten ihm nun ehrliche Leute

¹⁰ Zweite Bittschrift des Leutnants Witterstetter an Hannibal. Ohne Zeitangabe.

¹¹ Dritte Bittschrift des Leutnants Witterstetter an Hannibal. Ohne Zeitangabe.

¹² Nonne mater eius dicitur Maria; et fratres eius Jacobus et Joseph et Simon et Judas. Et sorores eius nonne omnes apud nos sunt? Matthäus 13, 55.56.

geraten, bei dem Oberst des Regiments abzubitten. Er möge ihm vergeben auch im Hinblick darauf, daß schon sein seliger Vater unter Karl V. in diesen und anderen Ländern gedient habe und er selbst bereits an die 23 Jahre Fürsten, Herren und anderen Reichsständen diene.

Graf Jakob Hannibal hielt sich an den Rat des Herrn von Pollweil und nachdem Leutnant Witterstetter am 30. Dezember 1575 Urfehde geschworen und in dem ausgefertigten Brief nochmals beteuert hatte, seine Worte nur aus Grobheit und Unverstand gesprochen zu haben und eidlich versicherte, sich an niemandem rächen zu wollen,¹³ stellte ihm der Graf am nächsten Tag den Paß zu und Ludwig Witterstetter erlangte nun die Freiheit wieder, nachdem er anderthalb Jahre im Dienste dieses Obersten gestanden war.

Im Passport wird als Grund der Entlassung Witterstetters genannt: »...dieweil er aber von wegen vielfeltigen seines Leibs Schwachheit halber seinen Dienst und Bevel nit mehr verrichten khünn und dann von wegen etlichen durch ihne verloffenen Reden, die uns von Oberkait wegen nit zu gedulden gewisen.«¹⁴

Wohin nun der kränkelnde Leutnant am Neujahrstag 1576 seine Schritte gelenkt hat, ist mir nicht mehr bekannt, denn sein Name tritt im Palastarchiv zu Hohenems, wo ich in die anderen Schriftstücke Einsicht genommen, später nicht mehr hervor.

¹³ Abrechnung des Obersten Hannibal gegen seine Hauptleute in Antwerpen, 30. Dezember 1575. Unterschrieben sind: Kornel v. End, Georg Stumpf von Ems, Johann Hemminger von Tübingen, Josef Baur von Innsbruck, Jakob Dreiser und Witterstetter.

¹⁴ Abschrift des Passport vom 31. Dezember 1575.

Ein »Hübsch Lied« von dem Zug in Barbaria, so wider die wissen Moren geschehen im Jahr 1564

Holunder, 9. Jg., 1931, Nummer 7, 14. Februar

1931 Kein anderes deutsches Edelgeschlecht ist mit der Geschichte des Landsknechtswesens so eng verknüpft wie die Ritter und Grafen von Ems. Aus ihrer Familie hat nicht nur der eine oder andere als Söldnerführer Ruhm und Reichtum erlangt, sondern durch einige Generationen hindurch hat dieses stolze Geschlecht wohl ein Dutzend Männer hervorgebracht, deren Namen mit dem Entstehen und dem Aufstieg der Landsknechtsinstitution aufs engste verbunden ist. Es seien hier nur Jakob, Hans, Burkart, Wolf-Dietrich, Jakob Hannibal, Marx Sittich, der I. und der III., genannt, durch die der Name Hohenems in Landsknechtsliedern allenthalben bekannt ward und in die Bücher der Geschichte eingeschrieben wurde.

Jakob Hannibal, der erste Graf dieses Hauses, ließ in Diensten des spanischen Königs die Fähnlein deutscher Landsknechte selbst übers Meer, nach fremden Weltteilen, flattern, und auch davon erzählt ein »hübsch Lied« des Hans Beer von Chranach, das nach der Weise des Liedes von Ingolstadt zu singen war. Dieses Gedicht vom Zug in Barbarien war bisher nur in einer Handschrift der Zürcher Zentralbibliothek erhalten und erst vor einem Monat im Neujahrsblatt der Feuerwerkergesellschaft durch den hochbetagten Ehrendoktor Friedrich Otto Pestalozzi der Öffentlichkeit übergeben worden.¹

Dieses vielstrophige Lied schildert die Einnahme des Korsarenschlusses Penon de Velez an der Küste Marokkos und stimmt dem geschichtlichen Gehalte nach mit dem Kampfbericht, den der Verfasser der Malteser Ordensgeschichte gibt, im wesentlichen überein. Da dieses Lied bereits im Jahr 1564 gedichtet und der Inhalt in einer hier schwer erreichbaren Zeitschrift veröffentlicht wurde, sei es dem Inhalte nach in Prosa wiedergegeben:

Als man das Jahr 1564 zählte, geschah ein schwerer Kriegszug und manchen wohlausgerüsteten Mann hat man damals gesehen. Der König von Spanien hatte uns den Obristen auserkoren fern in deutschen Landen »Graf Jakob Hannibald ist er genannt, Ritterlich Täten bat er begangen«. Die-

¹ Friedrich Otto Pestalozzi (1846–1940) war Eisenhändler in Zürich und ein verdienstvoller Historiker. (*Anm. d. Hrsg.*)

ser warb ein Regiment, gegen die türkischen Hunde zu ziehen ins Welschland hinein, die hat er überwunden. Die weißen Mohren sind sie genannt im barbarischen Land, die hat es sehr wundergenommen, daß die deutschen Christenleut so fern her übers Meer gekommen sind.

Am 15. Juni kam der Heereszug im Hafen von Spezia an, dort setzte man die Mannschaft auf Galeeren und gab ihr hartes Brot und wenig zu essen. Wir fuhren einen großen weiten Weg bis zur Stadt Malaga in Spanien. Dort kam der König von Portugal mit unserer Armada² zusammen. Da saßen wir drei Tage lang zu Land, dann gab man den Galeeren wieder Proviant, Sturmleitern und gut Geschütz, den Schützen Kugeln, Pulver und Blei und alles war wohl gerüstet.

Da fuhr man in großer Eile sechshundert deutsche Meilen über das Meer nach Barbarien zur türkischen Feste, wo sie vor keinen Christen fliehen wollten. Dabei lag eine Stadt Pelles, auf dem Land mit dem Schloß Penon verbunden. Die Feinde meinten, es wäre ein abgeschlossenes Gebiet und das Schloß könne nicht genommen werden, denn dieses lag im Meer ganz wunderbar auf einen Berg gebaut und von hier aus konnten sie den König zu Wasser und zu Land seiner Leute und Schiffe berauben. Erst jüngst im dreiundsechzigsten Jahr hatten sie allda viertausend erschlagen und dazu noch die Armada gefangen und was sie nicht erbeuteten, ging auf dem Meeresboden zugrunde.

Der Oberfeldherr Don Gratzia ließ als Zeichen zum Angriff drei Kartäunenschüsse ab, darauf nahm jeder Hauptmann ungesäumt seine besten Schützen und strebte nach dem Festland, um den Kampf mit dem Feind aufzunehmen. Es war an einem Sonntag, als wir an einem Ort landeten, der zwischen zwei Bergen ein tiefes Tal bildete, wo das frühere Mal wohl mancher Christ sein Leben gelassen hatte.

Durch ihre gute Ordnung, Aufmerksamkeit, Treue und ihr Ehrgefühl gelang es den Hauptleuten, den Feind zu bezwingen und schon nach einer halben Stunde waren die Deutschen abgessen.

*»Unser Obrister was ein edler Held.
Wie bald er sich zu vorderist stellt,
Wobl in das selbige Tale.
Sie fielen von den Bergen herunter
Vermeinten ihn ze fahen.
Die selbig tet er ritten an
Zu Lob der Tütschen Nation.*

² Armada: (spanisch), bewaffnete Macht, insbesondere Seemacht; eigentlich die 1588 gegen England ausgesandte spanische Flotte. (*Ann. d. Hrsrg.*)

*Ein Trabant³ ward ihm geschossen
Sie flohen wider die Berg hinuff
Kein Roß hatt sie erlofffen.«*

Die Hauptleute und der Feldherr beschlossen nun mit der Schlachtordnung nachzurücken und wider Erwarten der Mohren stellten die Leutnant die Schlachtordnung wieder her mit wohlgerüsteten Deutschen.

Mit ledernen Pfeilen konnten sie von den Mohren nicht verletzt werden. Die Fähnriche ließen wohlgemut ihre Fähnlein fliegen und jeder wollte der vorderste sein mit den langen Spießern.

Nun gab man jedem Landsknecht eine lederne Flasche, daß er Wein und Wasser für drei Tage fassen konnte. Diese verwunderten sich darüber. Die Obersten aber kannten die Beschaffenheit des Landes wohl, in dem wenig Wasser gefunden wurde. Wir zogen nun einen Berg hinauf, den andern hinunter, und mancher Knecht fiel vor Hitze in Ohnmacht, da kamen ihm die Flaschen zugute. Drum möge Gott den treuen Obristen allen langes Leben schenken.

Die Spanier hatten bald die Oberhand und zogen in das Tal hinunter in die Mohrenstadt und wir schlugen auf dem Berg ein gutes Lager. Die Feinde vermochten das Schloß nicht mehr zu entsetzen; sie liefen auf dem Berge in ihren weißen Kotzen wie Schafherden hin und her, machten ein großes Geschrei und schossen viele Pfeile zu uns herüber. Nun zog man fünf Kartaunen⁴ vor das Schloß und bot ihnen einen Abendgruß, indem man zwei Tore beschädigte. Schiffe und Galeeren schossen auch im Kreuzfeuer von allen Orten hinein. Fünf Galeeren der Rodiser Herren schossen zuerst und fuhren ohne alle Furcht am allernächsten hinzu.

Am dritten Tag hielt unser Oberst mit den Feldherren Rücksprache, damit man uns vom Berg abziehen lasse, dadurch kam man zu dem Vorteil, daß der Feind am Morgen entfloh. Im Schloß aber sagten sie sich: Der Teufel selbst hat die langen Hosen und zornigen Hunde in unser Land geführt, mit ihm stehen sie in einem festen Bunde. Dazu nehmen sie von den unseren keine gefangen; sterben müssen wir oder hängen. Und wenn sie morgens beim Sonnenaufgang vom Schloß nicht abziehen, dann haben sie es gewonnen.

Am Morgen früh schossen sie daher nicht mehr heraus; in der Nacht waren sie schon entflohen. Fünfunddreißig hatten sich verkrochen, die wurden am hellen Tag gefangen und erstochen. Als die Mohren von all

³ Trabant: Ursprünglich »Fußsoldat«, Leibwächter eines Fürsten. (*Anm. d. Hrsg.*)

⁴ Die Kartaune ist eine veraltete Form schwerer Geschütze. Der Ausdruck geht auf das mittelalterliche »quartana, Viertelsbüchse« zurück. (*Anm. d. Hrsg.*)

dem erfuhren, kamen ihre Regenten und begehrten Frieden und wollten mit Land und Leuten schwören, des Königs Willen zu tun. Was ihnen auferlegt wurde, weiß ich nicht zu singen. Es schwur einer von ihnen, und das Schloß wurde mit tausend Mann besetzt.

Auf 108 Galeeren und zehn anderen Schiffen fuhren wir über das hohe Meer nach Deutschland. Dabei mußten wir großen Hunger ertragen. 600 Meilen schwebten wir auf dem Meer, da liegt wunderbar eine Insel, Sant Paul war ihr Name, auf ihrem Fels und Gestein hausten nur wilde Tiere. Waren nun schon in Barbaria viele Knechte gestorben, was krank war und nicht ganz verdorben, mußte nun hier zugrunde gehen. Man gab uns weder Wein noch Brot, und kein Christ vermochte dem andern zu helfen. Jammer und große Not war auf der Insel, und als man uns am andern Tag ausmusterte, waren viele Christenleute tot. Im Lager am Meer lagen sie überall umher, daß einem Stein hätte das Herz zerspringen mögen.

Wir hofften nun, daß das Elend ein Ende haben werde, man setzte uns auf schnelle Galeeren, wir fuhren hin und zurück 14 Wochen und drei Tage und litten große Not, und mancher mußte ohne Weib und Kind unerwartet an Hunger sterben, und erbarmungslos wurde er ins Meer geworfen.

Nun habe ich das Lied geschrieben, und ich wünsche allen Glück, die wiederkehrten, Wohlfahrt, Gesundheit und alles Gute, hernach des ewige Leben.

»Wer ist, der uns das Liedli macht?

Hans Beer von Chranach hats erdacht.

Er hats so fri gesungen:

Ein frischer Landtzknecht ist er genannt,

Ist auch her wider kummen.

Er singt uns das und noch viel mehr;

Gott behüt allen Landtzknechten ihre Ehr;

Tröst Gefangen, Wittwen und Weisen

Und alle, die über das hohe Meer

So feer ins Land tund reisen.«

Ein mißglückter Herrschaftsplan des Grafen Jakob Hannibal I. von Hohenems

Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde VIII., 1924

1924 Die Zeiten, in denen päpstliche Nepoten aus den bewegten Gewässern der italienischen Politik ein souveränes Fürstentum herausfischen konnten, waren unter Pius IV. infolge der spanischen Vorherrschaft auf der Apenninenhalbinsel endgültig vorüber. Nur mit vielen Anstrengungen war es diesem Papste noch gelungen, seinen nächsten Anverwandten einen bescheidenen Ersatz dafür herauszuschlagen. Zwar hatte Pius seine Neffen mit vornehmen Verwandten verschwägert, aber das konnte ihn nicht befriedigen, solange er sie nicht auch mit einer stattlichen Herrschaft zu beschenken vermochte. Ihn lockte das Beispiel seiner Vorgänger, die ihren Angehörigen mit ausgedehnten Ländereien emporgeholfen hatten.¹

Nur auf dem Wege über Spanien waren jetzt in dieser Richtung größere Erfolge zu erzielen. Den eifrigen Anstrengungen Pius IV. war es denn auch schließlich gelungen, für seinen Nepoten Federigo Borromeo die Übertragung des Fürstentums Oria durchzusetzen, aber noch ehe jener die Frucht der Schenkung ernten konnte, war er ins Grab gesunken.²

Nun war es Graf Hannibal, den der Papstonkel zum Träger der künftigen Größe seines Hauses auserkor und das Bestreben Pius IV. richtete sich jetzt darauf, auch ihm ein unabhängiges Fürstentum zu verschaffen. Mit Zähigkeit hielt er an dem Gedanken fest und ließ nichts unversucht, was ihn der Ausführung desselben irgendwie näher bringen konnte.³ Der Streit mit Colonna und den Grafen von Bagno und Ascanio war aus dem nämlichen Grund begonnen worden und schließlich forderte er von Philipp II. als Preis seiner Versöhnung geradezu die Übertragung des Fürstentums Oria an seinen Neffen.⁴

Der hochstrebende Graf, gern geneigt, den Plänen seines Oheims Gehör zu schenken, war auch von dessen Absichten wohl unterrichtet.

¹ Hilliger, Die Wahl Pius V. zum Papste (Leipzig 1891) 8 u. 28.

² Susta, Die römische Kurie und das Konzil von Trient unter Pius IV. I (Wien 1904), 286 f.

³ Vgl. meinen Aufsatz »Papst Pius IV. und seine Nepoten« in der Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs V (1921) Heft 1.

⁴ Hilliger, 40.

Gelegentlich sprach er sogar frei heraus, daß der König nur dann etwas vom Papste erwarten dürfe, wenn er auch ihm gegenüber nachgiebig sei.

Bis in seine letzten Lebenstage war Pius mit Eifer auf die Verwirklichung seines Planes bedacht, aber noch ehe er die Übertragung Orias an Hannibal erreicht hatte, machte sein Tod den Verhandlungen ein Ende.

Der vorzeitige Hingang des Oheims war ein unersetzlicher Verlust für den Hohenemser. Zwar hatte der Graf auch von dem Nachfolger Pius IV. die Bestätigung seiner Würden erlangt. Aber, daß die Verhandlungen um die Erwerbung eines Fürstentums weitergeführt würden, dafür bestand bei den strengen Auffassungen Pius V. keine Aussicht mehr. Hannibal war daher schon von Anfang an entschlossen, die päpstlichen Dienste zu verlassen und sich wieder in seine Heimat zu begeben.⁵

Hatte er vielleicht jetzt schon im Sinne, den Gedanken seines verstorbenen Oheims auf deutschem Boden zu verwirklichen? Das Darlehen an Ferdinand von Tirol wurde wenigstens in diesem Jahr gemacht. Der Plan, die vier Herrschaften vor dem Arlberg als dauernden Besitz in seine Hände zu bringen, war für den Hohenemser ja recht naheliegend. Schon wiederholt hatten seine Vorfahren mehrere dieser Gebiete als Vögte des Hauses Österreich in ihrer Verwaltung gehabt. Und wenn dem Grafen auch nicht bewußt war, daß seine Ahnen, die alten Grafen von Bregenz,⁶ dereinst das ganze Ländergebiet innehatten, so lagen ihm dafür viel nähere Beispiele vor Augen: Die Habsburger hatten den Besitz von den verschiedenen Zweigen der Montforter, deren Haus ursprünglich die verschiedenen Teile des Landes vereinigt hatte, an sich gebracht.

Aber auch später hatten wiederholt einzelne Geschlechter diese Gebiete von den Habsburgern loszulösen und selbst zu erwerben versucht. Nachdem z. B. Friedrich mit der leeren Tasche durch die Ächtung des Kaisers seiner Länder verlustig erklärt worden war, hatte der mächtige Graf Friedrich von Toggenburg im Lande eine starke Herrschaft aufgerichtet und mitten drin, von der Schattenburg aus, wie ein König regiert. Nur der Mangel an Nachkommen hinderte diesen, eine dauernde Herrschaft in Vorarlberg zu begründen.⁷

⁵ Schreiben Hannibals an seinen Verwalter Holl vom 6. Jänner 1566. Palast-Archiv Hohenems III.

⁶ Vgl. Zösmair in den Schriften des Vereines für Geschichte des Bodensees 44, 37.

⁷ Vgl. Längle, Feldkirch zur Zeit der Toggenburgischen Pfandherrschaft (1416–1436), im 40. Museumsbericht von Vorarlberg 1901. - Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, 2 (Gotha 1892), 36 ff.

Unter Sigismund, dem Münzreichen, hatten sodann die Gradner⁸ und die mit ihnen verschwägerten Waldburger fast das ganze Gebiet vor dem Arlberg in ihre Gewalt gebracht.⁹

So knüpfte also der Hohenemser nur an alte Traditionen an, wenn er die Besitzungen seiner Familie im Lande selbst zu mehren strebte.

Die Gelegenheit war günstig: In Tirol kam gerade der junge Erzherzog Ferdinand, der Gemahl der schönen Philippine Welser, dessen prachtliebende Hofhaltung große Summen verschlang, zur Regierung. Der Erzherzog befand sich schon von Anfang an in Geldverlegenheit und diese klug benützend, streckte ihm Jakob Hannibal, allzeit ein guter Rechner, bei dessen Abreise von Böhmen 100.000 Gulden vor, womit Ferdinand einen Teil seiner Schulden begleichen konnte, wofür er aber die Vogteien Feldkirch, Bregenz und Hohenegg an den Grafen verpfänden mußte.¹⁰

Gleichzeitig übertrug der Erzherzog an ihn die Obersthauptmannschaft in den vier Herrschaften vor dem Arlberg in bezug auf das Kriegswesen, was zur Sicherung seiner Gebiete gegenüber der damals unruhigen Schweiz beitragen sollte und die Hohenemser den Habsburgern als besonders wertvoll erscheinen ließ.¹¹ Gerade in den nun folgenden Jahren war es in den Bünden wieder recht gespannt geworden und der Graf hatte nun genugsam Gelegenheit, sich durch treue Dienste den Erzherzog zum Danke zu verpflichten.¹²

In Anerkennung der Amtswaltung Hannibals machte der Erzherzog dem Grafen gelegentlich eine prächtige Colubrina zum Geschenk.¹³ Dieses Geschütz hinterließ in der Bevölkerung einen solchen Eindruck, daß sich die Erinnerung daran bis heute erhalten hat.¹⁴

Wohl auch, um sich das Entgegenkommen Ferdinands zu sichern, förderte der Emser manch seltenes Stück in die berühmte Sammlung, die der Erzherzog mit großem Aufwand im Schloß Ambras angelegt hatte. 1577

⁸ Gradner: Rittergeschlecht aus der Untersteiermark, Herren zu Pfanstetten, Gonowitz und Windischgrätz. Erhielten in Zürich das Bürgerrecht. (*Anm. d. Hrsg.*)

⁹ Vgl. Jäger in den Denkschriften der Akademie 9 (Wien 1858), und Sander, Die Erwerbung der vorarlbergischen Herrschaft Sonnenberg durch Österreich (Programm der Realschule Innsbruck 1888), 13 ff.

¹⁰ Vgl. Bergmann in Denkschriften der Akademie, philosophisch-historische Klasse 11, 19 und Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. Band 1, 622.

¹¹ Hirn, Erzherzog Maximilian der Deutschmeister, Regent in Tirol. 1 (Innsbruck 1915), 186, Anm. 2.

¹² Bergmann in Denkschriften 4, 165.

¹³ Vgl. von Schönherr im Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlung des allerhöchsten Kaiserhauses 14, N. 10670.

¹⁴ Die davon abgeleitete Sage siehe Merkle, Vorarlberg 2 (Innsbruck 1839), 90 ff. Heute ist von dem Geschütz selbst nichts mehr bekannt.

sandte er ihm den gewünschten Leibharnisch seines waffenberühmten Oheims, des Markgrafen Johann Jakob de Medici, den dieser im deutschen Krieg getragen habe. Ebenso sandte er ihm den Panzer seines berühmten Großvaters, des Ritters Marx Sittich von Ems, dessen sich dieser in der für ihn so ehrenvollen Schlacht bei Pavia bedient hatte.¹⁵

Unter den anderen Merkwürdigkeiten sei besonders die Streitwehr des Königs Montezuma von Mexiko genannt, die dem Papst gesandt worden und alsdann von diesem offenbar an Hannibal gekommen war.

Ferdinand hatte den Wunsch geäußert, der Graf möge ihm Trophäen der Feldherren aus dem niederländischen Krieg verschaffen und nun schreibt Hannibal zu Anfang des Jahres 1579 aus seinem Feldlager bei Maastricht über die Bemühungen um den Leibharnisch des Don Juan von Österreich. Er habe bereits mit Octavio de Gonzaga gesprochen, der ihm auch noch das Porträt des Feldherrn zugesagt hätte. Ferdinand berichtet nun dem Grafen, er möge den Panzer dem Sterzinger Postmeister Hanns Brugger mitgeben, der demnächst aus den Niederlanden heimziehen werde.¹⁶

Wirklich langte das «löbliche Kleinod» – wie der Graf es nannte – bald an und die schöne Arbeit mag der Sammelfreude Ferdinands gute Tage verschafft haben.¹⁷

Hannibal sollte nun auch den herrlichen Panzer und andere Wehr des Alexander Farnese erwerben.¹⁸ Um dessen Bild zu erlangen, hätte der Graf gar mit List vorgehen und, weil der Statthalter sich nie malen lassen wollte, ihn heimlich abkonterfeien sollen. Als der Graf dem Farnese aber von den Bemühungen des Erzherzogs um sein Bildnis erzählte, war dieser bereit, jenem die Gefälligkeit zu erweisen und doch einem Maler zu sitzen.¹⁹

Zu Anfang 1581 hatte Ferdinand den Grafen von Hohenems neuerlich ersucht, ihm Bildnisse von Gliedern des Hauses Hohenems zu übersenden. Am letzten Juli genannten Jahres schickte Hannibal sieben Porträts ab und entschuldigte deren schlechte Ausführung mit dem Mangel eines

¹⁵ Über Marx Sittichs Anteil an dieser Schlacht vgl. Bergmann in Denkschriften 10, Anm. 163 ff. - Häbler in den Forschungen zur deutschen Geschichte 25. - Mayr in der Festschrift G. v. Hertling, Kempten 1913.

¹⁶ Ferdinand an Hannibal 1579, Palast-Archiv Hohenems III.

¹⁷ Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. Band 2, 429.

¹⁸ Abgebildet in Böheim, Album hervorragender Gegenstände aus der Waffensammlung des allerhöchsten Kaiserhauses I (Wien 1898), 16 Tafeln, XXIX, und im Jahrbuch 9, 401.

¹⁹ Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. Band 2, 434. Bergmann, in Denkschriften 10, 1907.

tüchtigen Künstlers in Hohenems, seitdem der Erzherzog seinen »Contrafaiter« Meister Antöni von ihm weg in seine Dienste genommen habe.²⁰

In der Tat sind die heute noch vorhandenen Bilder mit einziger Ausnahme desjenigen von Jakob Hannibal unter dem Mittelmaß.²¹ Sie stellen dar: den ritterlichen Helden Jakob von Ems, Marx Sittich I., den Sieger von Pavia, dessen Gemahlin Helena von Freiberg, Hannibals Vater Wolf Dietrich und seine Mutter Klara von Medici, endlich ihn selbst und seine Gemahlin Hortensia Borromeo. Mit den Bildern hatte der Graf auch die von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibungen und dazugehörigen Rüstungen an Ferdinand gesandt.

Beim Hoffeste in Innsbruck, das 1582 anlässlich der Vermählung gefeiert wurde, war der Hohenemser mit einem Gefolge von 23 Personen vertreten.²²

So waren denn die Beziehungen des Grafen zum Erzherzog immer herzlicher geworden. Leider aber sollten sie durch das Streben des Grafen, seine Macht auf Habsburgs Kosten zu erweitern, schließlich zerrissen werden.

Der Landstrich, den die Emser seit langem als souveränes Gebiet besaßen, und der nur aus dem Flecken Ems, dem Hof Lustenau und dem Dörflein Ebnit bestand, war verhältnismäßig klein;²³ allzu gering aber für ein Geschlecht, das in seinen letzten Generationen die höchsten Stufen des Ruhmes und Reichtums erlangt hatte.

Die Schenkung Philipps II., die in der mailändischen Herrschaft Gallara²⁴ bestand, war ebenfalls zu unbedeutend, um den Ehrgeiz nach Gründung einer starken Hausmacht zu befriedigen. Der Umstand, daß das Bistum Konstanz, dessen Sprengel gerade auch noch den Stammesbesitz in Hohenems umschloß, nun ebenfalls in der Hand eines Emser, des Kardinals Marx Sittich III. lag, ließ bei den damaligen Verhältnissen für das Geschlecht zwar große Hoffnungen auf Stärkung und Vergrößerung seines Hausbesitzes zu, aber solche Hoffnung ließ sich erst dann verwirk-

²⁰ Meister Antoni Baiis war ein holländischer Maler, den der Graf wohl schon 1575 in seine Dienste genommen hatte. Vgl. Mitteilungen der Centrankommission (Wien 1889) 139, und Schönherr im Jahrbuch 15, 227. - Kenner im Jahrbuch 14, 46.

²¹ Kenner ebenda.

²² Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. 454 f. - Unrichtig ist dagegen die Angabe Merkles in der Neuen Zeitschrift des Ferdinandeums (Innsbruck 1835) 116 ff., der auch Bergmann, Denkschriften 11, 28, folgt.

²³ Die Herrschaften Vaduz und Schellenberg waren damals noch nicht in den Händen der Emser. Vgl. Falke, Geschichte des Hauses Liechtenstein 2, 343 ff.

²⁴ Bergmann, Denkschriften 11, S. 24, 60.

lichen, wenn der den emsichen Besitz fast völlig umklammernde Ländergürtel des Hauses Österreich gesprengt war.

Alle diese Umstände verstärkten also naturnotwendig den Wunsch nach Erwerbung der Herrschaften, die Ferdinand in Vorarlberg besaß. Die Gelegenheit war sehr verlockend. Der Erzherzog, dessen rauschende Feste große Summen verschlangen, befand sich stets in der größten Geldverlegenheit, während der Graf stets solches im Überfluß zur Verfügung hatte. Das einträgliche Geschäft eines Kondottiere, die Stellung eines Generalstatthalters des Kirchenstaates und mehr noch der Umstand, Neffe eines Papstes zu sein, der nicht gesonnen war, vom Brauche seiner Vorgänger abzuweichen, sondern das Pontifikat ausgiebig zum Vorteil seiner Nepoten ausnützte,²⁵ sind wohl die Hauptquellen des Wohlstandes Hannibals gewesen.

Auf die Geldverlegenheit Ferdinands baute der Graf seine Pläne. Die Finanzlage Ferdinands hatte sich besonders seit 1580 immer ungünstiger gestaltet. Das war dem Hohenemser umso weniger entgangen, als der Herr von Tirol schon seit mehreren Jahren mit der Verzinsung der 1566 auf 15 Jahre geliehenen Summe von 100.000 Gulden im Rückstande geblieben war. Vergebens war es, einem solchen Gläubiger gegenüber die Notlage des Landes zu verbergen, was man sonst gegen andere mit Eifer zu tun bemüht war.²⁶

Schon gelegentlich der Bezahlung der Zinsen von 5000 Gulden im Jahre 1573 machte sich der Graf von Hohenems anheischig, gegen erbliche Überlassung der Vogteiämter mit dem Blutbann und dem Rechte der Obersthauptmannschaft noch weitere Summen vorzustrecken. Als 1581 der Erzherzog den Ständen des Landes auf dem Landtage zu Bregenz das verlockende Angebot Jakob Hannibals eröffnete und seine große Geldverlegenheit betonte, waren sie sich in keinem Augenblick im unklaren, was vorzuziehen sei, die Herrschaft eines kleinen Despoten, die bei einem Feldobersten der Spanier wohl nicht gerade sehr einladend gewesen sein mochte, oder die Belastung der Herrschaften mit neuen Schulden; sie wählten den zweiten Weg.²⁷

Für diesmal waren also Hannibals hochfliegende Pläne gescheitert. Da aber mit dem 15. Dezember 1582 die Frist für die von ihm geliehene Summe ablief, kündigte er 1581 ganz wider Erwarten der Hofkammer den ganzen gewaltigen Betrag.

²⁵ Susta I, S. XXXI f.

²⁶ Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. Band 1, 645.

²⁷ Seyffertitz K., Eine Studie aus Vorarlbergs Geschichte, im Archiv für Geschichte und Landeskunde von Vorarlberg I, Heft 1 und 2.

Niemals hat eine Forderung an Ferdinands Hof größere Verlegenheit ausgelöst als diese. Die Kammer in Innsbruck erklärte sich gar nicht für berechtigt, die Bezahlung eines so ungeheuren Betrages zu beschließen; das wäre Sache der Stände; da es sich aber um Pfandschaften der Herrschaften vor dem Arlberg handle, gehe es wieder nur die dortigen Stände an, denen die Bezahlung einer solchen Schuld gar nicht aufgetragen werden dürfe.²⁸

Kaum wußte man Rat, wie man den Gesandten des Grafen, der eine Antwort verlangte, bescheiden solle. Wenn man bedenkt, daß der Erzherzog von Anfang an wußte, daß der Graf die Geldsumme nur auf 15 Jahre bewilligt hatte, will es einem eigentlich merkwürdig vorkommen, wenn die Kündigung eine besondere Überraschung hätte hervorrufen können. Da sich aber Hannibal in der sicheren Erwartung befand, der Erzherzog werde seinen Wünschen entgegenkommen, mag er diesem vielleicht gelegentlich beruhigende Bemerkungen bezüglich der Rückzahlung gemacht haben. Wie aber die Stände Vorarlbergs die Herrschaft Österreichs jener des Emsers ohne Bedenken vorgezogen hatten, mußte nun ein anderer Grund gesucht werden, um die Kündigung zu rechtfertigen, und da uns von einer anderweitigen Absicht des Erzherzogs bezüglich der vorarlbergischen Besitzungen nichts bekannt ist, müssen wir annehmen, der Graf habe mit der Begründung der Kündigung, daß Ferdinand mit diesen Gebieten »nach einem anderen Vorhaben zu handeln gedenke«,²⁹ nur auf den Busch geklopft, um zu erfahren, was für Pläne etwa in Innsbruck gemacht würden.

Die Kammer gab nun dem Landesfürsten den Rat, den Abgesandten des Hohenemsers mit der Bemerkung abzufertigen, daß er des Grafen Schreiben noch nicht recht verstanden habe.³⁰ Diese Antwort paßte auf den oben erwähnten Vorwand des Grafen nicht gar so übel.

Dem Erzherzog gegenüber gab die Kammer nun ihrer Befürchtung Ausdruck, es könnte jetzt, »was schon lange zu vielmalen treuherzig für warnungsweis angezeigt worden, mehr als genug im Werk ausgebrochen« sein, und sie erklärte weder Weg noch Mittel zu wissen, wie die Vergütung geschehen könne. Der einzige Ausweg schien ihr darin zu liegen, daß man versuchen solle, ob der Graf das Geld nicht noch länger liegen lasse, wenn er wie bisher im Besitze der Vogteien verbleiben könnte.³¹

²⁸ Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. Band 1, 638.

²⁹ Missiven an Hof 1581, S. 339. Staatsarchiv Innsbruck.

³⁰ Missiven an Hof. S. 758.

³¹ Missiven an Hof 1581, S. 758 f. Staatsarchiv Innsbruck.

Ferdinand selbst wußte ebenfalls kein anderes Auskunftsmittel und trat daher durch seinen Vertrauten in den Vorlanden, Albrecht Schenk von Staufenberg, mit seinem Gläubiger in Unterhandlungen, in denen aber Hannibal die sehr eigennützig Forderung wiederholte.

Da die Schuld durch fünfjährigen Zinsenrückstand der fünfprozentig verzinsten Summe und durch Baukosten an den landschaftlichen Schlössern auf 127.258 Gulden angewachsen war, versprach Jakob Hannibal den ganzen Betrag auf 150.000 Gulden zu erheben und gegen dauernde Überlassung der Pfandschaften liegen zu lassen.

Der berechnende Graf hoffte so den geldbedürftigen Fürsten zur Nachgiebigkeit zu bewegen und glaubte wohl schon dem Ziele nahe zu sein; da erfolgte überraschend die Zahlung der Zinsen als ein deutliches Zeichen, daß Ferdinand auf dauernde Verpfändung nicht eingehen wollte. Der Vorschlag des Hohenemser war dem Erzherzog zu beschwerlich vorgekommen und hatte dessen Unwillen über die verwunderlichen Absichten des Grafen erregt.

Als Ferdinand daher am 19. November 1583 die verfallenen Zinsen zurückstellen ließ, machte der Emser neue Vorschläge, die schließlich den Rückzahlungen Ferdinands einen Aufschub von einigen Jahren gewährten.

1586 bewilligten die Stände Vorarlbergs zur Einlösung der Herrschaften 50.000 Gulden als eine freiwillige Hilfe, und da man den Rest von anderer Seite erlangen konnte, war der Habsburger endlich in der Lage, seine Besitzungen wieder an sich zu ziehen.³²

Mit der Ausführung dieses wichtigen Auftrages wurden nun Hektor von Ramschwag, der Vogt von Bludenz und Sonnenberg, Dr. Gall Hager und Matthias Burglechner betraut. Der letztere sollte nach Hohenems reisen und dem Grafen das Schreiben des Erzherzogs bezüglich der Ablösung der Herrschaften übergeben. Die nötigen Auskünfte betreffs die Übergabe des Geldes mußte der Abgesandte dabei mündlich erstatten.

Am 15. Oktober 1587 sollte dann dem Grafen das Geld auf sein Schloß gebracht werden und Burglechner war beauftragt, es bis zu diesem Tage vorzurechnen und, falls der Graf Revers und Schadlosbrief verlange, ihm solche auszufolgen. Wollte Hohenems das Geld wägen oder »diffivuldiren«, sollte ihm dies nicht gestattet werden, da der Pfandschilling seinerzeit auch nicht gewogen worden sei.

Im übrigen war des Herzogs Wunsch, daß die Kommissäre sich alle Mühe gäben, die Sache auf gütlichem Wege zu erledigen.³³

³² Vgl. Bergmann in den Denkschriften 11, 19 f.

³³ Embieten und Befehl 1587, Staatsarchiv Innsbruck.

Wäre man jedoch genötigt, unverrichteter Dinge auseinanderzugehen, dann sollten die Beauftragten das Geld bei der Stadt Feldkirch oder an anderer geeigneter Stelle hinterlegen und von dort aus dem Grafen zuschreiben lassen. Auf alle Fälle aber müßten die Untertanen in allen Orten der Herrschaften Feldkirch, Bregenz und Hohenegg verständigt werden, daß die Vogteien, Städte, Schlösser und Gebiete von dem Grafen zurückgefordert worden seien, damit sie ihm künftig keinen Gehorsam mehr leisten und keinen Augenblick im Zweifel gelassen würden, daß ihr Verhältnis zu dem bisherigen Pfandinhaber gelöst sei.

Am Schlusse der Instruktionen Ferdinands an seine Kommissäre findet sich eine für das gespannte Verhältnis zwischen ihm und dem Hohenemser besonders bezeichnende Bemerkung. Nach Erledigung der Geschäfte sollten die Abgesandten nämlich noch im Namen des Erzherzogs sagen, er habe erfahren, wie sich der Graf geäußert hätte, im Falle die angekündigte Ablösung ausgeführt würde, und dabei nicht alles ausbezahlt werden sollte, er willens wäre, ihn in Innsbruck aufzusuchen, *»aber andergestalt, weder verschiner Iarn bei weiland Kaiser Carls des Vünften hochblöblichster gedebtnus Zeiten durch Herzog Moriz zu Saxen bescheben seie«*, auch er habe sich hiezu mit Landsknechten, Schweizern und Italienern genugsam befaßt. Wenn dem nun also wäre, fügte die Instruktion des Erzherzogs hinzu, so hätte man das vom Grafen freilich nicht erwartet und auch dazu nie die geringste Ursache gegeben. Wenn es aber dennoch gelten sollte und Ferdinand seinerseits ungeladen zum Grafen auf Hohenems kommen würde, dürfe er ihm das auch nicht für Übel nehmen.³⁴

So fand dann die Übergabe der Vogteien statt, die ohne Hindernis von seiten des Grafen vor sich gegangen zu sein scheint. Somit hörte Hannibal in den letzten Monaten seines Lebens auf, der fast unbeschränkte Herr im Lande vor dem Arlberg zu sein.³⁵

Seine Hoffnung auf territoriale Erweiterung seines Stammbesitzes war gescheitert und damit auch jenes einst von seinem Papstoheim so heiß erstrebte Ziel unerreich geblieben.

Die schweren Enttäuschungen der letzten Monate mögen das Ende der Lebenstage des Grafen Hannibal noch beschleunigt haben, denn bereits am 26. Dezember dieses Jahres (1587) beschloß er auf seiner väterlichen Burg sein ruheloses Leben.

Nicht ohne Mitgefühl vermögen wir bei dem Gedanken zu verweilen, daß auch unser Kriegsmann Hannibal das allgemein menschliche Los,

³⁴ Embieten und Befehl 1587, S. 369 f. Staatsarchiv Innsbruck.

³⁵ Bergmann, Bemerkung in Denkschriften 11, 19, daß Jakob Hannibal »bis zu seinem Tode« Vogt und Obersthauptmann geblieben sei, ist also nicht wörtlich zu verstehen. Übrigens hat auch Bergmann S. 20 diese Tatsache richtig dargestellt.

viele seiner Pläne mißlungen zu sehen, reichlich an sich erfahren mußte. Mit ihm aber, der rastlos nach dem Glanze und Ruhme seines Hauses gestrebt hatte, sank auch schon der letzte aus der stattlichen Reihe hervorragender Kriegsmänner, die das stolze Geschlecht der Grafen von Ems hervorgebracht hatte, ins Grab.

Kaum eine schwache Hoffnung besteht dafür, daß die beiden Freunde von einst, Erzherzog Ferdinand und Graf Hannibal, versöhnt aus diesem Leben gegangen wären. Zu kurz war die Spanne Zeit zwischen der Rückgabe der Gebiete an den Habsburger und dem Tode des ersten Grafen von Hohenems, um eine derartige Annahme zu nähren. Auf den Erzherzog aber mag der unerwartete Tod Hannibals immerhin nicht ohne Eindruck geblieben sein.

Jedenfalls sehen wir ihn schon sehr bald wieder in versöhnlicher Stellung zu den anderen Gliedern des Hauses Hohenems, wozu ihn besonders auch sein Geldbedürfnis gebracht haben mag. Bereits im folgenden Jahre finden wir Ferdinand wieder als Schuldner von Hannibals jungem Sohne Kaspar. Markus Sittikus, der Kardinal, der ja mit den Habsburgern ebenfalls lange auf gespanntem Fuße gelebt hatte, glaubte dem jungen Neffen darum zwar eine Rüge nicht ersparen zu dürfen,³⁶ aber bereits ein Jahr später hat er nichts mehr dagegen einzuwenden, als ihm sein Neffe sogar den Entschluß mitteilt, sich in die Dienste des Erzherzogs nach Innsbruck begeben zu wollen.³⁷

Das Scheitern der Pläne Hannibals führte in der Familie Hohenems freilich noch lange nicht zur endgültigen Verabschiedung jener Bestrebungen und schon Karl Friedrich, der Urenkel des ersten Grafen, hielt den Zeitpunkt wieder für gekommen, um seines Ahnherrn Absichten wenigstens teilweise zu verwirklichen. Als nämlich nach dem Dreißigjährigen Kriege der schönste Teil der habsburgischen Vorlande verlorengegangen war und in Ferdinand Karl von Tirol wieder ein Erzherzog regierte, der die Finanzlage des Innsbrucker Hofes in die größten Verlegenheiten brachte, bot der Emser 1655 10.000 Gulden für die Überlassung von Dornbirn an. Der Kauf wurde tatsächlich abgeschlossen, durch den Widerstand der Bevölkerung und der Landstände aber wie ein Jahrhundert früher wieder vereitelt. Der Graf von Hohenems ließ die Sache nicht so bald ruhen und schrieb an den Erzherzog und den Kanzler Girardi, seinen am Hof mächtigen Freund, die Urheber zur Aufreizung der Bauern seien die arlbergischen Stände.³⁸

³⁶ Marx Sittich an Kaspar, Rom, 20. Aug. 1588. Palast-Archiv Hohenems III.

³⁷ Marx Sittich an Kaspar, Rom, Dez. 1589. Palast-Archiv Hohenems III.

³⁸ Hirn, Eine Episode aus Dornbirns alten Tagen im Landboten von Vorarlberg Nr. 15, 1894.

Damit war der zweite Versuch der Hohenemser Grafen, ihr Gebiet auf Kosten der Habsburger zu erweitern, gescheitert. Weit schwerer als die Bemühungen von dynastischer Seite, wie sie auch von den Gradnern³⁹, den Waldburg und den Toggenburgern ausgegangen waren, hatte sich Österreich gegen Bestrebungen zu erwehren, die aus breiteren Kreisen heraus erwachsen waren und die im Appenzeller- und Bauernkrieg nicht weniger als in unseren Tagen einen anderen politischen Anschluß des Landes erstrebten. Alle diese Fälle zeigen, wie das Land vermöge seiner geographischen Lage mehr als einmal den Anlauf zu einer ganz anderen geschichtlichen Entwicklung genommen hat und daß die Verbindung Vorarlbergs mit Österreich mehrmals nur noch an einem Faden gegangen hat.

In unseren Tagen, da die Frage der Trennung von Österreich lange wieder im Vordergrund stand, mochte es besonders lehrreich erscheinen, auf ähnliche Bestrebungen in älteren Tagen hinzuweisen. Alles sind Glieder einer Jahrhunderte alten Bewegung gegenüber einer wenig günstigen Orientierung Vorarlbergs nach dem Osten, die sich besonders fühlbar macht, wenn Österreich von Deutschland politisch getrennt ist.

³⁹ Gradner: Rittergeschlecht aus der Untersteiermark., Herren zu Pfanstetten, Gornowitz und Windischgrätz. Erhielten in Zürich das Bürgerrecht. (*Anm. d. Hrsg.*)

Hohenems und das Nibelungenlied

*Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hohenems–Diepoldsau,
26. Oktober 1930*

In allen Landen, soweit die deutsche Muttersprache klingt, erweckt der Name Hohenems bei jedem, der mit der Geschichte unseres Schrifttums auch nur wenig vertraut ist, sogleich die Erinnerung an die herrliche Schöpfung des Mittelalters, das Nibelungenlied. Wenn aber in den fernsten Gauen von Deutschland der Name von Hohenems mit dieser Dichtung so innig verknüpft wird, ist es für einen Sohn der Gemeinde um so mehr am Platz, über das Lied und dessen Zusammenhang mit unserem Heimatorte etwas zu erfahren. 1930

Ein altes Kulturvolk hat auch seine uralten Sagen, in denen es die Kämpfe und Kriege, das Denken und Fühlen ferner Jahrhunderte, mit einem Wort die eigensten Charakterzüge der Nation, zum Ausdruck bringt. Dies ist in den Nibelungen, dem Lied deutscher Tapferkeit und Treue, der Fall.

In dieser Dichtung haben sich verschiedene uralte Sagenkreise verbunden, die in ihrem Ursprung bis auf die Völkerwanderung, auf die Hunnen und Burgunder, den großen Dietrich von Bern und selbst auf den germanischen Götterglauben zurückgehen. Die Sage wurde in den glanzvollen Tagen der hohenstaufischen Kaiser zu einem kraftvollen Epos verschmolzen, das da nun handelt von treuer Liebe und namlosem Leid, von schwerer Geduld und schrecklicher Sühne, das die Seele erhebt und in seinen Tiefen erschüttert.

Sein Inhalt ist in wenigen Worten:

Am Niederrhein wuchs der Königssohn Siegfried heran, der schon als Jüngling den furchtbaren Drachen bezwang, das Volk der Nibelungen besiegte und den reichen Schatz ihres Königs mit der Tarnkappe, die unsichtbar machte, erwarb.

Der Held erfuhr von Kriemhilden, der herrlichsten Maid in den Landen, und zog nach Burgund. Dort hatte König Gunther, ihr Bruder, von Brunhild erfahren, die nur den zum Manne erküre, der sie im Speerwurf bezwinge. Mit Siegfrieds unsichtbarer Hilfe besiegt sie der König und führt sie als Braut heim. Siegfried aber gewann dafür Kriemhild zum Lohne.

Zehn Jahre lebten die beiden glücklich im Land der Nibelungen, da werden sie einmal vom König nach Worms geladen. Hier geraten die Königinnen in einen Rangstreit und Brunhild erfährt nun, daß Siegfried sie besiegt hat, nicht Gunther, und sie nimmt auch Rache und Hagen, ihr Gefolgsmann, ermordet nun Siegfried.

Nach Jahren schenkt Kriemhild der Werbung des Hunnenkönigs Gehör und wird seine Gattin. Aber ihren Siegfried kann sie niemals vergessen und um ihn zu rächen, läßt die Königin ihre Brüder nach Ungarn, wo sie samt Kriemhild den blutigen Untergang finden.

Wahrscheinlich hat das Nibelungenlied seine Gestalt am Anfang des 13. Jahrhunderts erhalten, von der die Hohenemser Handschrift A, die sich jetzt in München befindet, eine Abschrift darstellt. Aus jener Urschrift wurde in den Jahren nach 1212 die etwas kürzere St. Galler Handschrift hergestellt und bald darauf die Hohenems C, die heute in Donau-eschingen¹ aufbewahrt wird.

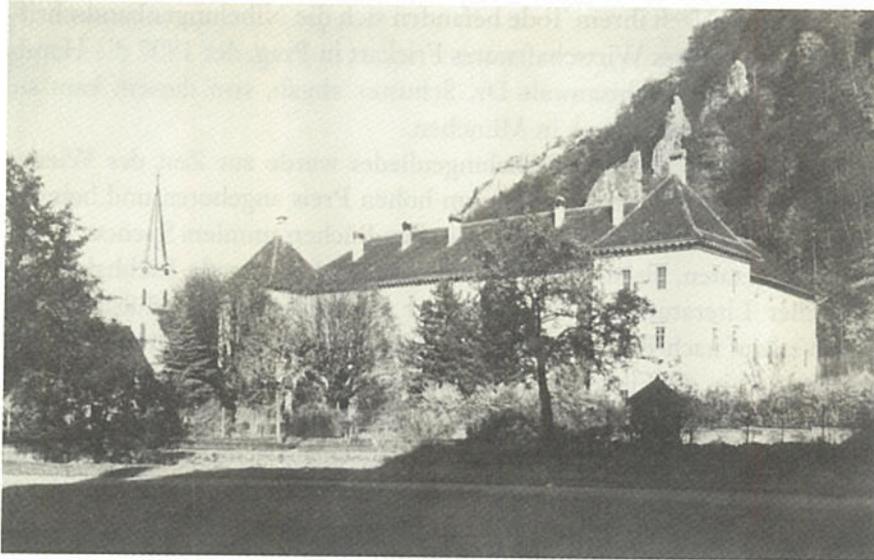
Diese drei ersten vollständigen Handschriften des stolzen Liedes wurden alle in den dreißig Jahren von 1220 bis 1250 geschrieben, genau in der Zeit, da uns auch Rudolf von Ems als Dichter begegnet, der oft schon als letzter Überarbeiter jenes Werkes vermutet wurde, um so mehr, als er im »Barlaam und Josaphat« sagt: »*Ich han da hier in minen Tagen leider dicke gelogen und die Luite betrogen mit trügelichen Mären.*«

Während nun die Urschrift des Nibelungenliedes wohl am Babenberghof zu Wien verfaßt wurde, weisen die drei vorhandenen Fassungen auf unser Rheintal und auf die Burgen der Grafen von Montfort und Ritter von Ems. Während die Handschriften A und C von Hohenems stammen, wurde auch die B im Schlosse der Montforter Grafen zu Werdenberg aufgefunden und kam durch den Gelehrten Gilg Tschudi in die Stiftsbibliothek nach St. Gallen. Rudolf von Ems sagt im »Wilhelm von Orleans«, Johann von Ravensburg habe diese Märe »wie es geschehen wäre, einem Knappen erkannt, der ist Rudolf genannt, ein Dienstmann ze Montfort«. Es war also leicht erklärlich, wie eine Handschrift in ein Montforter Schloß gelangt ist.

Da lebte um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu Lindau ein Arzt Dr. Jakob Hermann Obereit, der eine besondere Vorliebe für alte Bücher besaß und mit dem gelehrten Johann Jakob Bodmer in Zürich auf die Ausforschung von Burgen und Klöstern der Bodenseegegend hingewiesen wurde. Eines Tages erkundigte er sich bei seinem Freunde, dem Hohenemser Amtmann Franz Josef von Woher zu Oberlochen und Hausen, ob in Ems alte Schriften erhalten wären und am Peter-und-Pauls-Tage 1755 begab er sich dahin. Mit Hilfe des Schloßverwalters fanden sie dann im Palaste die Handschrift C des Nibelungenliedes und die Erzählung »Barlaam und Josaphat« von Rudolf von Ems.

Obereit begab sich über die alte Fähre nach Diepoldsau und von hier aus verständigte er seine Freunde sofort von der gemachten Entdeckung.

¹ Die Handschrift C befindet sich seit 2002 in der Landesbibliothek Karlsruhe. (*Anm. d. Hrsg.*)



Der
gräfliche
Palast
in
Hohenems

Durch Vermittlung des Lorenz Zellweger zu Trogen, der durch gelehrten Briefverkehr mit Bodmer in Verbindung stand, wurde die Handschrift 1756 an Bodmer zur Benutzung nach Zürich gesandt, worauf dieser 1757 aus der Handschrift »Kriemhildens Rache« erscheinen ließ.

Nun aber vermißte Bodmer das vollständige Gedicht und wandte sich daher an den damaligen Verwalter nach Ems. Da dieser aber in alten Wissenschaften ein Fremdling war, kam der gebildete frühere Amtmann, der jetzt vor den Toren Feldkirchs in Ruhe lebte, herunter nach Ems und fand nach längerem Durchwühlen der ungeordneten und vernachlässigten Schriften- und Büchermengen, unter Staub und Spinnweben, die zweite Handschrift des herrlichen Liedes, die er sogleich an Bodmer schickte.

Der um die Entdeckung des Nibelungenliedes verdiente Wocher starb 1788 und noch bewahrt ein Grabmal an der Kirche zu Altenstadt seinen Namen der Nachwelt und rühmt seine edle Person in vielsagenden Worten: »*Eingeweiht in die tiefsten Geheimnisse der Natur; verwandte er den größten Teil seines Lebens mit der edelsten Uneigennützigkeit zum Wohle seines Vaterlandes und zur Linderung des menschlichen Elends.*«

In einem Brief an Müller, der 1783 das volle Nibelungenlied herausgab, bemerkt Bodmer, daß die Abschrift zum vorderen Teil der Nibelungen einer zwar äußerlich ähnlichen Hohenemser Handschrift entnommen sei, aber aus einer anderen, vollständigen, die Wocher fand, als man 1779 jene erste vergeblich wieder gesucht habe.

Durch die Tochter der letzten Gräfin von Ems kamen dann die Nibelungenhandschriften in fremde Hände. Maria Waldburga ließ aus dem Schlosse zehn Kisten mit Handschriften und Büchern wegführen, um sie

zu verkaufen. Nach ihrem Tode befanden sich die Nibelungenhandschriften im Besitze ihres Wirtschaftsrates Frickart in Prag, der 1807 die Handschrift an ihren Rechtsanwalt Dr. Schuster abgab, von diesem kam sie 1810 an die Hofbibliothek in München.

Die Handschrift C des Nibelungenliedes wurde zur Zeit des Wiener Kongresses von Frickart in Wien um hohen Preis angeboten und beinahe wäre sie schon in den Besitz des englischen Büchersammlers Spencer Marlborough geraten, als sie Freiherr von Laßberg, der große Liebhaber altdeutscher Literatur, und Schwager der Dichterin Droste-Hülshoff, vor dem Verkauf nach England bewahrte. Von Meersburg gelangte die Handschrift 1855 in die Fürstenbergische Bibliothek nach Donaueschingen, wo sie als einer der wertvollsten Schätze der reichen Sammlung gezeigt wurde.

Da also das herrlichste Kleinod der deutschen Dichtung in Hohenems aufgefunden wurde und es von hier aus aufs neue den Gang zum deutschen Volk angetreten hat, verdient die Burg Ems, ohnehin schon eine Stätte denkwürdiger Ereignisse, als ein Heiligtum des deutschen Volkes gewürdigt zu werden.

Und in der Tat hat die Geschichte der Burgen von Ems Schriftsteller und Freunde der Dichtung seit langem schon angezogen und der unsterbliche Sänger des Ekkehard trug sich bereits mit dem Plane, einen Nibelungenroman zu verfassen und schon im Sommer 1862 hat er daher die Burg von Ems besucht. Zur Erinnerung zeichnete er bei einem wiederholten Besuche am 10. Juni 1868 Schloß Neuems; dies ist die letzte von den vielen Zeichnungen Scheffels.

Nach Jahren wurde sodann das »Nibelungenjahr«, ein Nibelungenroman von Schloß Hohenems, geschrieben. Dieser Dichtung liegt die wissenschaftlich ernst zu nehmende Auffassung zu Grunde, es wäre die am Hofe der Babenberger zu Wien von einem älteren Dichter geschaffene, älteste Handschrift des Nibelungenliedes, die man heute nicht kennt, durch den hochgemuten Schenken Konrad von Winterstetten, den Statthalter des Herzogtums Schwaben und eifrigen Freund der Dichtkunst von Österreich, an den Bodensee gebracht worden, als er um 1226 die Verlobung von Heinrich, dem Sohne Friedrich II., mit Margaretha, der Tochter des Babenbergerherzogs, zu Wien zustande gebracht hatte. Als Gönner Rudolfs von Ems hatte er den jungen Dichter zum Preise seiner hohen Herzensfrau mit der Abfassung des »Wilhelm von Orleans« betraut und durch diesen hätte Konrad auch die Nibelungenhandschrift vervielfältigen lassen. Andere wieder nehmen an, es hätte Rudolf die Handschriften für die Montforter abgeschrieben.

Der Mitentdecker des Nibelungenliedes

Feierabend, 1933, 26. Folge

Wohl die meisten Leser haben schon einmal gehört, daß der bekannte Lindauer Arzt Jakob Hermann Obereit in Hohenems die erste Nibelungenhandschrift ans Tageslicht zog. Der Name eines anderen Mannes aber, der um die Auffindung der beiden Hohenemser Nibelungenhandschriften sich ebenfalls sehr verdient gemacht hat, ist wohl nur wenigen bekannt, obwohl dieser ein Vorarlberger war und der Feldkircher Familie der Wocher angehörte. 1933

Die Edlen von Wocher sind bereits gegen Ende des Mittelalters im Schwäbischen nachweisbar und seit dem Ende des 17. Jahrhunderts sind Vertreter derselben im Ansitz Oberlochen. Johann Georg Wocher erwarb 1689 das österreichische Lehen Hausen und dann 1696 das Lehen Oberlochen bei Bregenz.

Sein Sohn Franz Anton, bischöflich konstanzer und fürstlich sigmaringischer Rat und kaiserlicher Resident in der Schweiz scheint den Familiensitz in Levis, das heutige Wohlwendsche Haus an der Reichsstraße unterhalb des Feldkircher Bahnhofes, erbaut zu haben, dessen stilgerechtes Rokokoportal noch heute an die alte Patrizierfamilie erinnert.

Franz Anton Wocher starb im Jahre 1748 auf diesem Feldkircher Familiensitze. Sein Sohn Franz Josef war am 21. November 1721 zu Meersburg am Bodensee geboren; er betrat zuerst die militärische Laufbahn und bekleidete später die Stelle eines gräflich-hohenemser Rates und Oberamtmannes in Hohenems. Als ein vielseitig gebildeter Mann war er auch mit dem wissensdurstigen Wundarzt Obereit von Lindau bekannt, mit dem er in Hohenems bereits im Sommer 1755 eine Nibelungenhandschrift entdeckte, die er an Bodmer nach Zürich sandte.

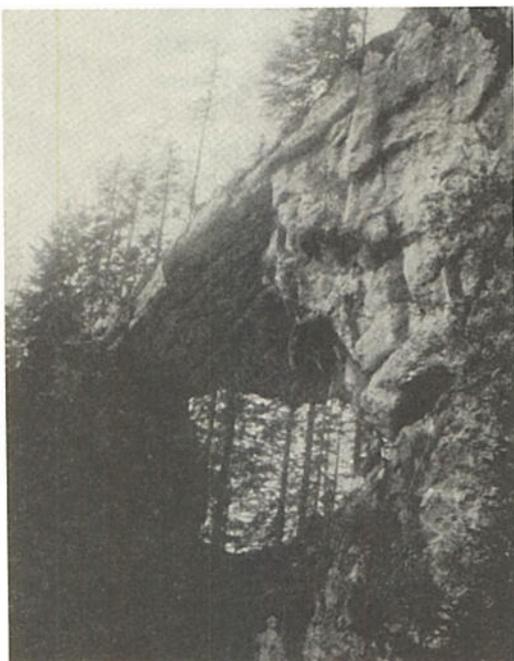
Als dann der Schweizer Gelehrte auf die Ausgabe des ganzen Nibelungenliedes durch Christoff Müller bedacht war, hatte er den Nibelungenkodex anfangs April zum zweiten Mal nach Zürich erhalten. In einem Briefe vom 6. April berichtet ein gewisser Vetter, Wochers Schwager in Feldkirch könne diesem am besten Bodmers Billett überreichen; den größten Teil von Ems habe sich Österreich zugeeignet, den kleinen Rest besitze ein Graf Harrach, der eine Gräfin von Ems, die letzte ihres Namens, geheiratet habe; diese besäßen keine Kinder und hausten schlecht. Unlängst wurde in Ems nach der Bibliothek gefragt, es hieß aber, sie sei weg...

Wiederholt mußte nun Lorenz Zellweger bei Wocher schriftlich und mündlich vorstellig werden, endlich am 10. Dezember 1779 antwortet dieser, er habe Hohenems schon vor 22 Jahren verlassen und Graf Harrach habe über die Bibliothek einen Beamten gesetzt, der in allen Wissenschaften ein Fremdling sei. Wocher habe einige Male geschrieben und ihn um das betreffende Manuskript gebeten, allein jener konnte es nicht finden. Wochers kränklicher Zustand erlaubte ihm erst gestern, selbst gegen Hohenems zu reisen, wo er den ganzen beträchtlichen nun beinahe vermoderten Büchervorrat in verschiedenen Haufen aufeinanderliegend angetroffen habe.

Die
Mönchs-
höhle
bei Ebnit

Erst nach langem Gewühle sei es ihm geglückt, das alte Gedicht, das Lied der Nibelungen, zu finden, welches er nun zu senden die Ehre habe.

Endlich am 29. September befand sich Bodmer im langersehnten Besitz der Handschrift und bereits am 2. Oktober schreibt der Gelehrte an



einen gewissen Schinz, es sei aber nicht derselbe Codex, den er 1755 gehabt habe, sondern ein anderer und älterer (es war nämlich nicht die Handschrift C, sondern A). Er sei nur ein Zoll vom Untergang entfernt gewesen, klagt der Alte, so stark habe ihn die Feuchtigkeit angefressen und es macht ihm Schmerz zu denken, daß die ihm zuerst bekannt gewordene Handschrift noch unter den Trümmern liege und dem Verderben nahe.

Während sich nun Bodmer rüstig daran macht, das Nibelungenlied für den Druck vorzubereiten, ertönt die Kunde von Goethes Ankunft in Zürich. Mit ihm will sich der Gelehrte nun vor allem über diese Dichtung unterhalten; er findet bei Goethe zwar willig Gehör, aber im wesentlichen mißlingt doch die Absicht, den

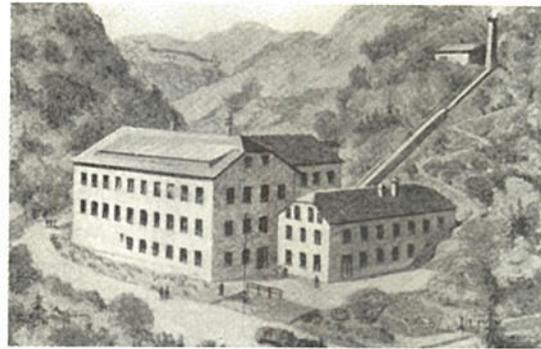
Dichter für die altschwäbische Poesie zu erwärmen.

Schon im Mai erfolgt die Absendung der Nibelungenabschrift an Müller, im September schließt dieser den Vertrag mit dem Buchdrucker Spener, und bereits am 27. November 1782 hielt der greise Gelehrte die erste Ausgabe des Nibelungenliedes gerührt in seinen Händen.

Wocher starb auf seinem Ansitze vor den Toren Feldkirchs am 5. August 1788 und noch erinnert sein Grabmal an der Kirche zu Altenstadt an den für alles Edle und Schöne begeisterten Mann. Aus seiner 1746 ge-

schlossenen Ehe gingen zehn Kinder hervor. Ein Sohn Karl Anton ist 1750 in Hohenems geboren, ein anderer, Maximilian, 1753. Beide Brüder waren Kunstfreunde und namentlich Max besaß auf seinem Levner Ansitz eine wertvolle Kunstsammlung, die Stücke von Holbein und Gemälde von Angelika Kauffmann enthielt.

Ein Enkel unseres Entdeckers, Gustav Josef Maximilian, stieg auf seiner militärischen Laufbahn von Stufe zu Stufe; er machte in den Jahren 1799 und 1800 als Oberleutnant die Feldzüge gegen Napoleon mit. 1848 tat er sich als Feldmarschalleutnant unter Radetzky hervor und starb 1858 in Wien als Feldzeugmeister und Inhaber des 25. Infanterieregimentes.



Am Wege
zum
Glopper

Der Wochersche Ansitz in Levis ging zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an den Feldkircher Bürger Josef Wohlwend über, nach dem er noch heute das Wohlwendsche Haus genannt wird, das seinerzeit auch vom ersten Weihbischof von Feldkirch bewohnt ward. Der gegenwärtige bauliche Stand des Hauses stammt, wie es scheint, aus dem Jahre 1780 und wurde also von Franz Josef Woche hergestellt, weshalb noch heute das Wochersche Wappen, ein rechts steigender Luchs mit einem Halbmond in den Pranken, sowie das Wappen seiner Gemahlin von Püschel, drei Straußfedern, über dem herrschaftlich gehaltenen Portale prangen.

Nibelungenland

Feierabend, 14. Jg., 1932, 28. Folge

1932 »*Uns ist in alten Maeren wunders viel geseit von Helden lobebaeren, von großer Kuenheit*«: Dort, wo der deutsche Rhein dem Meere sich nähert, wuchs einst der Königssohn Siegfried heran. Schon als Knabe bezwang er den dräuenden Drachen, als Jüngling besiegte er das Volk der Nibelungen und gewann ihres Königs unermeßlichen Hort.

Da erfuhr der Held von Kriemhilden, der herrlichsten Maid in den Landen, die wollt er gewinnen, und er zog nach Burgund. Dort hatte König Gunther, ihr Bruder, von Brunhild erfahren, dem speerstarken Weib, die nur den als ihren Mann anerkenne, der sie im Kampfe besiege. Mit Siegfrieds geheimer Hilfe bezwang Gunther Brunhilden, und jener führte Kriemhilden als seine Braut heim.

Zehn Jahre leben sie glücklich im Land der Nibelungen; da werden sie einmal von Gunther nach Worms geladen, und bei einem Streit unter den Königinnen erfährt Brunhild, daß Siegfried sie besiegt habe und nicht ihr Gemahl. Da schwört sie furchtbare Rache, und Hagen, ihr getreuer Gefolgsmann, ermordet nun Siegfried; den Schatz der Nibelungen aber versenkt er im Rhein.

Unsagbares Weh erfaßt Kriemhild, als sie den Leichnam des Geliebten vor ihrer Türe sieht. Über den Tod hinaus trauert sie in Treue um ihn und nur deshalb schenkt sie nach Jahren dem Werben des Hunnenkönigs Gehör, um die furchtbare Schmach einst zu rächen. Sie lädt die Burgunder ins Land der Hunnen, wo sie alle samt Kriemhild einen blutigen Untergang finden.

In dieser Heldendichtung von der Nibelungen Not sind uralte Sagenkreise vereinigt, die ihren Ursprung auf Etzel, den Hunnenkönig, und den Untergang der Burgunder, den großen Dietrich von Bern, und sogar auf den alten Götterglauben zurückführen. Die Sagen wurden in den glanzvollen Tagen der hohenstaufischen Kaiser zum großen Heldenlied von Siegfried und Kriemhild verschmolzen, das so herrlich erzählt von unsterblicher Liebe und namenlosem Leid, von schwerer Schuld und schrecklicher Sühne, das unser Herz hoch erhebt und die Seele in ihren Tiefen erschüttert.

Das Nibelungenlied wurde von einem edlen, auf der Höhe seiner Zeit stehenden Dichter geschrieben; wer er aber war, kann wohl für alle Zeit nur vermutet werden. Die Sprache der Dichtung bezeugt, daß der Verfas-

ser ein oberdeutscher Mann war, aber ein Rheinländer war er nicht und auch Bayern ist ihm zu fremd. Nach allem zu schließen, meint Von der Hagen, der Dichter des Nibelungenliedes wäre um die nahen Quellen von Donau und Rhein, den beiden großen deutschen Geschichts- und Gesangströmen, zu Hause, die in der Nibelungensage zusammenfließen, wie die Dichtung die Helden von beiden verbinde und beide nach der Sage der Alten aus dem Bodensee entsprangen. »Dort, in der herrlichsten deutschen Gegend, am Fuße der höchsten Berge, wo noch mannigfaltige Spuren deutscher Göttersagen und in St. Gallen die frübeste Bildung der Sprache durch das Christentum begann, da sind die Nibelungen zu Hause, dort waren sie edler Geschlechtsname, dort ist ein Nibelgau und ein Ottfriedingen am Bodensee, dort fanden sich auch die drei ältesten Urkunden dieses Liedes.«

Die drei ältesten vollständig erhaltenen Handschriften des Nibelungenliedes wurden nämlich alle am Ufer des jungen Rheines gefunden. Und während die Urschrift des stolzen Gedichtes vielleicht in der Gegend von Wien verfaßt wurde, weisen die drei vorhandenen Fassungen auf unser Rheintal und auf die Burgen der Grafen von Montfort und Ritter von Ems. Wie die Handschriften A und C von Hohenems stammen, wurde auch die B im Schlosse der Montforter Grafen zu Werdenberg aufgefunden und kam erst durch den Gelehrten Gilg Tschudi in die Stiftsbibliothek nach St. Gallen.

Da nun um die Entstehungszeit dieser ältesten Handschriften auf Hohenems der Dichter Rudolf von Ems lebte, dessen Name in deutschen Landen noch heute einen guten Klang hat, da er sich selbst in seinem Werke über Wilhelm von Orleans als »Dienstmann zu Montfort« bezeichnet, neigte man zur Erklärung, Rudolf habe die Handschriften für die Montforter Grafen geschrieben.

Die ersten Handschriften, die uns erhalten sind, wurden alle in den Jahren 1220 bis 1250 geschrieben, genau in der Zeit, da Rudolf von Ems uns hier als Dichter begegnet. Daher hat man ihn schon oft als den letzten Überarbeiter der Nibelungendichtung, insbesondere der »Klage« angesehen, umso mehr, als er selbst in einem seiner Werke, im »Barlaam und Josaphat« sagt: »Ich han da in minen Tagen leider dicke gelogen und die Luite betrogen mit trügelichen Maeren.«



Jakob II.
von Ems,
1512

Rudolf von Ems war ein sehr gebildeter und in der Literatur seiner Zeit wohlbewandeter Mann. Da er sich in späteren Jahren mehr ernstern Stoffen zugewandt hatte, wäre es wohl denkbar, daß er in der von heidnischer Rache erfüllten Nibelungendichtung in späteren Lebensjahren trügliche Mären gesehen. Freilich bleibt alles das nur eine Annahme.

Da aber das herrlichste Kleinod der mittelhochdeutschen Dichtung von Hohenems aus aufs neue den Weg zum deutschen Volke gefunden hat, verdient die Burg Ems von jedem Deutschen als Heiligtum geehrt und gewürdigt zu werden. Noch schauen die Trümmer dieser uralten Stätte denkwürdiger Ereignisse hinauf zu den Bergen des Alpsteins und weithin über das Schwäbische Meer.

Seit langem hat diese Ruine Dichter und Schriftsteller in ihren Bann gezogen und schon der unsterbliche Sänger des »Ekkehard« trug sich mit dem Plane, einen Nibelungenroman zu verfassen. Im Sommer 1862 hat er die Burgen von Ems besucht. Noch erinnert ein Bild von Neuems, das er am 10. Juni 1868 geschaffen, als letzte Zeichnung Scheffels an seine Besuche.

Nach Jahren ist dann im »Nibelungenjahr« wirklich ein Nibelungenroman um Hohenems geschrieben worden. Dieser Dichtung liegt die erste Auffassung zugrunde, es sei die durch einen älteren Dichter am Hofe der Babenberger entstandene Urschrift des Nibelungenliedes, die man heute nicht mehr kennt, durch den hochgemuten Schenken Konrad von Winterstetten, den Statthalter des Herzogtums Schwaben und eifrigen Freund der Dichtkunst, von Österreich an den Bodensee gebracht worden, als er um 1226 die Verlobung Heinrichs, des Sohnes Friedrichs II., mit Margaretha, der Tochter des Babenberger Herzogs, zu Wien zustande gebracht hatte. Als bekannter Gönner Rudolfs von Ems hat er den jungen Dichter zum Preise seiner hohen Herzensfrau mit der Abfassung seines »Wilhelm von Orleans« betraut, und durch diesen hätte Konrad auch die Nibelungenhandschriften dann vervielfältigen lassen.

Wie dem nun sei, jedenfalls würde diese Annahme eine Brücke schlagen zwischen der Donauheimat des Nibelungenliedes und seinen Bergstätten am jungen Rheinstrome. Nachdem die ältesten Handschriften des Nibelungenliedes verloren sind, wissen wir nicht, ob das Werk erhalten geblieben wäre, wenn nicht ein glücklicher Zufall die uns erhaltenen vollständigen Werke auf den Burgen der Emser und Montforter geborgen hätte.

Aber erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts feierte hier das Nibelungenlied seine glänzende Wiedergeburt. Damals lebte nämlich in der alten Inselstadt Lindau der für alles Hohe und Schöne empfängliche Arzt Jakob Hermann Obereit, der durch seinen Freund Wieland die verdiente Wür-

de eines Doktors der Philosophie erlangte, sich mit der Alchimie und Philosophie seiner Zeit tapfer herumschlug und mit Lavater im Briefwechsel stand. Da er eine besondere Vorliebe für alte Bücher besaß, wurde er von dem gelehrten Johann Jakob Bodmer zur Durchforschung der Burgen und Klöster am Bodensee nach derartigen Werken angeregt.

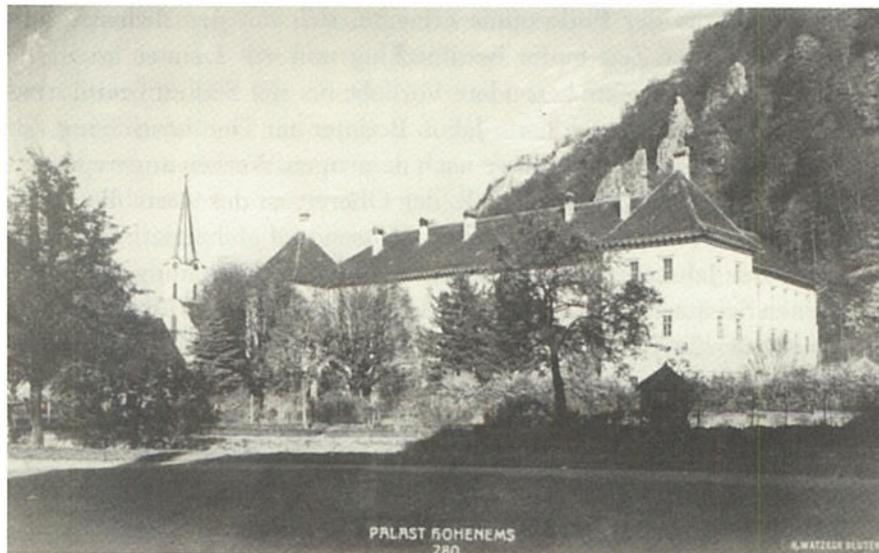
Es war daher kein bloßer Zufall, der Obereit zu der wertvollen Entdeckung geführt hat, denn mit reichem Wissen und glühendem Eifer war er durch vier Jahrzehnte darauf bedacht, Bodmers Forschung nach verschollenen Schätzen altdeutscher Poesie ganz selbstlos zu fördern. Er war jedoch erst dreißig Jahre alt, als er sich bei dem ihm befreundeten Hohenemser Amtmann Franz Josef von Wocher zu Oberlochen und Hausen erkundigte, ob auch in Ems alte Schriften erhalten seien. Auf den bejahenden Bescheid hin begab sich der Lindauer Philosoph am Peter-und-Pauls-Tag des Jahres 1755 dahin, und mit Hilfe des Schloßverwalters fand er dort im Palastarchiv die Handschrift C des Nibelungenliedes und die Erzählung »Barlaam und Josaphat« des Rudolf von Ems. Von Diepoldsau aus verständigte der Entdecker seine Freunde von dem gemachten Funde und durch Vermittlung des Lorenz Zellweger in Trogen, der durch gelehrten Briefverkehr mit Bodmer in Verbindung stand, wurde die Handschrift 1756 an Bodmer zur Benutzung nach Zürich gesandt, wo dieser 1757 aus ihr den letzten Teil mit der Überschrift »Kriemhildens Rache« erscheinen ließ, nachdem genau zweihundert Jahre seit der letzten Erwähnung dieser Dichtung verflossen waren. Doch unterließ es Bodmer, den eigentlichen Entdecker des Nibelungenliedes auch nur zu nennen.

Nun vermißte der Schweizer Gelehrte das vollständige Gedicht und wandte sich an den Verwalter nach Ems; da dieser aber in alten Wissenschaften ein Fremdling war, kam Wocher, der jetzt vor den Toren Feldkirchs in Ruhe lebte, herunter nach Ems und fand nach längerem Durchwühlen der ungeordneten und vernachlässigten Schriften- und Bücherhaufen unter Staub und Spinnweben die zweite Handschrift des herrlichen Liedes, die er sogleich an Bodmer schickte.

Professor Müller gab 1783 die erste Gesamtausgabe des Gedichtes unter dem Titel »Nibelungenlied« heraus, der dann die übliche Bezeichnung des Liedes von Kriemhild geblieben ist. In einem Briefe an Müller bemerkte Bodmer, die Abschrift zum vorderen Teile der Nibelungen sei einer anderen Hohenemser Handschrift entnommen, die Wocher gefunden, als man 1779 die erste vergeblich wieder gesucht habe.

Der um die Entdeckung des Nibelungenliedes verdiente Franz Josef von Wocher starb im August 1788 und noch bewahrt ein Grabmal an der Kirche zu Altenstadt seinen Namen der Nachwelt und rühmt von ihm, daß er, »eingeweiht in die tiefsten Geheimnisse der Natur den größten Teil sei-

Palast
Hohenems
(Postkarte)



nes Lebens in edelster Uneigennützigkeit zum Wohle seines Vaterlandes und zur Linderung des menschlichen Elends« verwendet habe. Also ein Mann, der Freundschaft des Lindauer Alchimisten wohl würdig!

Zehn Jahre später, am 2. Februar 1798, verschied auch Obereit, dessen Name mit der Entdeckung der herrlichen Dichtung für immer verknüpft bleibt, fern der Heimat im Hause des Philosophen Fichte zu Jena, vereinsamt und arm, als Deutschlands geistiges Leben, das er unermüdlich zu fördern bemüht war, gerade zur herrlichsten Blüte erwacht war.

Goethe, der Fürst der deutschen Dichter, der schon durch Lavater mit ihm bekannt war und der in seinem »Faust« wohl schon einzelne Züge des nach Wahrheit dürstenden Lindauer Alchimisten aufgenommen hat, unterstützte Obereit und gelegentlich hat er auch Schiller beauftragt, sich seiner anzunehmen.

Als Bodmer die Nibelungenhandschriften benützte, gehörten sie Maria Rebekka, der letzten Gräfin von Hohenems; durch ihre Tochter, Maria Waldburga, die aus dem Palaste zu Ems zehn Kisten voll Handschriften und Bücher wegführen ließ, kamen sie sodann in andere Hände. Mehrere wertvolle Handschriften, Barlaam und die Nibelungen, schenkte sie 1807 ihrem Rechtsanwalt Dr. Schuster in Prag; von diesem kam Barlaam und die Handschrift A im Austausch gegen Wiegendrucke an die Münchener Hofbibliothek.

Die Handschrift C des Nibelungenliedes wurde zur Zeit des Wiener Kongresses von Frickart in Wien um einen hohen Preis angeboten, und beinahe wäre sie schon in den Besitz des englischen Büchersammlers Spencer Marlborough geraten, als sie Freiherr von Laßberg, der große

Liebhaber altdeutscher Literatur und Schwager der Dichterin Droste-Hülshoff, für Deutschland rettete. Von Meersburg gelangte die Handschrift 1855 in die Fürstenbergische Bibliothek nach Donaueschingen¹, wo sie heute als einer der wertvollsten Schätze der reichen Sammlung gezeigt wird.

Da nun die Geschichte des Nibelungenliedes mit unserer Heimat Hohenems aufs engste verknüpft ist, habe ich immer die Ansicht vertreten, es könnte für unsere Gefallenen kein sinnreicheres Denkmal geben als eine Darstellung der trauernden Kriemhild an der Bahre des heldenkühnen Siegfried. Die herrliche Gestalt der jugendschönen Kriemhild versinnbildet dann die trauernde Gattin, die Geliebte und Mutter des gefallenen Kriegers und die um ihn trauernde Heimat.

¹ Die Handschrift C befindet sich seit 2002 in der Landesbibliothek Karlsruhe. (*Anm. d. Hrsg.*)

Nibelungenland

*Heimatkundliche Mitteilungen, Bodenseegeschichtsverein,
Jg. 1, 1937, Nr. 1*

1937 »Dort, in der herrlichsten deutschen Gegend, am Fuße der höchsten Berge, wo noch mannigfaltige Spuren deutscher Göttersagen und in St. Gallen die früheste Bildung der Sprache durch das Christentum begann, da sind die Nibelungen zu Hause, dort waren sie edler Geschlechtsname, dort ist ein Nibelgau und ein Ottfriedingen am Bodensee, dort fanden sie auch die drei ältesten Urkunden dieses Liedes.«

Steht man heute dieser Ansicht von der Hagens auch nicht kritiklos gegenüber, so bleibt es doch für alle Zeiten wahr, daß die drei ältesten vollständig erhaltenen Handschriften an den Ufern des jungen Rheins und in der Nähe des Schwäbischen Meeres aufgefunden wurden. Und während die Urschrift des stolzen Gedichtes vielleicht in der Gegend von Wien verfaßt wurde, weisen die drei vorhandenen Fassungen auf unser Rheintal und auf die Burgen der Grafen von Montfort und Ritter von Ems. Wie die Handschriften A und C von Hohenems stammen, wurde auch die B im Schlosse der Montforter Grafen zu Werdenberg aufgefunden und kam erst durch den Gelehrten Gilg Tschudi in die Stiftsbibliothek nach St. Gallen.

Nachdem die ersten Handschriften des Nibelungenliedes verloren sind, wissen wir nicht, ob das Werk erhalten geblieben wäre, wenn nicht ein glücklicher Zufall die vollständigen Werke auf den Burgen der Emser und Montforter geborgen hätte. Die ältesten erhaltenen Handschriften wurden in den Jahren 1220 bis 1250 geschrieben, also in den Tagen, da der Dichter Rudolf von Ems seine Werke schuf. Man hat ihn daher auch schon als den letzten Überarbeiter des Nibelungenliedes, insbesondere der Klage, angesehen.

Wer der Dichter der Nibelungen war, kann aber wohl für immer nur vermutet werden. »Die Sprache der Dichtung bezeugt, daß der Verfasser ein oberdeutscher Mann war, aber ein Rheinländer war er nicht und auch Bayern ist ihm zu fremd.« Nach Meinung des schon genannten Verfassers der »Minnesinger« wäre der Dichter des Liedes von Siegfried und Kriemhild um die nahen Quellen von Donau und Rhein, den beiden großen deutschen Geschichts- und Gesangsströmen, zu Hause, die in der Nibelungensage zusammenfließen, wie die Dichtung die Helden von beiden verbindet und beide nach der Sage der Alten aus dem Bodensee entsprangen. Wie dem auch sein mag, die Tatsache, daß das Nibelungenlied von Hohenems aus dem

deutschen Volke aufs neue geschenkt ward, bleibt für alle Zeit aufrecht. Und da also dieses herrliche Kleinod der mittelhochdeutschen Dichtung von hier aufs neue den Weg in die Welt genommen, verdient Schloß Hohenems von jedem Deutschen als Heiligtum geehrt und gewürdigt zu werden.

Seit langem haben die Burgen von Ems Dichter in ihren Bann gezogen und schon der unsterbliche Sänger des Ekkehard trug sich mit dem Plane, einen Nibelungenroman zu verfassen. Im Sommer 1862 hat er die Burgen von Ems auch besucht und noch erinnert eine Zeichnung Scheffels vom 10. Juni 1868 an seinen zweiten Besuch.

Von Albert Ritter wurde dann wirklich ein Nibelungenroman im Sinne Scheffels geschrieben. Ihm liegt die Auffassung zugrunde, es wäre die am Hofe der Babenberger entstandene Urschrift des Liedes durch den Statthalter Schwabens, den dichterfreundlichen Konrad von Winterstetten, an den Bodensee gebracht worden, wo er diese durch den ihm befreundeten Rudolf von Ems hätte überarbeiten lassen. Diese Annahme würde eine Brücke schlagen zwischen der Donauheimat des Nibelungenliedes und seinen Bergestätten am Bodensee.

Aber erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts feierte hier das Nibelungenlied seine Auferstehung. Damals lebte zu Lindau der für alles Hohe und Schöne begeisterte Arzt Jakob Hermann Obereit, der durch seinen Freund Wieland die verdiente Würde eines Doktors der Philosophie erlangte, sich mit Alchimie und Philosophie seiner Zeit tapfer herumschlug und mit Lavater im Briefwechsel stand. Da er eine besondere Vorliebe für alte Bücher besaß, wurde er von Johann Jakob Bodmer zur Durchforschung der Burgen und Klöster am Bodensee nach derartigen Werken angeregt.

Mit reichem Wissen und glühendem Eifer war Obereit durch vier Jahrzehnte hindurch bedacht, Bodmers Forschung nach verschollenen Schätzen der Poesie ganz selbstlos zu fördern. Er war erst dreißig Jahre alt, als er sich bei dem ihm befreundeten Hohenemser Amtmann Franz Josef von Wocher zu Oberlochen und Hausen erkundigte, ob auch in Ems alte Schriften erhalten seien.

Auf den bejahenden Bescheid hin begab er sich am Peter-und-Pauls-Tag des Jahres 1755 nach Hohenems und mit Hilfe Wochers fand er im Palastarchiv die Handschrift C des Nibelungenliedes und die Erzählung »Barlaam und Josaphat« von Rudolf von Ems.

Von Diepoldsau aus verständigte Obereit Bodmer vom gemachten Fund und durch Lorenz Zellweger in Trogen wurde die Handschrift im nächsten Jahr an Bodmer zur Benutzung nach Zürich gesandt und dieser ließ 1757 aus ihr den letzten Teil als »Kriemhildens Rache« erscheinen, nachdem gerade 200 Jahre seit der letzten Erwähnung dieser Dichtung verfloßen waren.

1779 wandte sich Bodmer wieder an die Schloßverwaltung nach Hohenems, und Wocher, der jetzt vor den Toren Feldkirchs in Ruhe lebte, begab sich dorthin und fand nach längerem Durchwühlen der ungeordneten Schriften und Bücherhaufen unter Staub und Spinnweben die Handschrift A des Nibelungenliedes, die sich heute in München befindet.

Unter der letzten Gräfin von Hohenems waren zehn Kisten voll Schriften und Bücher aus Hohenems weggeführt worden. Die Handschrift A gab sie 1807 ihrem Rechtsanwalt Dr. Schuster in Prag, der sie im Austauschweg an die Hofbibliothek in München abgab.

Die Handschrift C des Nibelungenliedes wurde zur Zeit des Wiener Kongresses von Frickart in Wien um einen hohen Preis angeboten und wäre beinahe in den Besitz des englischen Büchersammlers Marlborough geraten, als sie von Freiherr Josef von Laßberg, dem großen Liebhaber altdeutscher Literatur und Schwager der Droste-Hülshoff, für Deutschland gerettet wurde. Von Meersburg gelangte die Handschrift 1855 in die Fürstenbergische Bibliothek nach Donaueschingen¹, wo sie heute als einer der kostbarsten Schätze der reichen Sammlung gezeigt wird.

Der um die Entdeckung des Nibelungenliedes verdiente Wocher starb im August 1788 und noch bewahrt ein Grabmal an der Kirche zu Altstadt seine Erinnerung und rühmt von ihm, daß er, eingeweiht in die tiefsten Geheimnisse der Natur, den größten Teil seines Lebens in edelster Uneigennützigkeit zum Wohle seines Vaterlandes und zur Linderung des menschlichen Elendes verwendet habe.

Zehn Jahre später, am 2. Februar 1798, verschied auch Obereit, dessen Name mit der Entdeckung der herrlichen Dichtung für immer verknüpft bleibt, fern der Heimat im Hause Fichtes zu Jena, vereinsamt und arm, als Deutschlands geistiges Leben, das er unermüdlich zu fördern bemüht war, gerade zur herrlichsten Blüte erwacht war.

Von der Hohenems aber, wo das Nibelungenlied so lange erhalten blieb, singt die Dichterin Anna Hensler²:

¹ Die Handschrift C befindet sich seit 2002 in der Landesbibliothek Karlsruhe. (*Anm. d. Hrsg.*)

² Anna Hensler (1878–1952) hat als Vorarlberger Schriftstellerin eine Fülle von Gedichten geschaffen, die eine große Natur- und Heimatverbundenheit verraten. Als ihr Hauptwerk gilt aber der Roman »Frankreichs Lilien«, der mit 37.000 verkauften Exemplaren ein internationaler Bestseller wurde. Anna Hensler hat in diesem Werk ein Sittengemälde Ludwig XVI. und seiner Nachkommen vor dem Hintergrund der Französischen Revolution gezeichnet. Erfolgreich war auch Henslers Erstlingswerk »Die Hohenems«. Diese Erzählung handelt von der Gefangenschaft des Königsknaben Wilhelm, des letzten Normannenkönigs, im 12. Jahrhundert auf Schloß Altens. Das dritte große Werk Anna Henslers war das Lebensbild des Vorarlberger Freiheitskämpfers Sigmund Nachbauer. (*Anm. d. Hrsg.*)

»Wißt ihr, wo es geborgen war ob der Stürme Flut?
Kennt ihr die Stätte, wo es Jahrhunderte geruht?
Dort, wo zum Rheine nieder der Firnschnee glänzt voll Pracht,
Erquollen diese Lieder in ihrer Schöne und Macht.
Ein Schloß ragt dort am Berge, die Hohenems genannt,
Voll Stolz darf es sich rühmen vor allen im deutschen Land!
Niemals sei es vergessen, wie auch die Zeit entflieht,
Denn seine Mauern wahrten das Nibelungenlied.«

Der Sänger von Schnifis in Hohenems

Feierabend, 18. Jg., 1936, 29. und 35. Folge

1936 Immer mehr wird in deutschen Landen die Bedeutung des Dichters Laurentius von Schnifis erkannt, der neben Jakob Balde, Angelus Silesius und Friedrich von Spee zu den bedeutendsten deutschen katholischen Dichtern seines Jahrhunderts zählt.

Wie Johannes Scheffler in seinen geistlichen Hirtenliedern der in Christus verliebten Seele, so bedient sich auch unser Dichter oft der Bildmittel des Schäferdienstes, und gerade deshalb ist seine romantische Lebensgeschichte, die wir vornehmlich aus seiner Dichtung »Philotheus oder des Miranten, eines welt- und hochverirrten Hirten wunderlicher Weg nach der ruheseligen Einsamkeit« erfahren, so schwer zu verstehen. Sagt doch der Verfasser selbst über den Inhalt seines Werkes, es sei zwar im Grund eine wahrhafte Geschichte, aber verblümt und auf dichterische Weise beschrieben.

Johann Martin, wie der eigentliche Name des Sängers von Schnifis lautet, wurde 1633 geboren und scheint die ersten zehn Lebensjahre bei seinen Eltern verbracht zu haben. Als Knabe wird er jedenfalls das wirkliche Leben der Hirten auf den Drusenwiesen kennengelernt haben. Doch scheint der Dichter schon damals in Beziehungen zum gräflichen Hause Hohenems getreten zu sein. Dieses hatte früher das Patronat der Kirche zu Schnifis inne und ein Angehöriger des Geschlechtes hatte dort als Pfarrer gewirkt.

Als Graf Kaspar von Hohenems starb, war Martin etwa sieben Jahre alt, und es hat etwas für sich, wenn man annimmt, der junge Dichter habe in Hohenems seine wissenschaftliche Ausbildung erfahren und zwar aus folgenden Gründen.

1606 hatte nämlich der spätere Erzbischof Marx Sittich von Salzburg 100 mailändische Kronen verordnet, *»darüber sollen zwei zum Studieren und Singen taugliche Knaben von 12 oder 13 Jahren aus der Grafschaft Ems mit Wissen und Willen der Herrschaft aufgenommen, zur Schul, Gottesfurcht, Kirchendiensten und Gesang wohl erzogen und da solche abtreten, straks mit anderen ersetzt werden. Welche Knaben ein Pfarrer in den Pfarrhof in der Kost erbarlich zu erhalten, Liegestatt zu geben und zwei gut wollene hegelarbene, lange Röck an den Krägen und Überschlägen mit gelbem Barat gefüttert und darüber zwei Chorröck, so oft dieselbe nicht mehr tauglich, auf sein Kosten machen zu lassen; auch mit Bücher und Notdurft zum Studieren zu versehen, ihr*

Schulgeld auszurichten und sie zu guten Sitten und Tugenden anzuweisen verbunden sein. Außerhalb dessen aber sollen die Knaben mit Kleidern und Leibesnotdurft von ihren Eltern ehrbarlich versorgt werden und dann ihnen Pfarrer alle Geborsame und außerhalb Zeit Studierens gebührende Dienst leisten, ihnen zu und von der Kirchen mit ihren Klerikalröcken begleitet, den Priestern täglich zu Altar dienen, dem Chor mit ihrem Gesang und Diensten stets beiwohnen, die Schul fleißig besuchen, sich ohne Erlaubnis des Schulmeisters nit abhalten lassen und alles tun, was solchen Knaben wohl geziemt und anstehet.«

Noch 1768 bestätigt ein Pfarrer zu Ems, daß solche Sängerknaben solange gehalten worden seien, als jemand von der Herrschaft selbst im Orte gewohnt habe.

Wenn also Johann Martin die Möglichkeit hatte, als solcher in Hohenems aufgenommen zu werden, hatte er auch Gelegenheit, sich das nötige Wissen eines Studenten anzueignen. Man muß nämlich wissen, daß sich ein bedeutender Teil der Priesterschaft damals auf ähnliche Weise im Dienste anderer Priester auf den geistlichen Stand vorbereitet hat. Jedenfalls konnte sich Martin hier auch jene gesangliche Ausbildung holen, die er als Jüngling auf seinen Fahrten erkennen läßt.

Rheinabwärts wandernd, sang er dann Lieder zur Laute, und beim Bischof von Straßburg, dem Sohn des Kaisers, fand er für längere Zeit freundliche Aufnahme. Von dort mag er Beziehungen nach Wien und Innsbruck angeknüpft haben, denn später genoß er die besondere Gunst des Erzherzogs Ferdinand Karl, dessen Hoftheater er geleitet zu haben scheint. Am 1. September 1661 kehrte er in seine Heimat zurück.

Als der damals regierende Graf Karl Friedrich, ein Enkel des Grafen Kaspar von Hohenems, Kenntnis von der Heimkehr des Sängers von Schnifis erhielt, sehnte er sich »wegen alter Kund- und Freundschaft«, ihn zu sehen; er suchte ihn auf und bewog ihn, eine Zeitlang auf seinem Schlosse die Gastfreundschaft zu genießen. Der Dichter hat der Einladung Folge geleistet und wurde dann in Ems mit größter Freundlichkeit wie ein Sohn behandelt.

Ob Karl Friedrich unseren Martin nun etwa erst vom Innsbrucker Hofe her kannte oder ob er schon als Knabe in Hohenems war, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Aber wiewohl der Graf gut zehn Jahre älter war, wäre es denkbar, daß Martins Ausbildung, wenn sie in Hohenems erfolgt ist, den Grafensohn mit dem Knaben zusammenführte.

Das Bedenken, daß die Stiftung des Erzbischofs nur Knaben aus der Grafschaft zugänglich gewesen sei, muß mit dem Hinweis auf einen anderen ähnlichen Fall abgetan sein. Als nämlich das Collegium Helveticum gegründet wurde, standen ebenfalls für die Herrschaft Hohenems zwei Plätze zur Verfügung, und auch hier wurden schon das erstemal nicht nur

Söhne aus der Grafschaft, sondern mit Empfehlung des Grafen auch andere Vorarlberger untergebracht. Es war gewiß auch möglich, daß ein mit guter Stimme begabter Knabe, der der gräflichen Familie bekannt war, als Sängerknabe hier Aufnahme finden konnte.

Mag übrigens die Frage, ob Martin als Knabe in Hohenems die Ausbildung erhalten habe, ungewiß bleiben, der Aufenthalt in den Jahren 1661 bis 1665 ist jedenfalls sichergestellt. Sehen wir uns daher die Verhältnisse in Hohenems zu jener Zeit an. Schon sind besonders infolge des dreißig Jahre dauernden Krieges die glänzenden Tage des hohenemsi-schen Hauses vorbei. Graf Karl Friedrich, ein Enkel des Grafen Kaspar, war in steter Geldverlegenheit, sein Bestreben, Dornbirn dauernd an sein Haus zu bringen, war eben mißglückt, und durch seine Jagdleidenschaft hatte er sich mit den Bauern jener Gemeinde verfeindet. Auch mit seinen jüdischen Untertanen stand er infolge von Markt- und Weidestreitigkeiten auf feindlichem Fuß. An Verschwendungssucht tat er es im kleinen dem Hofe seines befreundeten Erzherzogs in Innsbruck nach. Seiner edlen Gattin Cornelia Lucia aus dem italienischen Hause der Emser war er kein treuer Gemahl, und diese mußte ihre alten Tage wenig glücklich verbringen.

Gleichwohl tut man Karl Friedrich Unrecht, wenn man ihn für den jähen Niedergang seines Hauses allein verantwortlich macht, und erst in neuester Zeit hat man auf seinen schweren Kampf, den er um den Fortbestand seines Hauses ritterlich führte, aufmerksam gemacht. Jedenfalls strahlt gerade diese seine gönnerhafte Freundschaft gegenüber unserem Dichter und Sänger, der als ein helles Morgengestirn am musikalischen Himmel seiner Zeit erglänzte, wie ein mildes Abendrot auf das von seiner stolzen Höhe herabsinkende Geschlecht zurück.

Offenbar trat Martin im Herbst 1661 in Hohenems in die Dienste des Grafen und wenn er sich auch als »Unterhirte« bezeichnet und erzählt, wie er wieder zum Schäferstabe gegriffen und das Vieh gehütet habe und wenn er wieder von Herden, Rindern und Schafen spricht, dürfen wir das nicht wörtlich nehmen, wie man es wiederholt versucht hat, sondern eben bedenken, daß der Dichter alle Darstellungsmittel der Schäferpoesie verwendet und z. B. selbst den Grafen Karl Friedrich als edlen und weitberühmten Hirten Clarefrid Sembrich von Hohenfrag bezeichnet.

Vielleicht war Martin zuerst Unterbeamter am gräflichen Hofe, Hofmeister Hannibal Berna war damals nicht mehr am Leben. Es wäre denkbar, daß unser Dichter als Schulmeister in Hohenems gelebt und daß er unter der Hirtentätigkeit das Amt des Jugendbildners verstanden habe.

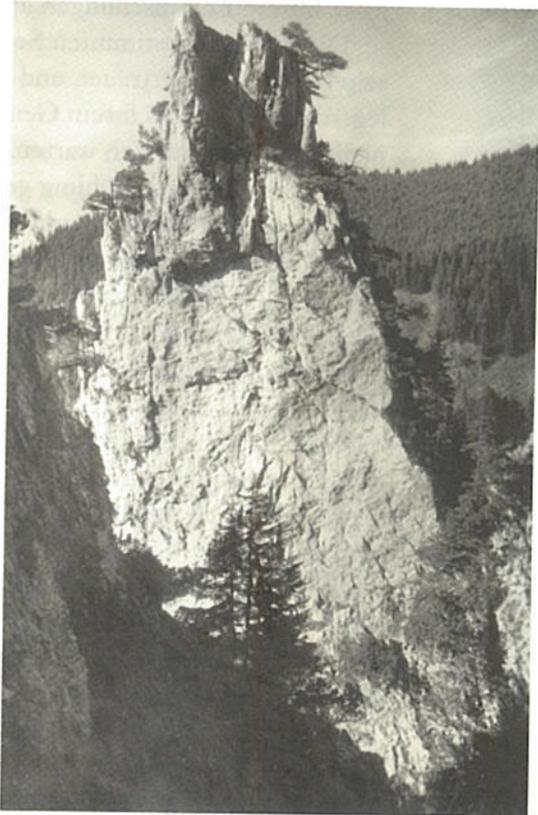
Im Jahre 1617 hatte Graf Kaspar zum Wohl der Jugend und seiner Untertanen eine neue Schulpfründe gestiftet und 100 mailändische Kro-

nen jährliches und ewiges Einkommen darangewendet. Damit sollte ein Schulmeister angestellt werden, »*der der Jugend sowohl im lateinischen als deutschen Schreiben, Lesen und Rechnen mit Schulhalten ordentlich und fleißig vorstehen solle und etliche zum Gesang ziehen, zu dem Chor zu gebrauchen, mit welchen er an den Sonn- und Feiertagen, wie auch deren Feierabenden das Amt samt der Vesper in seinem habenden Chorrock zu singen und den Chor zu regieren schuldig sein solle. Er soll auch schuldig sein, die Schulkinder täglich zu der Meß zu führen, wie auch den habenden Vesper und Kinderlehren in allem sein Obacht haben, daß die Schulkinder mit ihrer Andacht und Ordnung die Kirchen helfen zieren, dagegen ihme ermelde Schulkinder zu jeder Quatember 6 Batzen Schulgeld zu bezahlen ...*«

Jedenfalls müssen wir annehmen, daß sich Martin neben seiner beruflichen Tätigkeit für den geistlichen Stand weiter ausgebildet habe, für den er wohl schon in der Jugendzeit den Grund gelegt hatte. Wahrscheinlich ist die Annahme, Martin sei, nachdem er in jungen Jahren in Ems als Chorknabegedient und sich dabei gemäß der Vorschriften der Stiftung von 1606 mit Studieren befaßt hatte, als Jüngling wie ein fahrender Schüler in die Welt gewandert, habe sich dabei dem ursprünglichen Priesterberuf zeitweilig entfremdet, und sei erst, als er sich vom Hof- und Weltleben wieder abwenden wollte, nach Hohenems zurückgekehrt, um sich hier auf seiner geistlichen Laufbahn weiterzubewegen. Denn schon im Jahre 1663 oder 1664 muß Martin die Priesterwürde erhalten haben, also in der Zeit, da er sich nach seinen Erzählungen noch in Hohenems aufhielt. Nach der Priesterweihe dürfte er etwa als Hofkaplan dem gräflichen Hause weiter gedient haben.

Während seines Aufenthaltes in Hohenems sehnte sich unser weltmüder Dichter immer mehr nach Einsamkeit und Seelenruhe. Denn auch in den Verhältnissen, wie er sie in Hohenems vorfand, sah des Miranten weltabgekehrter Sinn für die Dauer noch nicht den gesuchten Frieden.

Nach seinen biographischen Schriften verfolgte ihn auch hier der heftigste Neid, und trotz großer Bescheidenheit hatte »*eine falsch vergiftete*



Löwenzähne
(Postkarte)

Spinn das Neidgeweb in den Herzen der Hirten so weit angezettelt, daß ihne keiner mehr, unangesehen er die erfordernten Gedingjahre genugsam erstreckt, für ein Mitglied erkennen wollte.« Meines Erachtens müssen wir das so verstehen, daß von seinen Neidern gegen ihn gearbeitet wurde, daß man seine Vorbereitung auf den geistlichen Stand nicht als hinreichend anerkenne. Aber auch die vielen Besuche »von benachbarten Hirten und Hirtinen« drohten dem dem Welleben Entfliehenden mit neuen Gefahren.

Ähnlich wohl wie der Dichter hatte sich auch die Gräfin Cornelia Lucia, die Gemahlin Karl Friedrichs, eine Enkelin des Kardinals Marx Sittich von Ems, von den Freuden des Lebens abgewendet, denn auch sie hatte bittere Enttäuschungen erlebt.

Dieser gleichgestimmten Seele schenkte der Sänger von Schnifis bald sein besonderes Vertrauen und sie versprach ihm, sich bei passender Gelegenheit für ihn bei ihrem Gemahl zu verwenden. Ein solcher Anlaß ließ nicht allzu lang auf sich warten.

Es scheint schon Frühling geworden zu sein, als »über das Adlergebirge« die erschütternde Kunde vom Tode des Erzherzogs Ferdinand Karl eintraf, der am Stephanstag des Jahres 1662 gestorben war. Unserem Dichter wie dem Grafen von Hohenems ging das frühe Hinscheiden des Tiroler Landesherrn tief zu Herzen; dieser beklagte in ihm seinen Freund, Martin aber einen besonderen Gönner.

Als sie nun einige Tage später zu dreien im Lustgarten, dessen Name in Hohenems noch erhalten ist, lustwandelten, bemerkte der Graf eine Blume, deren Schönheit man schon lange zu sehen gewünscht. Diese erinnerte ihn wieder an den im Alter von erst 35 Jahren verblichenen Erzherzog, und ergriffenen Gemütes sprach er zum Dichter: »O Martin, wäre ich auch in seinem Stand, was würde ich tun?« Schnell erwiderte der Angeredete: »Vielleicht etwa das, was ich selber gerne wollte.« Da nahm nun auch die Graфин das Wort und erklärte dem Grafen, daß nur die vielen Gunstbeweise, die Martin vom gräflichen Haus empfangen zu haben glaube, diesen hinderten, sich ganz aus dem Welleben zurückzuziehen.

Durch diese Mitteilung überrascht, erklärte der Graf, daß er Martin schwer vermissen würde, gleichwohl wolle er dem Zug seines Herzens nichts in den Weg legen. Aber sein Haus stehe ihm stets offen.

Es ist wohl zu begreifen, daß Karl Friedrich unseren Sänger nicht gern von seinem Hof ziehen ließ, denn ein so außerordentlicher Mensch machte dort sicher keine schlechte Figur. Sowohl musikalisch als auch gesanglich war er ungewöhnlich gebildet und ein solcher Hauslehrer oder Hausprieester war am gräflichen Hof wohl auch als Hofpoet zu gebrauchen. Der Mirant war sowohl als geistlicher wie weltlicher Liederkomponist tätig. Ein Lied, das aus der Zeit seines Emser Aufenthaltes stammt und in dem

er seiner Freude Ausdruck gab, dem stürmischen Weltmeer entgangen zu sein »und das er oftmals mit Vermischung eines Lautenklanges bei seiner Herde so herzlich gesungen«, lautet:

*»Will lieber verborgen ohne Kummer und Sorgen
Der Wiesen und Auen in Fried und Ruh genießen
Als dort müssen auf die Gunst der Höflinge bauen.
Viel mehr freuet mich meine Herde und Viech
Als goldne Ketten an mir tragen, dann mein Sinn und Magen
Haßt des Hofes Pracht, der nur Sorgen macht.
Hof, gute Nacht!«*

So brachte Martin seinen Abschied von der Welt im Liede zum Ausdruck. Allgemein wird bisher angenommen, der Mirant habe sich nach Erlangen der gräflichen Zustimmung in die Einsamkeit zurückgezogen und in der Umgebung als Klausner gelebt. Seine Einsiedelei hat man dann auf dem gegen den Rhein abfallenden Hügel des Kummenberges, dem Bocksberg, gesucht, wo der Graf von Ems einen kleinen Ansitz besaß. Andere glaubten an Jagdberg denken zu sollen.

Bei der ausführlichen Schilderung, die er dieser Klause widmet, ist es nicht leicht, auf eine solche Annahme zu verzichten, zumal Eremiten damals nicht selten sind. So waren z. B. zu Anfang des 18. Jahrhunderts auch auf dem Gebhardsberg solche Einsiedler zu finden.

Nachdem Martin die Priesterweihe empfangen hatte, scheint sich der Brotneid seiner früheren Kollegen in Ehrfurcht umgewandelt zu haben, während vorher der »neidige Teufel der Mißgunst keinen Stein unumgekehrt ließ, um die guten Vorsätze zu hintertreiben, keinen Weg ohne Fallstrick, keine Zeit ohne Versuchung und keinen Ort ohne Gefahren«.

Die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Hohenems, oder wenn man will, in seiner Einsiedelei, verwendete der Mirant wohl zur Abfassung seiner ersten Veröffentlichung, die in ihrer ersten Auflage in der Hohenemser Buchdruckerei hergestellt wurde und den Titel trägt:

»Philotheus, oder deß Miranten durch die Welt unnd Hofe wunderlicher Weeg nach der Ruh-seeligen Einsamkeit – entworffen von Mirtillen einem deß Miranten gutem Freund unnd vertrawten Mit-Hirten. In dem Druser-Thal unter dem Hochberümbten Steinbock nächst an dem vorbey fliessenden Rhein-Stromm. Permissu Superiorum. Getruckt im Gräflichen Marckt Embs bey Johann Caspar Schwendimann. Anno MDCLXV.«

Diese Auflage des Buches scheint außer P. Johann Baptist Baur noch kein Biograph vorgefunden zu haben. Nachdem es aber in der Emser Buchdruckerei hergestellt wurde, dürfte sich hier vielleicht noch ein

Exemplar befinden. Wahrscheinlich war der Verfasser des Buches bei seinem Erscheinen bereits im Klösterchen Zug in der Schweiz, wo er am 10. August in den Kapuzinerorden eingetreten ist.

Auf dem Titelblatt dieses Werkes bemerkte Johann Baptist Baur, wie der Dichter die vor der Burg weinende Dorilis verläßt und im Schäferkleid einer Kapelle zu pilgert, die durch ein dabei aufgestelltes Missionskreuz und die Bauart als ein Kirchlein erscheint, wie es die Jünger des hl. Franz zu errichten pflegen.

Es waren Jahrhunderte, beinahe ein halbes Jahrtausend, vergangen, seitdem die ersten Säger des Nibelungenepos, seitdem der edle Rudolf von Ems die romantikreiche Burg Altems verlassen hatten, bis zu jenen Tagen, da auch der Säger von Schnifis von der Residenz der Grafen von Hohenems Abschied nahm, um als frommer Sohn des Heiligen von Assisi in freiwilliger Armut zu leben und zu dichten, bis er sich einen stolzen Namen in der Geistesgeschichte seiner Heimat erwarb.

Die Pfarrkirche von Hohenems

Feierabend, 6. Jg., 1924, 43. Folge, 17. Nebelung

Zur Zeit, da die Hohenemser Kirche wieder in neuem schmuckem Gewande erscheint, mag ein geschichtlicher Rückblick über die Pfarrei und eine kurze Betrachtung dieses historischen Denkmals unserer Gemeinde manchem erwünscht sein.

1924

In frühester Zeit bildete Hohenems lang keine eigene Pfarre, sondern gehörte in kirchlicher Hinsicht größtenteils Lustenau an. Die Weiler Ober- und Unterklien waren bis 1785 der Pfarrei Dornbirn angegliedert und der Bauern, Schwefel und Boden bis 1786 der Götzner Pfarre einverleibt, und da diese Gemeinde schon zum Churer Sprengel gehörte, verlief also die Grenze mitten durch unseren Ort, wo der südliche Teil dem Bischof von Chur, der nördliche jenem von Konstanz unterstand.

Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts hat Ritter Ulrich von Ems, der auch das Schloß Neuems erbaute, zu Ehren der heiligen Katharina hier eine Kapelle gestiftet und 1351 haben zu Avignon mehrere Bischöfe diesem Katharina-Kirchlein zu Ems Ablässe verliehen und drei Jahre später stand hier bereits auch eine Kaplanei, die aber von Lustenau abhängig blieb. Die Kapelle zu Ems war nur eine Tochterkirche der Lustenauer Pfarrei und noch im 17. Jahrhundert hat der Pfarrer jener Gemeinde dahier alljährlich den Nußzehnten einsammeln lassen und bei der Gelegenheit eine Messe gelesen.

1456 wird die »Kapelle unser lieben Frauen zu Ems« genannt, daher muß die Kirche in jenem Jahrhundert vergrößert und zu Ehren Mariens neu geweiht worden sein. Zu Ende des 15. Jahrhunderts wird endlich ein Pfarrer genannt, aber erst in den Anfang des 17. Jahrhunderts fällt die Stiftung der Pfarrhelferei und im nämlichen Jahr 1604 wurde auch die Frühmeßpfründe gestiftet. Der Frühmesser sollte aber das ganze Jahr fleißig Schule halten und neben anderen deutschen und lateinischen Übungen den Katechismus lehren und im Gesang unterrichten.

Die jetzige Kirche ist zwar nicht in ihrem Baue, aber doch in vielen Einzelheiten noch ein Denkmal aus der Glanzzeit des Hauses Hohenems. Als Söldnerführer hatten die Emser im Verlauf des 15. Jahrhunderts Ruhm und Reichtum erworben. Marx Sittichs I. Name steht unter den ersten in jenen Tagen. In weltgeschichtlichen Schlachten hat er teilgenommen. Sein Vetter Jakob hat mit deutschen Söldnern am Siege Frankreichs über die Venezianer hervorragend Anteil.

Wolf Dietrich von Ems hatte sich die Schwester seines Waffengeführten Johann Jakob von Medici zur Gattin auserkoren und als nun deren Bruder Johann Angelo zur höchsten Würde der Christenheit emporgestiegen war, fiel ein Abglanz von ihrem Papstoheim auch auf die Emser. Marx Sittich wurde Bischof und Kardinal, Jakob Hannibal erscheint am Hofe Philipps II., des größten Königs jener Tage und das ganze Geschlecht wurde vom Kaiser in den Grafenstand des Deutschen Reiches erhoben. Hannibal wurde von Pius IV. mit des Papstes Nichte, der Schwester des hl. Karl Borromäus, vermählt und 1570 hat der Kardinal seine Verwandten in Hohenems besucht, wo seine Schwester Hortensia in der Kirche begraben ist.

Zum neuen Glanz des Hauses Hohenems war die Kapelle bald zu klein und 1578 begann Graf Hannibal an Stelle des alten ein neues Gotteshaus zu erstellen. Schon 1580 war der Bau vollendet und in den Turmknopf wurde eine goldene Münze mit dem Bilde des Grafen Hannibal gelegt und als er selbst nach sieben Jahren starb, ließ ihm sein Sohn Kaspar ein Standbild über dem Eingang errichten, das nun in neuem Glanze erstrahlt. Die übersetzte Inschrift lautet:

»Jakob Hannibal, Graf von Hohenems und Gallara, Schwestersohn Papst Pius IV., unter ihm und seinem Nachfolger Pius V. Generalstatthalter des Kirchenstaates. Er tat sich unter Karl V. und König Ferdinand durch militärische Kenntnisse und hohe Kühnheit in vielen Kriegen hervor. Als Oberst über deutsches Fußvolk hat er im Dienste König Philipps II. von Spanien verschiedene Feldzüge in Frankreich, im Königreich Neapel, an der afrikanischen Küste, in Burgund und drei Mal in Belgien glücklich zu Ende geführt und wurde dafür mit der Grafschaft Gallarate bedacht, in den geheimen Rat aufgenommen und – was bei den Spaniern als besonders ehrenvoll gilt – mit der Würde eines Granden ausgezeichnet. Vom Erzherzog Ferdinand von Oesterreich wurde er mit den Vogteien Bregenz, Feldkirch und Hohenegg betraut und hier auch zum Obersthauptmann in bezug auf das ganze Kriegswesen eingesetzt. Nachdem er so seinem Geschlecht unsterblichen Ruhm erworben und viele Mühen ertragen hatte, ist er sodann in seinem Schlosse zu Hohenems am 26. Dezember 1587 im Alter von 57 Jahren selig verschieden. In tiefster Trauer habe ich, sein Sohn Kaspar, dem hochverdienten Vater dieses Denkmal gesetzt.«

In der Pfarrkirche zu Ems war das Familiengrab der Emser Ritter. Auf der Marmorplatte mit dem Bilde Marx Sittichs von Ems steht folgende Inschrift:

»Da lit begraben der edel und gestreng Her, Her Marx Sittich von Emps zu Hohenemps, Ritter, Ro. Ko. M. Rat und Vogt zu Bregentz und Helena von Emps geborne von Freiberg, sin ebliches Gemabl. Auch lit da begraben Herr Markwaldt von Emps, zu der Hohenemps, Ritter und Anna von Landenberg zu der

Hoben Landenberg, sin ehliches Gemabl, des obgen. H. M. v. E. Vater und Mutter. Witter lit da begraben der edel und V. Markwaldt v. E. und Fronck von Nid-egk, sin ehliches Gemabl, des obgemelten H. M. eblicher Son. Auch lit da begraben d. Edel u. V. Fr.(iedrich) v. Emps des obgemelten H. M. eblicher Son, auch aller Herren und Frowen, so aus dem edlen Stamen der von Emps verstorb und den Got gennad 1533.«

Dieser Grabstein hatte wohl ehemals als Platte den Eingang in die Gruft verschlossen. Merkwürdigerweise hat er dann als Brücke über einen Graben im Sohl gedient und ist erst später wieder in die Kirchenwand eingemauert worden, wo der Stein noch heute steht.

Von Marx Sittich, der hier begraben ist, erzählt die Emser Chronik folgende Begebenheit: Als 1525 im Bauernkrieg die Aufständischen zu Tübingen am Fuß des Hohentwiel die große Glocke vom Turm herablassen wollten, um Kanonen daraus zu gießen, hat der Ritter sie gerade überrascht. Sie mußten nun die Glocke an den Untersee hinziehen, da lud man sie mitsamt den Bauern auf ein Schiff. Dann fuhr man gegen Bregenz, dort wurden die Bauern an den Henkeichen aufgeknüpft, die Glocke aber hängte Marx Sittich in den Emser Turm.

1652 wurde der Kirchturm ausgebessert. Das Kreuz war 122, der Turmknopf 210 Pfund schwer. 1745 wurde der Knopf wieder vergoldet. Der Turm blieb im wesentlichen bis heute erhalten und als sein Helm 1820 einzustürzen drohte, hat Josef Löwenberg ihn wieder hergestellt.

Die gegenwärtige Kirche ist wohl schon das vierte Gotteshaus an dieser Stelle. Nach mehr als zweihundert Jahren war die von den Grafen erbaute Kirche baufällig und zu klein geworden. Daher wurde unter Pfarrer Fetz in den Jahren 1796 und 1797 der noch stehende Bau errichtet und zu Ehren des hl. Karl Borromäus geweiht.

Der Hochaltar¹ der alten Kirche blieb bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im Gebrauch, dann wurde das mit kunstvollem Basrelief geschmückte Kunstwerk dem Museum übergeben, wo es in einer eigenen Kapelle steht, aber Eigentum der Emser Kirche bleibt. An seiner Stelle wurde hier ein Ziboriumsaltar mit Bildsäulen der Heiligen Karl und Konrad aufgestellt. Seitenaltäre zeigen ebenfalls alte Basreliefs.

Die Deckengewölbe wurden vom Maler Gruber aus Langenargen ausgeführt. Das in der Mitte stellt den König Salomon dar, wie er die Mutter Bethsabee empfängt, das über der Empore zeigt uns das Konzil von Trient. Der Altar auf der Epistelseite hat ein Bild des heiligen Josef vom bekannten Maler Gebhard Flatz.

¹ Der Hochaltar befindet sich heute wieder in der Kirche zum hl. Karl Borromäus. (Anm. d. Hrsg.)

Schon anfangs des 17. Jahrhunderts wurde der Friedhof in St. Anton angelegt, daher ist jener um die Kirche hier schon lange eingegangen. Die Gebeine, die im Beinhaus noch zu unseren Zeiten ausgestellt waren, wurden vielleicht beim letzten Kirchenbrand zutage gefördert. Die große Glocke, die durch den Krieg verloren ging, war 47 Zentner schwer und ob des schönen Klanges sehr geschätzt.

Der alte Hohenemser Altar im Landesmuseum

Holunder, 14. Jg., 1936, Nummer 36

Ein Prunkstück eigener Art, wie es eine Übergangsperiode der Kunstentwicklung zeitigte, ist der vormalige Hochaltar der Hohenemser Pfarrkirche. Er wurde mit dieser um 1580 erstellt und ward 1885 zur Aufbewahrung ins Bregenzer Landesmuseum übergeben. Dieses Altarwerk geht äußerlich noch ganz auf den gotischen Flügelaltar zurück; stilistisch allerdings könnte der Unterschied zwischen dem organischen Wachsen der Gotik und der tektonischen Struktur der Renaissance kaum irgendwo schärfer hervortreten.

1936

Gotisch ist der hohe Aufbau. Dessen Mittelstück wird umrahmt von einer breiten Bogenleibung mit geradem Gebälk; seitliche Bogenanbauten entsprechen den alten Flügeln, der dreiteilige Aufsatz aber dem gotischen Sprengwerk. Die Predella enthält eine Art Attika¹, die zugleich die Säulen trägt, die das Hauptgeschoß in drei Teile gliedern. Der Altaraufsatz über einer breiten, gegliederten Attika ist ebenfalls dreiteilig. Auch alles Zierwerk hält sich im Renaissance-Charakter und besteht aus einfachen und Doppel-Säulchen, aus Pilastern, Hermen, Eierstäben, Ranken und italianisierenden Grottesken. Die Altararchitektur ist aus schwarzgebeiztem Holz, das wohl schwarzen Kalkstein imitieren soll, die Holzskulpturen, mit denen das Ganze geradezu überladen ist, erscheinen in gelblichem Alabasterton gefaßt.

Der überquellende Reichtum der plastischen Dekoration ist ein Kennzeichen jener Periode des Übergangs, wie denn auch der ganze Altar das Werk eines Eklektikers² ist. In den stilistischen Formen der Figuren ist noch vieles gotisch, so der Faltenwurf der größeren gewandeten Personen. Die Einzel-Figuren aber verraten nicht mehr die gotische, sondern bereits die klassische Abwägung der körperlichen Maße. Die Vielgestaltigkeit, sozusagen die Geschäftigkeit des Künstlers kommt besonders in der Predella zum Ausdruck; sie zählt fünf Reliefs; zwei davon fehlen heute; erhalten sind die Anbetung der Weisen (in der Mitte), die Darstellung im Tempel und die Beschneidung Jesu. Zu beiden Seiten des mittleren

¹ Attika: Fensterloser Aufbau über dem Hauptgesims. (*Anm. d. Hrsg.*)

² »Auswähler«; Philosoph, der aus den vorhandenen Lehren die ihm zusagenden auswählt. (*Anm. d. Hrsg.*)

Predellabogens erscheinen in Relief die Altarstifter Jakob Hannibal von Hohenems und seine Gattin Hortensia Borromea nebst ihren Wappen. Die Hauptnische füllt die Skulptur Krönung Mariens, die schon älter und wohl ein Werk des früheren 16. Jahrhunderts ist. In den Nischen der breitangelegten Leibung stehen die Figuren St. Barbara und St. Katharina, letztere die Patronin der alten Pfarrkirche; darüber spielt ein schönes Engelkonzert. In den schmalen Nischen der flügelartigen Seitenteile finden wir die Pestpatrone St. Sebastian und Rochus, die an die damalige Pestzeit erinnern. Je ober und unter den genannten Flügelnischen finden sich die vier Evangelisten. Über dem geradlinigen Abschluß dieser Seitenflügel stehen die Statuetten St. Magdalena und Margaretha (auf gestielten Postamenten) und St. Konrad und Nikolaus (etwas tieferstehend auf angebauten Konsolen). Das Mittelstück des Altaraufsatzes nimmt die Geburt Christi mit Hirten ein, zu beiden Seiten stehen in Nischen St. Christoph und St. Georg. Über dem Mittelstück ersieht man das Relief Mariä Verkündigung und je seitwärts die vier Statuetten der lateinischen Kirchenlehrer. Den mittleren Abschluß bildet die Kreuzigungsgruppe.

Als Meister des architektonischen Altaraufbaues wird man wohl den viel genannten Esaias Gruber aus Aeschach-Lindau betrachten dürfen, den Baumeister dieser Kirche und des Turmes, und von dem auch die Reliefs der beiden älteren Seitenaltäre im Chor herrühren; die figuralen Partien aber dürfen wohl nicht diesem Meister zugeschrieben werden, da sie doch für ein Jugendwerk desselben zu gut und zu künstlerisch ausschauen; vielmehr erscheint in diesen Schnitzwerken italienischer Einfluß unverkennbar, auf den auch die Stellung und die Beziehungen des gräflichen Bauherrn hinweisen.

St. Anton, Friedhofskirche und Friedhof von Ems

Alemania, 8. Jg., 1934

Unter den Namen von Bauten und Fluren ist kein anderer dem Emser so teuer wie der von »Santoni«, denn dort ruhen ja seine Lieben, die Vorfahren, denen er sein Leben verdankt, dort hofft auch er einmal sein Ruheplätzchen zu finden.

1934

Bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts war der Friedhof von Ems bei der Pfarrkirche, wo noch das Beinhaus daran erinnert. Erst als ein großes Sterben die Gemeinde heimsuchte, sah sich Graf Kaspar, der Neffe des hl. Karl Borromäus, veranlaßt, sowohl für die Bewohner des Tales als auch für jene der Emser Reute je einen neuen Gottesacker anzulegen. So entstand um dieselbe Zeit und aus dem nämlichen Anlaß wie in Bregenz der neue Friedhof von Ems und hier wie dort wurde die Kirche dem Pestpatron St. Sebastian geweiht.

Über die Gründung des Friedhofs vermeldet das Emser Jahrzeitbuch: *»Allß mann zallt 1607, bat der Hochwolgebornn Herr Caspar Graff zu der Hohen Embß u. Gallara etc., allß die Pfarr Embß mit sterbenden Leuffen¹ angegriffen, damit fürohin die Sepultur ausser des Dorffs und Platz an bequemblichere orthen beschehe, die zween newe Khirchböff, allß den ainen herniden sambt dessen Capell in Ehren St. Sebastians, den anderen in dem Reuti, in Ehren St. Rochi, auffbauen, und vom Herrn Weychbischoffen zu Costantz vermög der Ordnung weychen lassen. Wann (weil) dann ain jede solche Capell oder geweichtes orth vermög der Khirchen Satzungen, damit solche in khünfftigen Zeitten in ainich abgang (nicht) khomme, dotirt sein soll, allß versprechen Ire Gnaden für sich, Ire erben und nachkommen, solche von Iro erbautne baide Capellen und Khirchhöf (sovern solches die Gemaind zu Embß oder andre guethertzige Leuth nit auß guetem willen für sich selber etwaß daran zugeben gesümbt würden) zu Ewigen Zeitten in wesentlichen und bawlichen Ehren zuerhalten. – Darumben zu rechtem, stemem und wahren Underpfand Ire Gnaden den aigenthumblichen Hof und Gueth, der Groß-Weyler-Hof genandt (darauff dann gemellter Khirchhof zue St. Sebastian gebauet) sambt allen dazu gehörigen stuckben und guettern, lödig und loß, ausser daß der halbtheil dises Hofes den Embsern gebriedern gegen bestimbtem Zinß zu rechtem Erbleben verschriben, eingesetzt und hiemit verschriben haben.«*

¹ »Sterbeleuffe«, auch »sterbende Läufe«: Pest; auch »Schwarzer Tod«. (Anm. d. Hrsg.)

Der Graf nahm ferner noch auf sich, die Friedhofskapelle mit dem nötigen Wachs zur wöchentlichen Messe zu unterhalten und wegen des besagten Sterbens erklärte er sich später auch bereit, bei dem deswegen von ihm und der Gemeinde auf Mittwoch nach Ostern aufgenommenen Kreuzgang nach Fraxern alljährlich vier Pfund Wachs, zu Altarkerzen gemacht, mitzuschicken und solcher Kirche zu opfern.

»Alls man zahlt 1628, alls die Pfarr Embs abermalen mit starkben Sterbleuffen angegriffen worden, bat der Hochwolgeborn Herr Caspar Graf zue Hohen Embs u. s. w., Gott den Allmechtigen zue versehnen, und die Himmell Khönigin zur Firbitterin zue erwerben, derselben loblichen Bruderschaft² verlobt, angenommen, ... – Ferners haben Iro Gnaden wegen besagten füngangnen Sterbens auff sich genommen, bey vor disem von der Gemaind auf St. Sebastians tage aufgenommenen Creitzgang in St. Sebastians Cappell gegen Dorenbüren 4 Pfund Wachs, zu Altbar Khertzen gemacht, mit zueschickben und selbiger Cappell zue opfferen, bey Underpfand des grossen Weiler Hoffß, zue Embs gelegen.«

An die Entstehung des Friedhofs zu einer Zeit großen Sterbens erinnert auch die Überlieferung, daß man an dessen Eingang vor nicht allzu langer Zeit eine Grabsteinplatte eingemauert habe, auf der man noch lesen konnte: *»Hier ruhen 77 in einem Grab, seitdem in Ems die Pest war: Maria Frick aus dem Schwefelbad, die so manches in den Sarg getan.«*

Die ursprüngliche Friedhofskapelle mag sehr klein gewesen sein, sonst hätte wohl nicht nach kaum vier Jahrzehnten ein gräflicher Hofmeister an ihrer Stelle 1643 in 424 Tagwerken einen neuen Bau aufführen lassen, es war dies Jakob Hannibal Berna von Mailand.

Schon dessen Vater und Bruder hatten sich um die Grafen von Hohenems Verdienste erworben. Sie mögen sich als Beamte derselben in der im Mailändischen gelegenen Herrschaft Gallara bewährt oder in den Feldzügen des Grafen Hannibal ausgezeichnet haben. Um 1614 trat nun Berna in Hohenems selbst als gräflicher Beamter auf und leistete dem Geschlecht durch mehr als ein Menschenalter als Rat und Hofmeister wertvolle Dienste.

Schon 1620 schenkte ihm Graf Kaspar daher ein Gut »die Ackheren«, am Schwefelbadweg und an der Riedtgassen gelegen, und, nachdem ihm Berna 16 Jahre gedient hatte, befreit er 1630 dessen neu erbautes Haus in der Dompropstgassen nebst Garten von allen Lasten und erteilt ihm auch das Recht, sich von seinem erkauften Gute, das »Steinach« genannt, nach deutscher Adelsgewohnheit zu nennen und zu schreiben. Von da ab erscheint unser Hofmeister unter dem Namen »Jakob Hannibal Berna von Steinach«.

² Hier ist die Rosenkranz-Bruderschaft gemeint, welche 1628 in der Pfarre Hohenems eingeführt worden ist.

Diesen Ansitz sehe ich an Stelle des später Ivan Rosenthalschen Besitzes, der allein gleichzeitig sowohl dem Steinach als auch der damals als Dompropstgasse bezeichneten Christengasse angehört.³ Drei Jahre nach dem Tode des Grafen Kaspar erbaute nun sein Hofmeister die heutige Friedhofskirche. Darüber berichtet eine Inschrift daselbst:

»Der wohl Edel gestreng Herr Jacob Hannibal Berna von Stainach, ein Edelman von Maylandt gebürtig, gräfl. Hochen-Embsischer Rath, und Hoffmaister in 34. Jahr. Hat dise Kirchen Gott, und seiner lieben Muotter, Jungfraw Maria, und dem Hailigen Sebastiano zue Ehren in 53, Wercktagen mit acht Maurer von grundtaufbarwen lassen, und under daß Dach gebrach in Anno 1643, mit bewilligung, guetheissen und zue geben alß Hochwohlgebohrnen Herren Herren Jacob Hannibal Grafen zue der Hochen Embs, Gallara und Vadutz regierenden Herren so dan biß in Ano 1645, vollendet und darauf den 21. Novemberis von Ihr fürstl. Edl. Herrn Herrn Francisco Joanne von Brasperg Bischoffen zue Costantz gewihen worden welche Kirchen 2500 fl. kostet hat daran haben die Gräf. Hoch. Embsche Personen bey 700 fl. verehrt: daß Überige alles sampt einem großen Stück guots, den Gottsackeer zuerweiteren, hat obgemelter Herr Hofmaister darzuegeben und disen gegenwertigen Altar und begrabnuß für Ihn allein und seine nachkommende Manß- oder Weibs Personen und sonst niemandts anderst insonderst verordnet; wie auch wochentlich ein Meß zue lesen und alle Jahr ein Jabrtag mit 6 Priestern Ewig zu halten, vermag aufgerichter Brieff.«

So entstand also die Kirche mit dem vierseitigen, behelmtten Turm und der hölzernen Kassettendecke. Von den drei Renaissance-Altären zeigt der Hochaltar das Bild des Pestpatrons Sebastian, dessen Hintergrund uns eine Ansicht von Hohenems aus der damaligen Zeit erhalten hat. Der eine Seitenaltar zeigt den heiligen Antonius von Padua, welcher auch an die Außenseite der Kirche gemalt ist und der ganzen Flur den Namen gegeben hat.

Wahrscheinlich wurde Antonius von Padua erst durch seinen Landsmann Hannibal Berna als zweiter Patron der Friedhofskapelle eingesetzt. Ihm gegenüber tritt St. Sebastian in den Hintergrund. An den volkstümlichen heiligen Antonius wenden sich die Leute besonders, wann sie etwas verloren haben, und es ist Brauch, ihm einen neuen Besen zu opfern, wenn man Erhörung findet.

Chorgestühl und die vorderen Bänke im Schiff des Kirchleins zeigen mehrfach das Wappen Bernas, den gekrönten linksschauenden Adler, und jenes seiner Gemahlin, nebst den Anfangsbuchstaben ihrer Namen und die Jahrzahl 1643. Frau Helena Berna war wohl die Schwester des Jakob Sand-

³ Vergleiche dazu auch die Emser Chronik.

holzer, der in den dreißiger Jahren als gräflich hohenemsischer Stallmeister neben Berna im Dienste dieses Geschlechtes stand, und die Tochter des Ritters Hans Jakob Sandholzer von und zu Zunderberg, die in ihrem Wapen eine Eiche mit zwei Eicheln führen.

Hofmeister Berna hatte auch den großen Weilerhof als gräfliches Lehen inne und von diesem überläßt er einen Teil zur Erweiterung des Gottesackers, wie bereits Graf Kaspar den Grund davon genommen hatte. Nach Bernas Ableben gelangte dieser Hof an Wolfgang Erasmus Jonas von Buch, einen entfernteren Verwandten des berühmten Vizekanzlers Kaiser Ferdinands I. Wolfgang Jonas war nämlich mit Bernas Tochter, Maria Martha Berna von Steinach, vermählt. Am 15. April 1660 befreite Karl Friedrich von Hohenems diesen Hof von aller Leibeigenschaft und Abzugsgebühr; doch blieb derselbe weiterhin gräfliches Lehen.

Eine andere Tochter Bernas von Steinach, Anna Helena, war mit Pietro de Sacco, Obrister der Herrschaft Venedig, vermählt. Ein Bild mit dem hl. Philipp Neri in der Sakristei der Friedhofskirche enthält die Wapen der Familie und meldet, daß dieser Familie am 6. Juli 1652 *»ein junges Kind, namens Johann Petro, in Gott verschieden. So ein Engel Gott für uns bitten wolle. Amen.«*

»Im Jahre 1647 stiftete der Hochwohlgeborne Herr Jakob Hannibal Berna v. Steinach, gräfl. Hohenemsischer Rath und Hofmeister, und seine Gemablin Frau Helena geborne Sandholzer v. Zunderberg, einen Ewigen Jahrtag bey St. Sebastian und Anthony, welcher im May mit 2 Ämtern und 4 hl. Meßen gehalten werden soll. Dieser Jak. Hannibal Berna war ein besonderer Gutthäter der Frühmeßfründ in Hohenems, und vereinigte auch diese Jahrtagsstiftung mit derselben.«⁴

1803 wurde der Frühmesser von der Applikation der Sonntagsmesse sowie vom Gang nach St. Anton enthoben, sodaß er anstatt der Wochenmesse nur noch eine Monatsmesse in der Pfarrkirche zu lesen hat.

Dem Grafen Kaspar, seinem Sohn und Enkel, hatte Berna von Steinach schon gedient, als ein Gewittersturm über seine Beamtenlaufbahn hereinbrach und den Grafen Karl Friedrich veranlaßte, aus Ursachen, die er später *»aus Schonung für diesen verschweigt«*, alle von seinem Großvater an ihn verliehenen Freiheiten wieder zu kassieren. – Eine alte Überlieferung, die sich im oberen Weiler erhalten hat, weiß nun zu melden, der Erbauer des Fußeneggerschen Hauses habe einmal dem Geistlichen während der Predigt auf die Kanzel zugerufen. Zur Sühne habe er dann die Friedhofskirche erbaut. Vielleicht weist diese mehr als zweihundertjährige Tradition auf den Zwischenfall hin, der das Ansehen und Alter des

⁴ Stiftungs- und Jahrzeitbuch.

zweiten Gründers von St. Anton nicht wenig betrübt haben mag. Noch heute ist über dem Eingang des betreffenden Gebäudes das Wappen Bernas und seiner Gattin sowie die Jahreszahl 1645 zu sehen.

Dieser entwürdigende Zustand kann jedoch für Berna höchstens einige Jahre gedauert haben. Graf Karl Friedrich, ein nicht selten vorschnell handelnder Herr, trat seine Herrschaft erst 1646 an und bereits am 5. Juli 1650 setzte er auf Fürbitte geistlicher und weltlicher Personen seinen Hofmeister wieder in die alten Freiheiten ein.

Ein größeres Gemälde über dem Grabe Hannibal Bernas hat uns sein und seiner Gemahlin Bild in guter Ausführung erhalten.

Der Altar auf der Frauenseite der Kirche mit dem Bild des hl. Antonius wurde von den damaligen Geistlichen als Begräbnisstätte für sich ausersehen; eine Inschrift an der Wand vermeldet darüber: »Der Ehrwürdig Edel Hochgelerth Herr Johann Heinrich Kurtz von Senfftenow, M. Artium, Pfarrherr Albie 20, Jahr, Herr M. Georius Hemmerle Hoffcaplon 3, Jar, Herr Hanns Ellensohn Pfarrbelfer



Kapelle
St. Anton
(Postkarte)

40, Jahr, Herr Jacob Ellensohn Friemesscaplon 30 Jahr, haben die Ehrwürdige Priesterschaft disen gegenwürdigen Altar und begrebnus auf ihren Aigenen Costen für sich und ein nachkommende Priesterschaft Machen und Aufrichten lassen Im Jahr 1647.« Darüber stellt ein großes Gemälde in guten Bildnissen vier fast lebensgroße Priestergestalten dar, über ihnen Christus am Kreuz.

Unter diesen Gestalten erkennen wir den ausgezeichneten Seelsorger Pfarrer Kurz, der früher Pfarrer in Montlingen war. Schon damals hielt er 1624 eine Predigt zu Ems, die dortselbst im Druck erschien und den langen Titel trug: »Jahrzeit Predig bei dem gestiften Hohenembsischen großen Jahrzeittag in der Pfarrkirchen zu Embs, gehalten den 2. Jannuarii anno 1624 durch den edlen Wohlgelehrten Herrn Hanns Heinrichen Kurtzen von Senfftenow, der freien Künsten Magister und Pfarrherr zu Montigel.– Gedruckt im gräflichen Markt Embs bei Bartholme Schnell.«

Schon im ersten Jahr seiner Wirksamkeit in Hohenems, 1628, brach hier wieder eine pestartige Seuche aus. Auch zur Zeit der neuen Errichtung der Friedhofskirche war er hier Pfarrer und beim Tode des Grafen Kaspar 1640 hielt er die Trauerrede, die ebenfalls in Ems unter dem Titel »Leich- und Trostpredig« erschien. Das letztmal erscheint Pfarrer Kurz im Matrikenbuch als Taufender 1661.

Bis zum nämlichen Jahr lebte hier als Pfarrhelfer Hanns Ellensohn, der in Hohenems von 1607 an, also seit der ersten Errichtung des Kirchhofes, wirkte.

Auf einem in die innere Kirchenwand eingemauerten Grabmal aus schwarzem Marmor bemerken wir in Relief die Wappen der Heidenheim aus Schwaben, umgeben von den Wappen der Schenk von Castell, Reichlin von Meldegg, Hallwill und Heidenheim. Sie sollen die Abkunft des hier ruhenden Dekans Franz Christoph von Heidenheim, der 1680 starb, erkennen lassen. Die Inschrift darunter besagt:

»Justus, si morte praeoccupatus fuerit, in refrigerio erit. Sap. IV. – Quod Precatur moesia familia. Reverendissimo ac praenobili Domino Domino Franc. Christoph. ab Haidenhaimb, Cathed. Ecclesiarum Eystett. et Constantiensis respective Decano nec non R-morum ac Illmorum Princ. Eystett – et Constantiensis consiliario intimo plusquam Deo anatis Eystetten sinim plusquam XX an., Constantiensi vero III annis laudabilissime praefuit, tandem LII aetatis suae anno, ad thermas Fabarienses Dum abiit, obiit, subitanea morte praeventus in Hohenembs IV. augusti anno MDCLXXX.«

Der Altar auf der Männerseite stellt im Gemälde dar, wie Joachim und Anna ihre Tochter Maria in den Tempel bringen. Zwei auf dem Bilde angebrachte Wappen mögen an die Familie der Stifter erinnern.

Die Jahrzahl 1694 auf dem Gemälde spricht vielleicht dafür, daß die beiden Seitenaltarbilder mit der Einführung der St.-Antonius-Bruderschaft in dieser Kirche in Verbindung stehen; denn diese erfolgte 1696 und im alten Bruderschaftsbüchlein steht über ihre Errichtung:

»Im Jahre nach Christi Geburt 1696 den 11. März am ersten Sonntag in der Fasten hat sich unter dem Titel 'Schutz und Schirm des hl. Antonius von Padua' in der Fialkirche des hl. Sebastian, Pfarre Ems, eine lobwürdige Bruderschaft erhoben, vorderist zu Lob und Ehre Gottes, der reinsten Jungfrau Maria, des hl. Antonius v. Padua und des ganzen himmlischen Heeres ...«

Diese Bruder- und Schwesternschaft zerfällt in zwei Klassen von Mitgliedern, wovon die eine die Zahl Hundert nicht überschreiten soll. Diese Hundert verbinden sich dazu, für jedes verstorbene Mitglied eine Messe lesen zu lassen. Als ein Zeugnis vertrauensvoller Verehrung des hl. Antonius mag auch das Motivbild in der Sakristei gelten,⁵ dessen Inschrift erzählt:

»Anno 1702 ist Sima Ama in ablösung einer Danen (d. i. Tanne) ein Fuß zwüschendt dem Gipfel komen, ist durch die Hilf Gottes wider ledig word. Anno 1705 ist er under ein alte Dana komen, ist auch durch ermelte Hilf widerum Ledig worden. Anno 1709 ist auf den Tungstein ihm 2 Rosß sampt ein groß Holtz

⁵ Diese Motivtafel befindet sich heute rechts neben dem Hochaltar über dem Chorgestühl. (Anm. d. Hrsg.)

über den weg in ein tobel heinander geschlipft, in diser größten Leib- und Lebensgefahr hat er allzeit die Heilf Gottes gesucht, auch der aller Heiligsten Jungfrew Maria und deß H. Antoni von Padua ist er sambt den Rossen unvorletzt erhalten worden. Gott sei gedanckbt. Amen.»

Unter dieser Schrift ist die Familie des Stifters kniend in der Weise dargestellt, daß auf der einen Seite Sima Ama und seine Söhne Michl, Joseph, Johannes und Antoni wohl nach dem Alter kleiner gemalt sind, während auf der anderen Seite seine Gattin A. F. mit drei verstorbenen Wickelkindern zu erkennen ist. Hinter ihnen knien die Töchter Anna und Kathrina.

Über Schrift und Personen ist der heilige Antonius mit der Muttergottes und dem Jesukinde dargestellt. Der Hintergrund läßt das Schloß Altens deutlich erkennen, zu dessen Rechten das Berggebiet von Tugstein sich ausbreitet, wo die in der Aufschrift erzählten Ereignisse nebeneinander gezeigt werden.

Neben diesem Bild befindet sich in der Sakristei ein Gemälde, das Ereignisse aus dem Leben des heiligen Franz von Assisi darstellen dürfte und von einer Frau Maria Jegerin 1681 gewidmet worden sein mag.

An der nördlichen Außenseite der Kirche sind noch einige Grabmäler aus vergänglichem Sandstein, deren Inschriften bereits heute ganz oder teilweise unleserlich geworden sind, obwohl sie bemerkenswert genug sind, der Vergangenheit entrissen zu werden. So befindet sich gleich in der Nische an der Ecke der Kirche ein Grabmal, das noch ein Löwenwappen und das Sandholzer-Eichenwappen erkennen läßt. Soweit die Schrift gegenwärtig noch zu entziffern ist, dürfte hier ein Christoph begraben sein, der *»den 7. September 1629 verschieden ... Engel Gottes bit für ...«* Meines Erachtens steht diese Inschrift mit der Stiftung der Kirche oder der Erinnerung an die Pestzeit in Verbindung. Handelt es sich etwa bei der Sage von dem oben erwähnten aufgefundenen Grabstein mit der Erinnerung an die Pest um diese Sandsteinplatte? Vielleicht weiß noch jemand den Inhalt der erloschenen Inschrift.

Weiter oben wurde ein Grabmal mit Wappen *»zum Frommen und verdienten Gedächtnis des bw. Herrn Job. Viktor Hollenstein, Pfarrhelfer dabier«* errichtet, der am 22. April 1797 starb. – In seiner Nähe erinnert ein anderes Grab an den pflichteifrigen Pfarrer Josef Fetz, geboren in Schwarzenberg am 17. April 1751, gestorben am 12. Juni 1832 im Alter von 81 Jahren. Er hat sich um den Neubau der Pfarrkirche 1796 bis 1806 sehr verdient gemacht und noch zu meinen Jugendzeiten wußten alte Leute viel von ihm zu erzählen.

Genau die gleiche Zahl an Lebensjahren erreichte sein Nachfolger Pfarrer Franz Xaver Höfel, ein gebürtiger Hohenemser, gestorben 1867,

während der diesem folgende Pfarrherr Franz Amor im 80. Lebensjahre 1894 aus dem Leben schied, sodaß die Gemeinde Hohenems in einer Zeit von rund 110 Jahren nur drei Pfarrer besaß. Auch die beiden letzteren sind an der Außenseite der Friedhofskirche beigesetzt.

Eine nicht mehr völlig lesbare Inschrift mit Wappen lautete nach Mitteilung von Gießereibesitzer Seewald ursprünglich: »Hier ruht Herr Franz Xaver Seewald, gewesener gräflicher herrschaftlicher Amtsschreiber, Rentmeister, Oberamtmann und Landrichter von Hohenems 58 Jahre.« – Der andere Stein wurde gesetzt zum frommen Andenken der »Frau Aloisia Seewald geb. Wenzler v. Langenstein und Langenhahn, geb. Februar 1756, gest. 1805.«

Seewald war seit 30. Dezember 1799 auch Postmeister dahier. Sein Nachfolger scheint sein Tochtermann Johann Baptist Streicher geworden zu sein, dessen Anstellung als Postmeister am 20. August 1807 erfolgte. Auch von ihm meldet noch heute ein ehrendes Grabmal:

»Dem Manne geraden Sinnes, redlichen Herzens, dem gottesfürchtigen Hausvater Job. Bapt. Streicher, geb. 29. April 1753, gest. 2. Nov. 1822, und der geliebten Tochter Josepha Streicher, geb. 2. Nov. 1786, in der Blüte der Jahre unverehelicht gestorben, den 26. Dez. 1809, setzten dieses Denkmal der Liebe die hinterlassene Gattin und Kinder.«

Das daneben befindliche Grabmal der Gattin Anna Streicher trägt das Wappen der Lorünser von Bürs mit der Aufschrift: *»Hier ruht die wohlgeb. Frau Anna Streicher, geb. Lorinser, geb. den 4. Nov. 1754, gest. 25. Jan. 1835.«*

Infolge seiner Anhänglichkeit an das Haus Österreich soll obgenannter Baptist Streicher wiederholt in Gefahr gestanden haben, von französischen Truppen erschossen zu werden und, als einmal der Gemeinde eine uneinbringliche Brandschatzung auferlegt worden sei, habe Landammann Streicher durch seine Bürgschaft diesen Betrag aufgebracht. Seine Familie habe er damals in die Schweiz in Sicherheit gebracht.

Schon Vater und Großvater des genannten Landammanns waren in Hohenems als Ärzte angesehen. Chirurg und Landammann Josef Streicher erreichte ein Alter von mehr als 92 Jahren und besaß das unter der Pfarrhelferei befindliche später Rosenthalsche Haus und Gut. Sein Sohn Dr. Franz Karl Streicher war mit einer Rederer von Feldkirch vermählt, aus welcher Familie auch die Mutter des Dichters Hermann von Gilm stammt.

Eine Tochter des obgenannten Baptist Streicher war mit dem wackeren Johann Georg Berreutter vermählt und wurde die Großmutter des Karthographen und Prähistorikers Dr. Ritter von Wieser in Innsbruck.

Dieser machte mich seinerzeit auf ein Gemälde seiner Vorfahren aufmerksam, das sich einst auf dem Friedhof von St. Anton befand.

Das Bild aus der Hand des heimischen Kunstmalers Johann Mathias Jehly-Bludenz stellt den Tod des hl. Joseph dar. Darunter knien die Ärzte Josef und Karl Streicher, ihnen gegenüber die Gattin und Agatha, wohl die Tochter des ersteren, die um 1795 noch am Leben war. Ein auf dem Bild befindliches Gedicht besagt:

*Hier ruht Herr Joseph Streicher Landammann,
Ein Kirurg, Ehr und Tugend voller Mann,
Der mit Maria Aemin, seiner Gath,
zwey und sechzig Jahr durchlebet hat.
Zwelf Tag, drey Monat, zwey und neünzig Jahr
bracht' er seinem Schöpfer verdienstvoll dar;
damit ihm dort ewig die himmlisch Kron,
Hier des Encklen Angedenken sei zum Lohn.
den 26. May 1795.*

Die heutigen Arkaden des Friedhofes wurden in der Hauptsache um 1890 erstellt, ihr westlicher Trakt aber erst später angebaut. Der frühere Friedhof war bis zum Bau der Arkaden klein und unregelmäßig angelegt. Durch Verlegung der Mauern wären Leichen außerhalb desselben zu liegen gekommen. Sie wurden dann aber in ein gemeinsames Grab auf dem Friedhof beigesetzt. Auf der oberen Seite mußte das Erdreich stellenweise einen halben Meter tief abgegraben und das Material auf die tiefere Seite geschafft werden.

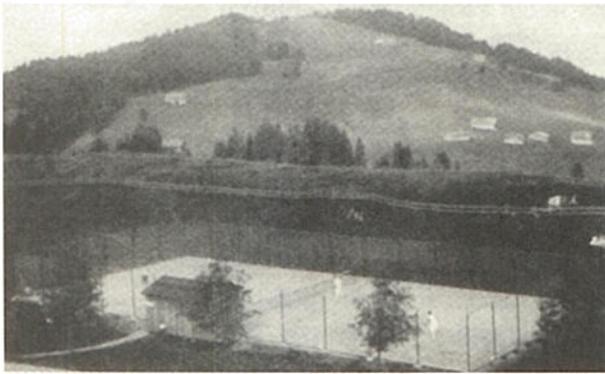
Vom romantischen Kranz naher und ferner Berge, von ehrwürdigen Erinnerungen alter Geschlechter und von sinniger Sage umrankt, erfreut sich der Friedhof von St. Anton heute guter Instandhaltung und ist auch bereits mit schönen Grabdenkmälern geziert. In edlem Wetteifer bemühen sich auch die Emser, die Gräber ihrer Lieben zu ehren und durch öfteren Friedhofbesuch ihre Dankbarkeit gegenüber den teuren Toten zu bekunden.

Über den Namen Dornbirn

Feierabend, 16. Jg., 1934, 24. Folge

1934 Die erste Frage, die sich dem Geschichtsforscher aufdrängt, wenn er sich mit dem Werden und der Entwicklung einer Ortschaft befaßt, ist die nach dem Ursprung des Namens, wie dieser entstanden und was er bedeute. Das hat auch seine volle Berechtigung, denn noch heute geben die althergebrachten Namen unserer heimischen Orte und Fluren Aufschluß über ihre Besiedlung. Sie erzählen von Feldbau und Wirtschaftsleben unserer Ahnen, gewähren Einblick in die früheren Besitzverhältnisse, Sitten und Gebräuche unserer Urväter. Der Name zeigt oft, wie der Ort, den unsere Vorfahren besiedelten, in altersfernen Tagen beschaffen war und nicht selten sagt er uns noch wie jener hieß, der beim Entstehen der Siedlung Pate gestanden.

Auch über den Namen Dornbirn ist schon viel hin- und hergedeutet worden. In seiner heutigen Form besteht er aus den Silben »Dorn« und »birn«. Es war daher am einfachsten, die erste von »Dorn« und die zwei-



te von »Birne« abzuleiten. Das waren daher auch die ersten Versuche der Erklärung des Namens dieser Stadt und in Erinnerung an das Entstehen Dornbirns in des Wortes historischer Bedeutung, wurde auch seinerzeit ein Dornstrauch in seinem Wappen geführt, wie ihn die Emser Chronik noch festgehalten hat. Das neue Wappen dagegen zeigt in

Der Anlehnung an die zweite Silbe des Namens den fruchttragenden Birn-
Gaißkopf baum, der dem Ort in der Mitte des 17. Jahrhunderts verliehen wurde.
vom Deutungen des Namens etwa als Niederlassung im Dornestrüppe,
Bödele »Dornenwohnung«, »Dornenniederung« werden heute wenig mehr an-
aus erkannt, wie etwa die Ableitung des Namens aus den Worten »dürr« oder
»Turn«. Die zuverlässigste Erklärung des Namens Dornbirn stammt mei-
nes Erachtens von Zösmair. Sie hat besonders durch die eingehende Stu-
die Winsauers ein gediegenes Fundament erhalten. Seine zusammenfas-
sende Darstellung der Entwicklung des Namens Dornbirn führt zum Er-
gebnis, daß dieser das Büren eines germanischen Torro bezeichne.

Nun hat im neuesten Heft des Bodenseegeschichtsvereines der Geologe Stephan Müller, der auch ein findiger Historiker ist, eine ausführliche Abhandlung über den Drusentalgau im churrätischen Reichsurbar¹ veröffentlicht und dabei auch der Erklärung des Namens Dornbirn einen Abschnitt gewidmet, der mehr als Ergänzung denn als Widerlegung von Winsauers Arbeit aufgefaßt sein will, denn während dieser die Ansicht vertritt, daß zwischen dem romanischen Namen von Dornbirn und der alemannischen Neuschöpfung keine Verbindung bestehe, steht Müller dafür ein, daß bei aller inhaltlichen Verschiedenheit sprachlicher Gleichklang sie verbinde und aus dem rätischen Torempuire ein deutsches Torrinquirron geworden sei.



Auf der
Alpe

Müller geht davon aus, daß wenn Dornbirn eine romanische Siedlung gewesen sei, stamme auch der Name aus dem rätoromanischen Sprachschatz, daher wendet er sich zuerst der Untersuchung zu, ob Dornbirn eine romanische Siedlung sei. Dabei legt er besonderen Wert darauf, daß in Dornbirn St. Martin, Bischof von Tours, als Kirchenpatron erscheint. Dieser sei ein ausgesprochen romanischer Heiliger, in dem Sinne nämlich, daß er besonders von den Romanen verehrt und als Schutzpatron gewählt worden wäre.

Den Alemannen der fränkischen und karolingischen Zeit hätten andere Vorbilder wie St. Michael, St. Georg, St. Othmar (?), St. Ulrich (?) und andere näher gelegen. Sankt Martin als Kirchenpatron von Dornbirn mache es also wahrscheinlich, daß Romanen diese Kirche erbauten und demnach wohl auch in der Mehrzahl die Siedlung gegründet hätten.

In diesem Falle ist jedoch die kirchenpatroziengeschichtliche Arbeit Farners, der Müller hier folgt, nicht ohne Widerspruch geblieben und St. Martin hat mehr als Volksheiliger der Franken, als der mächtige Schutzherr ihrer Heere zu gelten, welche die Frankenherrschaft und das Christentum unter den Deutschen verbreitet haben. So kam auch der Martinskult in unsere Gegend, und man darf auch hier in den alten Martinskirchen die Spuren der fränkischen Herrschaft erkennen. Der Heilige wird fast zum Sinnbild für den Übergang des Schwerpunktes von den Ro-

¹ Urbar: Systematische Güter- und Abgabenverzeichnisse, insbesondere aus Grundbesitz. (*Anm. d. Hrsg.*)

manen zu den Germanen, und so dürfte dieses Patrozinium auch in Dornbirn aufgefaßt werden.

Ohne Zweifel war Dornbirn schon vor der germanischen Einwanderung besiedelt, wie es auch schon vor den romanischen Eroberern nicht unbewohnt war. Aber früh drangen die Alemannen bis Dornbirn vor, und dieser Ort mag lange einen südlichen Markstein zwischen Romanen und Germanen gebildet haben, in dessen Süden eine breite, fast unbewohnte Zone, das »Walenmahd«, die Germanen von den Rätoromanen getrennt hat.

Müller sucht das im Zusammenhang mit Dornbirn genannte Chostancineswilare in der näheren Umgebung von Dornbirn und da dieses nach einem Romanen benannt ist, spräche es auch dafür, daß in Dornbirn noch lange Romanen lebten. Im Namen Zanzenberg glaubt Müller das ursprüngliche Chostancineswilare wieder zu finden, das über »zanzineswilare« zum heutigen Namen gekommen wäre.

Früher hat man diesen Weilernamen auch bei Lustenau gesucht. Mir scheint beides nicht so zweckmäßig wie die Erklärung des Weilernamens für Hohenems. Denn wenn hier um 900 eine bescheidene Siedlung war, kann sie noch romanisch gewesen sein. Daß nur ein Teil des Weilernamens erhalten blieb, findet man bei Weilerorten nicht selten, der erste Teil wäre in diesem Falle weggelassen worden und der zweite lebt im »Weiler« in der Ortschaft Hohenems noch heute fort. Dafür daß Konstantinsweiler eher in Ems als in Dornbirn oder Lustenau zu suchen ist, spricht neben dem romanischen Namen auch noch der Umstand, daß man in den anderen Fällen schon die Namen der bedeutenden Ortschaften selbst gewählt hätte.

Blick
vom
Bödele
in den
Bregenzer-
wald



Zur Erklärung des Namens Dornbirn zieht Müller, wie es auch andere schon getan haben, den von Bürs, 830 Puire, 949 Piture, heran. Das i wurde in diesem Namen genau so umgestellt, wie es die beiden ältesten Urkunden für den Namen Dornbirn dartun, das 895 als Torrinquirron und 957 als Thorrenbiura erscheint.



Alpenhotel
Bödele

In diesem gleichartigen und gleichzeitigen Mitmachen der zweiten i-Umstellung sieht Müller einen wertvollen Beweis dafür, daß in beiden Silben dasselbe Wort stecke und dann auch, daß dieses Wort rätoromanischen Ursprungs sei.

Das Wort Purie gilt Müller als ein Torso, der auf ein purium oder puria zurückginge. Schon Leuprecht hat dem alten Namen von Bürs das gräkolateinische² emporium oder emporia zugrundegelegt. Im heutigen Rätoromanischen heißt das ampuir (die Schreibweise mit u statt mit o ist im Rätoromanischen nicht selten). Da auch e und i hier ziemlich gleich gesprochen würden, wäre die Verwechslung der Anfangssilbe »em« mit der Präposition »im« oder »in« sehr naheliegend und der Abfall der Silbe leicht erklärlich.

Emporium aber heißt »Handelsplatz«, »Markt«, wie der erste Dornbirner Bezirk noch heute heißt. Darin sieht Müller einen Beweis, daß er auf der richtigen Fährte sei, da er eine einfache Übersetzung des romanischen Grundwortes gefunden habe.

Ist aber »Torrinquirron« ein romanisches Wort, dann trennt Müller die beiden Wortstämme als »torr« und »impuirron«. Torr leitet er dann vom lateinischen taurus (span. toro) Rind, Stier ab. Lateinisch tauremporium, rätisch torempuire wäre dann am besten als Viehmarkt zu übersetzen, eine Namensklärung, die der alten, freien Bauernsiedlung Dornbirn gewiß recht sympathisch wäre. Dornbirns Märkte sind ein Ergebnis seiner geographischen Lage und wirtschaftlichen Verhältnisse und »aus dieser Forderung der Wirtschaftsgeographie unseres Landes heraus ist Dornbirn auch entstanden und benannt worden«.

² Gräko-lateinisch: griechisch-lateinisch. (*Anm. d. Hrsg.*)

Wie Dornbirn zu seinen Schutzheiligen kam

Feierabend, 13. Jg., 1931, 46. Folge

1931 Seitdem man erkannt hat, daß es keine Zufälligkeit ist, wenn diese oder jene Kirche den oder jenen Schutzheiligen hat, ist durch die Patrozinienforschung schon manche Frage aus der Siedlungs- und Kulturgeschichte geklärt worden.

Wie es nun bekannte Gründe hat, daß z. B. die Bregenzer gerade den hl. Gallus oder die Emser den hl. Karl Borromäus als ihre Schutzpatrone verehren, so ist es auch nicht nur von ungefähr gekommen, daß Lustenau die Apostelfürsten Peter und Paul oder Dornbirn den heiligen Martin als Kirchenpatron hat.

Der heilige Martin, der am 8. November 397 als Bischof von Tours gestorben ist, war der Volkshelige der Franken und der mächtige Schutzherr der fränkischen Heere, welche die Frankenherrschaft und mit ihr das katholische Christentum unter den Deutschen verbreitet haben. So kam der Martinskult mit der fränkischen Herrschaft in unsere Gegend, wo man mit den Martinskirchen den Spuren der fränkischen Herrschaft folgen zu können vermeint.

St. Martin wird fast zum Sinnbild für den Übergang des Schwerpunktes von den Romanen zu den Germanen, vorab den Franken, denen die schwierige Aufgabe zufiel, das Erbe der antiken Kultur den Deutschen zu bringen. Da sich aber unter diesen Gütern in erster Linie die christliche Lehre befand, ging gleichzeitig auch eine Germanisierung in der Kirche vor sich, und in hartem Kampf der heidnischen Ideenkreise mit der christlichen Weltanschauung entstand eine Annäherung der römischen Auffassung an die germanische Welt, die vor allem auch dem Bildungsstand der Naturkinder Rechnung trug.

Der Mann, der an diesem Bekehrungsvorgang besonderen Anteil genommen hat, ist der ritterliche Krieger, Mönch und spätere Bischof Martin von Tours. In seiner Verehrung spiegelt sich auch dieser köstlich naive Wunderglaube des frühmittelalterlichen Menschen, der in einem förmlichen Abwägen des göttlichen Gnadenstoffes zum Ausdrucke kommt.

Als z. B. Chlodwig vor einer Schlacht sein Pferd dem hl. Martin weihte, gab er es getreu dem Versprechen nach dem Siege nach Tours. Doch dies gereute ihn bald, aber hundert Goldstücke, die er für das Tier bot,

waren St. Martin zu wenig und erst als der König noch hundert dazugelegt hatte, bewegte sich das Pferd von der Stelle. Da sagte nun der merowingische Herrscher: »St. Martin leistet zwar gute Hilfe, aber er läßt sich teuer bezahlen!«

War nun St. Martin für den fränkischen Staat und die fränkische Kirche das Losungswort, unter dem die Heere ins Feld und die Missionäre zu den Alemannen kamen, dann sind auch die alten Martinskirchen meist in der Zeit der Merowingerkönige ins Leben getreten. Erst die Martinskirchen und -kapellen des späteren Mittelalters verdanken ihren Ursprung der allgemeinen Verehrung des Heiligen als Viehpatron.

Nachdem in Dornbirn sehr früh eine Kirche stand, macht es gerade ihr Patron wahrscheinlich, daß ihre Anfänge bereits in die Zeit zurückführen, da noch die Bekehrungstätigkeit der fränkischen Missionäre mit der Unterwerfung unter das Frankenreich Hand in Hand ging, und hier wie anderswo weist dann das St.-Martin-Patrozinium auf die Tatsache hin, daß die vom Frankenreich ausgehenden Glaubensboten an der Christianisierung unserer Heimat bedeutenden Anteil gehabt haben müssen.

Daß Martinskirchen den Verlauf der Römerstraßen verraten, wird nach neueren Forschungen nicht mehr so allgemein bestätigt, dagegen konnte einst, sofern die Auslegung des Namens Zanzenberg als St.-Zeno-Berg richtig ist, eine Kapelle oder ein Bildstock an den hl. Zeno erinnern, der auf die engen kirchlichen Beziehungen mit Italien hinweist. Denn wir haben es hier offenbar mit dem hl. Zeno aus Afrika zu tun, der im Jahre 362 Bischof von Verona wurde und 380 starb. Wie es auch hier zutreffen würde, standen St.-Zeno-Heiligtümer gern auf bachumbrausten Bergeshöhen.

Eine andere Dornbirner Flur, die bereits im Mittelalter hervortritt und 1489 neben des Schriebers Weingarten und der Richenow Rebwachs am Fallenberg lag, hieß im »Guten Beth«. Wenn es sich nun hier nicht um eine einfache Bezeichnung des Bodens als besonders ertragfähig handeln würde, möchte man versucht sein, auf dieser Flur einst einen Bildstock der guten Betha oder Gutenbeth anzunehmen. Die unter diesem Namen bekannte Elisabeth Achler war 1386 zu Waldsee geboren und in das 1230 gegründete Frauenkloster zu Reute eingetreten, wo die Nonne zwölf Jahre lang weder Speise noch Schlaf benötigt habe und 1420 im Rufe der Heiligkeit und Wunderkraft starb. Bald strömte eine Menge Wallfahrer aus dem weiten Umkreis zu ihrem Grabe.

Im Stiftsbrief der Oberdorfer Kapelle vom Jahre 1471 erklären die Brüder Hans und Jakob von Ems, daß sie »wichen lassen haben, nämlich den mittlen Altar in der Ere unser lieben Frawen sant Marien und der lieben Heiligen und Himmelfürsten sant Sebastians und sant Jobanns des Tuffers, item den

Altar zu der rechten Hand in der Ere sant Anthonien und sant Barbaren, der Junckfrawen, und den Altar zu der linggen Hand in der Ere des hailigen Zwelfpoten¹, sant Jakobs des Mern und sant Marien Madalenen.«

Die hier genannten Schutzheiligen wollen wir nun der Reihe nach kurz betrachten: Maria geweihte Kirchen sind überall zahlreich, aber da der Kult der Gottesmutter nicht nur eine Blüte erlebt hat, sind Marienkirchen sowohl in alter als in neuer Zeit erbaut worden. Auch in Dornbirn sind außer den Kirchen in Oberdorf und Haselstauden die Kapellen in Watzenegg, Kehlegg, im Hauat und in Winsau zu Marien Ehren erbaut. Die jüngste Kapelle ist die bei der Kapuzinerkirche. Ihr Hauptpatron jedoch ist St. Josef, der als Schutzheiliger erst in der Neuzeit in Aufnahme kam.

Der Kult des heiligen Sebastian ist, obwohl er als altrömischer Heiliger unter Diokletian den Märtyrertod erlitt, erst im späteren Mittelalter von Frankreich her, vor allem als Pestpatron, in unsere Gegend gekommen. Im Kanton St. Gallen sind Sebastianskirchen freilich schon für das 11. Jahrhundert belegt, im Bündnerlande dagegen tauchen sie erst seit dem Ende des 13., meist aber im 15. bis 17. Jahrhundert aus dem Dunkel der Geschichte ans Licht. Auch in Dornbirn dürfte St. Sebastian seine Wahl der Hoffnung auf seine Hilfe gegen die öfter wütende Pestilenz verdanken.

Johannes der Täufer gehört zu den ältesten und allgemein verehrten Schutzheiligen und wie bei allen alten Heiligen sind auch bei ihm heidnische Bestandteile in seine Verehrung übergegangen. Bezeichnenderweise fällt schon sein Fest in die Sonnenwende; das Sonnwendfeuer brannte in der christlichen Zeit als Johannisfeuer ebenfalls weiter. Die Kirche selbst hat diesen Brauch nachweisbar auch gefördert, wiewohl das Feuer einst entzündet wurde, um die Kräfte der Sonne für die reifende Frucht zu gewinnen und das Vieh vor den seuchenbringenden Dämonen zu schützen.

Durch innige Verbindung der alten Johannisverehrung mit uraltem Brauchtum war die Volkstümlichkeit dieses Heiligen für alle Zeiten gesichert, und als später dann der Johanniterorden diesen Heiligen auch zu seinem Patron auserkor, breitete sich eine neue Welle von Täuferkirchen über die Lande. Da dieser Orden die Krankenpflege ausgeübt hat, wurde der heilige Johannes besonders auch als Schutzheiliger von Spitalkirchen gerne gewählt.

¹ Zwelfpoten, Zwölfpoten: genannt »Apostelteilung« (15. Juli, heute nicht mehr üblich). Zum Andenken an den Tag, an dem die Apostel sich in die ihnen durch das Los zugefallenen Missionsgebiete zerstreuten. Man empfahl bei der früheren Kindersterblichkeit Neugeborenen einen Namen der »Zwölfpoten« zu geben, um sie am Leben zu erhalten. (*Anm. d. Hrsg.*)

Der Kult Antonius des Einsiedlers scheint ähnlich wie jener des hl. Sebastian erst spät aus dem Westen bei uns Verbreitung gefunden zu haben, da die Reliquien dieses heiligen Abtes um das Jahr 1000 nach Saint Didier de la Motte kamen, wo der Orden der Antoniter entstand. In Dornbirn wurde Antonius um die nämliche Zeit unter die Mitpatrone der Oberdorfer Kapelle erwählt, als auch in Bünden an verschiedenen Orten ihm geweihte Kirchen entstanden.

Dem bekannteren Antonius von Padua ist ein Altar in der Kapuzinerkirche geweiht. Dieser Heilige starb um 1231. Im Laufe der Zeit rankten sich immer neue Züge um diese volkstümliche Heiligengestalt, bis die reiche Legende des großen Wundermannes nach Jahrhunderten endlich abgeschlossen vorliegt. Ein anderer Altar der Kapuzinerkirche ist dem hl. Franziskus geweiht.

Die hl. Barbara, die schon um 236 in Nikomedien den Märtyrertod erlitten hatte und unter die 14 Nothelfer gezählt wird, ist heute besonders als Patronin derjenigen auserwählt, die mit Sprengstoffen umzugehen haben, und es ist möglich, daß bei ihrer Wahl im alten Dornbirn die enge Beziehung der Bevölkerung zum Kriegsleben der Landsknechte, das um die Zeit der Errichtung der Oberdorfer Kapelle seinen Aufschwung nahm, mitgewirkt hat. Jedenfalls hatten die Emser, welche als Erbauer der Kirche erscheinen, schon damals mit dem Kriegswesen nicht wenig zu schaffen. Da aber auch ein Bergwerk in Dornbirn war, könnte die Patronin der Bergleute deshalb gewählt worden sein.

Der Altar zu der linken Hand war »in der Ere des hailigen Zwelfpoten, sant Jakobs des Mern«, also Sankt Jakob des Größeren und »sant Marien Magdalenen« errichtet. Die Verehrung des hl. Jakobus hängt mit der Wallfahrt nach Santiago de Compostela in Spanien zusammen. St. Jakobus soll nach der Legende als Gründer der spanischen Kirche dort den Märtyrertod erlitten haben. Die Quellen wissen davon freilich erst um die Zeit der Auffindung des heiligen Leibes zu berichten. Aber auch Notker der Stammler hält nur die Reliquien für echt, die zur Zeit Ludwigs des Frommen nach üblicher Art durch wunderbare Zeichen aufgefunden wurden, worauf sein Grab bald schon neben Rom und Jerusalem zum berühmtesten Wallfahrtsort der Christenheit und zum Nationalheiligtum der Spanier wurde. St. Jakob war nun der große Schlachtenhelfer der spanischen Heere im Kampf gegen die Ungläubigen und wie er 844 als ein zweiter Wodan siegverheißend auf weißem Roß und in strahlendem Gewande erschien, so half er später noch oft den christlichen Heeren.

Außerhalb der Iberischen Halbinsel wurde St. Jakob besonders als Pilgerpatron verehrt, weshalb mit Vorliebe Kirchen an Straßen und Gebirgsübergängen unter seinen Schutz gestellt wurden. So verdankt auch

die Kirche zu St. Jakob ihr Entstehen dem seit dem 13. Jahrhundert stärker einsetzenden Verkehr über den Arlberg. Sechs Jahre vorher ist dem Heiligen auch in Maienfeld ein Altar geweiht worden.

Maria Magdalena, die auch im benachbarten Ebnit als Kirchenpatronin auftritt, ist die letzte, welche in der Gründung der Oberdorfer Kirche als Schutzheilige aufscheint.

Das Hatlerdorf gelangte erst verhältnismäßig spät zu einiger Bedeutung und eigener Kirche: Früher war auf dem anderen Ufer der Ach nur Mühlebach dichter bewohnt. Seinen Namen hat Hatlerdorf wohl von einem Hatto erhalten, wie der an der Straße nach Lindau gelegene Ort Hatzenweiler, der im Gemeindegebiet von Niederwangen liegt.

Im Jahre 773 haben dort Hadupert und seine Mutter Teotrada Güter an St. Gallen geschenkt und 43 Jahre später überläßt ihr unterdessen alt gewordener Sohn dem Kloster alles, was ihm sein Vater Hatto in Haddinweiler vererbte. An diesem Beispiel ist auch schön zu ersehen, wie der Ortsname aus dem Personennamen hervorging; nach Hatto, dem Vater Haduperts, ist also Hatzenweiler benannt.

Im alten Dornbirn lag des Hätzlers Gut und in einem Urbar² aus dem Jahre 1431 teilen sich etwa zehn verschiedene Bauern in dessen Mitbenutzung: Hanns Blaser, Cuni Roner, Cuni Blaser, Ranberg Pfiffer, Jäck Frjg ennend der Ach, Henni Grub ennend Ach, der Lusch, Cuni Bagolter, Hermann Hertrich und Burkhart Lacher. Wenigstens zwei derselben sind also schon im Hatlerdorf wohnhaft.

Während die anderen Höfe und Güter im Urbar gewöhnlich nur einmal erwähnt sind, muß es sich um ein stattliches Flurstück handeln und es ist wahrscheinlich, daß dieses Hätzlersgut dem heutigen Hatlerdorf den Namen gegeben.

Entsprechend seiner späteren Entwicklung hatte das Hatlerdorf bis ans Ende des 18. Jahrhunderts nur eine offene Kapelle, die an der Landstraße lag. 1790 entschlossen sich aber die Hatler, die damals etwa hundert Familien zählten, eine eigene Kirche zu bauen, und am 16. Mai dieses Jahres berichtet der damalige Kreishauptmann Indermaur, daß »*die Andächtler in Dornbirn ohne mindeste Anfrage bei weltlicher oder geistlicher Obrigkeit an der Säge einen neuen Bildstock bereits schon erbauet und eine Kapelle im Hattlerdorf neu zu erbauen im Schilde führen.*«

Von der kirchlichen Behörde in Konstanz wurde nun noch im selben Jahre das höchste Mißfallen über den schon im Gange befindlichen Bau ausgesprochen. Die Erlaubnis zur Errichtung wurde nur mit der Bedin-

² Urbar: Systematische Güter- und Abgabenverzeichnisse, insbesondere aus Grundbesitz. (Anm. d. Hrsg.)

gung erteilt, daß auch die weltliche Behörde um Bewilligung angegangen werde; im Herbst 1790 kamen die Hatler dann um Bewilligung bei der weltlichen Behörde ein. Sie wollten aber auch einen Priester bei sich haben und nun bewarb sich Judas Thadeus Settele aus Grundsheim als ein »anständiges Subjekt« um diesen Posten, den sie auch im Jahre 1792 erhielten. Wie sind aber die Hatler zum Kirchenpatron, dem Babenberger Heiligen Leopold gekommen? Die Antwort liegt ziemlich nahe. Zur Zeit, als die Hatler wegen des Baues ihrer Kirche mit der Regierung im Kampfe standen, regierte in Österreich Kaiser Leopold, der Bruder Josef II. Um sich nun nicht auf die gleiche Stufe mit jenen Revolutionären in Frankreich stellen zu lassen, die mit ihrem König damals ganz anders verfahren, mochten sie als kluge Diplomaten wohl den Patron des damaligen Herrschers für ihre Kapelle auserwählt haben.

Die heutige Kirche im Hatlerdorf wurde dann freilich erst in den sechziger Jahren erbaut, während die erste Kapelle, von der wir hier berichten, wieder abgetragen wurde. Sie befand sich an einem heute freien Platz an der Reichsstraße, wo ein Weg nach dem Haslach abzweigt.

Dornbirner Personennamen in früheren Zeiten

Heimat, 7. Jg., 1926

1926 Ein volles Jahrtausend ist schon verklungen, seitdem uns die ersten Namen von Menschen, die hier gelebt haben, urkundlich überliefert sind. Es war im Jahre 895, da vertauschte ein Hadamar alles, was er an Gütern zu Dornbirn besaß. Dabei treten folgende Männer als Zeugen hervor: Kerhart, Keri, Arthelm, Folcherat, Rather, Rotfrid, Wovin, Hupret, Wolfleiph, Thiothelm, Englpold, Adalhelm, Eberhart, Chadeloch, Acdalpret, Wigo, Sigihart und Puobo.

Zwei Menschenalter später schenkten Engilbert und sein Bruder Hupret zu ihrem Seelenheil all ihre Güter zu Dornbirn an das Kloster St. Gallen. Die diesbezügliche Urkunde wurde in Dornbirn ausgestellt und es sind wohl freie Bauern von diesem Dorfe, die uns als Zeugen hier wieder begegnen. Ihre Namen sind: Wolfhart, Eburhart, Elewic, Cunzo, Adalbert, Madelbret, Machelm, Ruozo und Waldpret.

Sogar ältere Namen als diese begegnen uns noch heute in einigen Dornbirner Fluren und wohl im Namen der Ortschaft selbst, wo ein Germane namens Torro sich wohl an der Spitze seiner Sippe niederließ und eine Bauernsiedlung gegründet hat. Der Ort heißt bei seinem ersten urkundlichen Erscheinen 895 Torrinquirron. Ein Torro kommt auch als Zeuge in der Bodenseegegend schon 772 vor und begegnet auch an anderen Orten wieder.

Der alte Weiler Adelsger hat vielleicht von einem Adalolt seine Benennung, wie Rickatschwende sich auf einen Rikart, heute Reichart beziehen wird, während Watzenegg an einen Wazzo und Winsau vielleicht an einen Winido erinnern usw.

Von den schönen deutschen Personennamen, die uns noch in den Zeugenreihen der St. Galler Urkunden begegnen, haben sich freilich nicht viele über das Mittelalter hinaus erhalten. Seit der Hohenstaufenzeit fanden auch in schwäbischen Landen die kirchlichen Taufnamen immer größere Verbreitung, sodaß sich schließlich in Dornbirn ähnlich wie auch im mittleren Deutschland ebenfalls nur mehr wenige Namen deutschen Ursprunges vorfinden.¹

So hat sich z. B. hier zu Anfang der Neuzeit der Name Ulrich, der oft in der Kurzform Uli erscheint, noch häufig erhalten. Anshalm ist der

¹ Vergl. Zink in den Deutschen Geschichtsblättern, 7.

Name des Letzten aus dem Geschlechte derer von Dornbirn, der 1389 an die Edlen von Ems seinen Grundbesitz verkauft. Alberich, der schon in unserem Nibelungenliede hervortritt, hat dem Dorf Alberschwende, das 1249 Albrichswende genannt wird, den Namen gegeben und früh ist dieses Geschlecht in Dornbirn zu Geltung gekommen.

Aus demselben Stamme gingen vielleicht die Albrecht hervor, ein Vertreter dieses Namens, Albrecht von Dornbüren, ist hier bereits im Jahre 1239 genannt. Berhart und Lienhart, d. i. Leonhart, treten wiederholt hervor und im Musterregister von 1621 wird auch einmal ein Engelhart erwähnt. Ein Rudolf erscheint im 14. Jahrhundert als einer der ersten Ammänner von Dornbirn. Oft wird für Rudolf einfach Rudi gesprochen. Ebenso sind die Namen Konrad, Oswald, Siegmund und Wilhelm vertreten.

Für Heinrich wird meist Haini oder Henne, für Walter wohl Waltz oder Wöltze, für Ludwig Ludi, Lüdi oder Lüti gerufen, ebenso werden bei den aus dem Orient übernommenen Namen Kurzformen wie Stoffel, Köb, Marte, Matis gewählt. Auch bei den deutschen Frauennamen, deren Zahl zu Beginn der Neuzeit noch geringer geworden ist, sind die Kurzformen gebräuchlich; so der Name Waldburg, der auch in den Gegenden Schwabens noch häufiger ist², Gertrud heißt Truta, daneben finden wir Berta, in Dornbirner Fluren der »Imengat Gut« und der »Wilhelminen Teil« erhalten. Deutsche Männernamen erkennen wir ferner in dem Wielandtsgrut, dem großen und kleinen Woltersgraben in Haselstauden, woselbst sich auch der »Hermannsgraben« befindet. »Herr Heinrichsgraben« scheint im Oberdorf gewesen zu sein.

Die Namensarmut zu Anfang der Neuzeit ist eine Erscheinung, die nicht nur in unserer Gegend, sondern auch im übrigen Deutschland bezeugt wird, ebenso die damit verbundene Bevorzugung einiger kirchlicher Taufnamen. So werden in einem Urbar der Leibeigenen zu Dornbirn von 88 Mädchen 24 mit dem Namen Anna gerufen, und unter den 69 Knaben sind 11, die auf den Namen Hans getauft wurden. Hatte man in Dornbirn damals einige Kinder, dann waren gewiß ein Hanns und eine Anna darunter. Auch in Dörfern der Leipziger Gegend steigt um diese Zeit der Name Johann bis zu zwei Fünfteln aller männlichen Namen empor.³

In der übermäßigen Vorliebe für den Namen Hanns läßt man sich unter Umständen sogar herbei, zwei Brüder zugleich mit diesem zu betheilen,

² Vergl. Heinrichs Quellen und Forschungen zur Sprache und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 102.

³ Vergl. Zink, ferner Gmelin in den Deutschen Geschichtsblättern, 1; Caemmerer ebenda 5 und Hofmann ebenda 12, sowie Hohlfeldt, Stadtrechnungen als historische Quellen; Steinhausen u. a.

sodaß einmal in einer Dornbirner Urkunde von Brüdern »Hans und aber Hanns« die Rede ist. Ebenso im Liechtensteinischen schon 1410 von »den erbern Knechten Hansen Haintzen und aber Hansen, Gebrüdern, Haintzen Guotenberg selge Sün von Trisnerberg« geschrieben. Von den 1621 ausgemusterten Dornbirnern sind unter den rund 200 Namen nahezu ein Viertel mit dem Namen Hans bedacht.⁴ Von anderen Namen christlicher Herkunft ist Georg mit einem Neuntel vertreten. Dann kommt Jakob mit 18, Andreas, Michel und Martin mit je 12, Ulrich mit 11, Christa mit 8, Caspar und Peter mit 6, Barthlme mit 5, Bascha mit 4, Adam, Thoma, Lenz und Jos sind mit je 3 Vertretern vorhanden, während im ganzen überhaupt nur dreißig verschiedene Namen erscheinen. Was den Namen Jos anbelangt, neige ich zu der Annahme, daß er hier nicht für Jodok, wie es sonst üblich ist, sondern für Josef galt, da der Name auch in Dornbirner Urbaren des 16. Jahrhunderts sehr oft hervortritt und für diese Zeit ein solcher Einfluß des Bregenzerwaldes doch nicht wahrscheinlich ist.

Namen wie Zacharias und Lazarus, Jonas, Simon und Tobias, letzterer in der Form Debus, kommen vor, für Matias erscheint This, später Theis. Auch die drei Könige Kaspar, Melch(ior) und Balthasar sind vollzählig vertreten. Eine Tochter Evas hat den Namen ihrer Stammesmutter pietätvoll beibehalten, neben einer hebräischen Elisabeth erscheint eine deutsche Form Elsa. Neben einer Marie und Marta fehlt nicht die (Magda)lena.

Griechische und römische Vornamen sind im ersten Jahrhundert der Neuzeit ebenfalls schon sehr häufig. Alexius, August, Augustin, Benedikt, Clement, Dominicus, Felix, Kilian, Lucas, Marx, Moritz, Stephan, Vinzenz, Urban, Christian, Adrian, Dietus, Valentein und Martin, der vielleicht zahlreicher war, weil er Patron der Hauptkirche ist. Ebenso ist Sebastian in den Formen Bastian, Basti und besonders Bascha wohl darum ziemlich häufig vertreten, weil St. Sebastian in der Kirche im Oberdorf als Patron verehrt wird.

Gern wurden gekürzte Formen der deutschen Ausdrucksweise näher gebracht und auf die Stufe von Lehnwörtern gestellt. Einen Georg nannte man oft lieber Jerg oder Görig, einen Cornelius Gilg, einen Laurentius Lenz, einen Markus Merk, einen Nikolaus Klaus, einen Ambrosius Brosi, einen Hilarius Glari, einen Vitus Veit, einen Sixtus Sixt, einen Andreas Andras oder Endris und endlich Petrus und Paulus Peter und Bole. An den Einfluß des Klosters St. Gallen erinnert Gale. Das Gleiche gilt von den Frauennamen Drina für Katharina, Barfla für Barbara, Gretha für Margareta, Stina für Christina, Frena für Verena, Nes für Agnes, Polin für

⁴ Vergl. Bähnisch S. 14.

Paulina und Sala für Rosalia. Weniger veränderten die Namen Agatha, Apollonia, Dorothea, Lucia, Ottilia ihre ursprüngliche Gestalt.

Es ist ein erfreuliches Zeichen in unseren Tagen, daß weite Kreise wieder zu den altdeutschen Namen zurückgekehrt sind und sich die Eltern bemühen, den Kindern klang- und sinnvolle Namen zu geben. Sagt doch schon Goethe: »Der Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen zu adeln, ist löblich und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet über das ganze Leben der Person einen anmutigen Schimmer.«

Dabei soll man sich aber wieder von der Einseitigkeit bewahren, indem man sich auf eine geringe Auswahl beschränkt. Gerade die Zahl der altdeutschen Namen ist außerordentlich groß und wird auf 7000 geschätzt, während heute höchstens 300 Vornamen im Gebrauch sind! So schöpferisch brachte die jugendfrische Sprache ihre Früchte hervor und es ist nicht nötig, daß wir bei der Wahl deutscher Namen immer wiederkehrende nehmen. Dadurch verlieren auch diese ihren ursprünglichen Wohlklang und sinken zu Modenamen herab. Schon in unseren Vorarlberger Urkunden der Karolingerzeit⁵ ist eine schöne Anzahl deutscher Namen zu finden. Ihre Wiederbelebung würde ein Stück Rückkehr zum heimischen Volkstum bedeuten.

⁵ Siehe Quellen zur Geschichte Vorarlbergs usw., 1. Bd.

Dornbirner Familiennamen, ihre ältesten und bedeutendsten Träger

Heimat, 8. Jg., 1927, Heft 8, 10, 11 und 12

I.

1927 Als unzertrennliche Gefährten begleiten die Familiennamen den Menschen von der Wiege zum Grabe und dem, der jene Vorfahren kennt, die seinen Namen getragen, werden sie ehrwürdige Führer durch sein ganzes Leben; sie mahnen ihn, sich seiner Ahnen würdig zu zeigen, im Glücke maßvoll zu sein und in Unglückstagen nicht zu verzagen.

Wohl schon zwanzig direkte Vorfahren haben unseren Namen getragen und mancher von ihnen könnte vieles erzählen, was er in Sturm- oder Sonnentagen gefürchtet, gehofft und wie er bekümmerten Blickes in die Zukunft geschaut.

Freilich ist es nicht nur *ein* Name, der dem Träger seine Abstammungsgeschichte enthüllt; unsere Mutter führt schon wieder einen anderen Namen und so geht es fort, unsere Urgroßeltern führen acht verschiedene Familiennamen und es geht nicht gar weit hinauf und der einzelne wird mit den Familien des ganzen Dorfes oder Städtchens verwandt.

In abwechslungsreichen Bildern führen uns diese Namen die Gestalten vergangener Zeiten vor Augen und wer ihren Sinn zu deuten versteht, dem wissen sie oft von der Vorzeit seines Geschlechtes und seiner Heimat viel zu berichten. Sie melden dem spätgeborenen Enkel oft noch, woher seine Ahnen gekommen, wo sie gelebt, welchen Beruf sie geübt, wie sie ausgesehen, wie sie geheißen, in welchem Amte sie standen usw.

Die Namen vieler Geschlechter klingen in der Reihe deiner Voreltern wieder und von ihnen allen fließt in deinen Adern ihr Blut, der Genius manches vornehmen Ahnen wachte an deiner Wiege und sang dir ein fröhliches Lied oder weckte deinen Ehrgeiz zu großen Taten. Aber auch wilde Leidenschaft liegt oft schon in deinem Blute und ungezügelte Wildheit ferner Geschlechter regt sich da noch. Und so gut wie im Edelmann fließt in deinen Adern oft ritterlich Blut, auch wenn dein Vater ein schlichter Arbeitsmann war, das lehren Natur und Geschichte der Menschheit. Doch niemand darf sich seiner Vorfahren rühmen, wenn er nicht selbst ihrer würdig ist!

In einer Zeit, die sich gern in die Vergangenheit der eigenen Vorfahren versenkt, mag eine Betrachtung der in Dornbirn seit alter oder neuer

Zeit wohnhaften Familien manchem willkommen sein, denn noch leben in dieser Stadt zahlreiche Geschlechter, deren Ahnen schon vor einem halben Jahrtausend hier blühten, und wie sich Dornbirn schon äußerlich von alten städtischen Gemeinwesen stark unterscheidet, so hat es auch seine ländliche Eigenart vielfach erhalten und während in anderen Städten bunt zusammengewürfelte Namen aus der nahen und fernen Umgebung erscheinen, sind hier vor allem die alten bäuerlichen Geschlechter recht zahlreich vertreten und erinnern noch lebhaft an die landwirtschaftliche Vergangenheit der jungen Stadt.

Manche ihrer Familiennamen stammen von Flurbezeichnungen aus den Höhen um Dornbirn und bezeugen, wie die Namen Fußenegger, Rhomberg, Winsauer, Watenegger, Zumtobel usw., wieviel frische Volkskraft aus den bäuerlichen Gehöften der Dornbirner Berge in die Dorfsiedlung herabgeflossen ist. Viele solche Familien sind im Laufe der Zeit abgewandert, sie änderten ihren ursprünglichen Namen oder gingen in anderen Familien auf. Zu diesen gehören die Fallenberger, die Knüwer, die Ammenegger, die Hargartner. 1397 wird die leibeigene Elsbeth *Val-lenbergerin* vom Grafen von Bregenz an das Kloster Mehrerau ausgetauscht. 1399 lesen wir von einem Hans *Knüwer* zu Bregenz und 1409 hören wir dort von dem Knüwer, 1530 erscheint Martin *Ammenegger* als Grundbesitzer an dem Tüftobel, 1537 werden Bernhard, 1556 Urban und 1584 Martin Ammeneggers Erben erwähnt. Die *Hargartner* werden 1562 noch genannt. Im Feldkircher Urbar von 1431 stehen die Ammenegger an der ersten Stelle.

Ob die Schobinger oder *Schowinger*, die wir bereits 1297 in einer Bregenzer Urkunde finden, vom Schauwinger stammen, scheint nicht ganz gewiß, da auch nördlich vom Bodensee ein Schobinger vorkommt und dort der Familienname heute noch blüht. Im Dornbirner Jahrzeitbuch wird auch eines Josef *Schuerthanner* gedacht, der seinen Wohnsitz wohl auf der Alpe Schuttannen gehabt hat, die damals Schurtannen hieß.

Als Vertreter der *Abdergassen* erscheint noch 1564 ein Hanns ab der Gassen. Die *Ringasser*, welche wohl an der Ringgasse oder Rindgasse im Oberdorf wohnten, erscheinen im 14. Jahrhundert dahier reich begütert und nach ihnen wurde auch eine Flur des Ringassers Grab geheiß. Anna Ringasser war um 1389 mit einem von Juvalt vermählt, während ihre Schwester Klara mit Anselm von *Dorrenbüren*, dem letzten aus dem Geschlechte der Edlen von Dornbirn verheiratet war. 1389 urkundet ein Klaus von Torrenbüren für seine Tochter Elsin. Als erster dieses Geschlechtes erscheint 1239 Albrecht von Torrenbüren. Später wird auch eine Klosterschwester Imingart genannt, an die der »Immengat gut« noch 1513 zu Dornbirn erinnert.

Der Name *Abbrederis* weist auf den Ort in der Rankweiler Gegend hin und schon 1489 verkauft ein Michel Volki Abbräderis »*von usser und ab unserm Aigen, Hus und Hofstatt Abbräderis gelegen*« und ebenfalls noch im Mittelalter verleiht Kaiser Max »des Königs Hof zu Altenstat und einen Hof ebenda, wovon Janns Abbräderis gleichfalls 10 Scheffel zinst«. Ferner »*des Königs Beifang zu Rankwiel Hennelempfritz genannt, 6 Mannsmahd Wies am Braderis mit 12 Schilling Zins von Hanns Abbraderüss*«.

Die *Aberer* stammen aus dem Bregenzerwald, wo sie schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Oberbezaun saßen und anfangs Oberer hießen. In den Pfarrbüchern von Bezaun zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird ein Konrad Aberer genannt. Im Steuerbuch von Oberbezaun wird im letzten Jahre vor dem Dreißigjährigen Krieg ein Jos Oberer erwähnt.

Der urdeutsche Name Albrich hat der großen Nachbargemeinde von Dornbirn den Namen gegeben, die 1249 Albrichswende heißt. 1381 tauschen die Grafen von Feldkirch und Hermann von Schwarzach Haintzen Albrichs Ehegattin aus und 1471 tritt Jacob Albrich als Ammann von Dornbirn hervor. In den folgenden Jahrhunderten hat sein Geschlecht noch manchen Ammann hervorgebracht und schon 1480 wird ein Jos Albrich mit anderen an den Lindauer Rat entsendet.

Von dem Ammannamte leitet sich der Name *Amann* her, der in der Nachbargemeinde Hohenems die zahlreichste Familie bildet. 1471 urkundet »*Pfaff Hanns Amman, dieser Zit Kirchherre der obgenannten Pfarrkirchen zu Torenburen*«. Und um dieselbe Zeit gibt man Zins »*ab Jörgen Ammanns Bomgarten im Niederdorf, ob dem Hus bim Tanzhus gelegen*«.

Die *Bäsinger* waren noch im 16. Jahrhundert in Dornbirn verbreitet und sie erscheinen oft als Leibeigene der Herren von Ems. 1474 tritt ein Heinz Bäsinger auf. Es darf kaum angenommen werden, daß dieses noch in der Neuzeit häufige Geschlecht ganz ausgestorben sei, sondern einzelne Glieder haben wohl nur andere Namen angenommen.

1372 zinst ein Hanns *Petter* zu Dornbirn an das Kloster Hofen und hundert Jahre später wird hier ein Peterstorgel erwähnt. 1431 zinst ein Cuni Roner von Hannsen Peters Lehen.

Die *Bildstein* erscheinen um Bregenz früh und zahlreich, ihr Name mag vom Hof Bildstein bei Möggers oder vom heutigen Dorf Bildstein herkommen. Wiewohl der Name dieser Gemeinde noch jung ist, hat ein solcher Flurname dortselbst schon lange vorher bestanden. Eine Viertelstunde unter der heutigen Kirche, wo man die Stufen zum Pfad in den Stein hauen mußte, war ein Marienbild auf dem Steine und nach diesem entstand der Name Maria Bildstein. 1431 zinst Henni Bilstain zu Stiglingen (ennend Mos), genannt der Schönhänni, von seinem Baumgarten von allem sim Gut.

Schon 1436 saß ein Hans Bildstein zu Schwarzach und 1474 erscheint Anna Bildstainin als Gattin des Michel Bagölter. 1531 werden in einer Dornbirner Urkunde Jos Bilstains Erben erwähnt.

Im Münster zu Konstanz erinnert ein Barockgrabmal mit Wappen und Porträtmedaillon beim Portal an den Generalvikar Dr. Joseph Ignaz von Bildstein aus Bregenz, der von 1689 ab Professor an der Freiburger Universität war, die von 1685 bis 1698 in Konstanz Zuflucht gefunden hatte. Er starb am 24. Dezember 1727.

Birnbaumer waren in Dornbirn bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts, damals saß hier ein Rüdin Birnbomer.

Die *Bischof* sind besonders in Damüls vertreten, das deshalb auch die größte Bischofstadt geheißen wird.

Freilich ist es nicht gewiß, daß dieser Name überhaupt von Bischof kommt, es ist eher anzunehmen, daß er seinen Ursprung von dem Beruf des Bischöfs (Beischöffen) nimmt. 1426 erscheint Contz der Bischof als Vogt der Dornbirner vor dem Rankweiler Gericht.

Die *Blaser* waren im alten Dornbirn zahlreicher vertreten als heute, 1431 erscheinen Jos und Hans Blaser und 1568 wird in einer Grenzbeschreibung auch des Blasers Mahd erwähnt.

Die *Bobleter* haben ihren Namen von dem einst zu Dornbirn gehörigen Weiler Klien, der ehemals Pagolden hieß. Noch erinnert die »Bobleta« im äußersten Süden des Stadtgebietes an diesen Ort, der 1372 Bageten und 1444 Pangolten heißt. Die Bagolter oder Paugolter waren ein zahlreiches Geschlecht und schon 1431 tritt ein Bagolter urkundlich auf. Wie der Flurname zu Bobleta, wurde der Familienname im Laufe der Zeit zu Bobleter umgemodelt.

Auch der 1800 zu Feldkirch geborene Maler Franz Xaver *Bobleter* stammt aus Dornbirn. Er war ein ungemein fruchtbarer Künstler, der über 70 Altargemälde, mehr als hundert geschichtliche Bilder, etwa 50 Landschaftsdarstellungen, sowie 1200 Bildnisse schuf und im Jahre 1869 starb.

Ein anderer berühmt gewordener Sproß dieser Familie ist Josef *Bobleter*, der im Jahre 1909 als Bürgermeister von Neu-Ulm in den Vereinig-



Am
Ardetzen-
berg

ten Staaten von Amerika starb. Er ist am 19. April 1846 zu Haselstauden geboren und wanderte mit seinen Eltern nach Amerika aus, wo er 1903 zum General der Minnesota Nationalgarde gewählt und ein Jahr vor dem Tode zum Bürgermeister seiner neuen Heimatgemeinde erhoben worden war.

Die *Böhler* saßen schon früh in Schwarzach und bereits 1380 erscheint zu Dornbirn neben anderen Rittern ein Hermann Büler als Zeuge, 1436 wird Böulers Weingarten in Schwarzach genannt. 1516 erscheint Jos Böuler zu Bregenz. Der Name dürfte von einem »Bühl« herrühren.

Die Jungfrau Adelheit Böllerin von Reichenau, die durch ihre Ermordung zur Märtyrerin ihrer Tugend geworden, gab im 14. Jahrhundert Anlaß zur Gründung des Klösterleins Adelheiten am Bodensee.

Der Name *Boble* stammt wohl von dem Personennamen Paule. Ein solcher Familienname hat vom Montafon aus den Weg ins Unterland genommen und kommt in allen möglichen Formen wie Pale, Bolle usw. vor. Bolle oder Bollin war in Dornbirn nicht selten und es braucht der Name deshalb nicht von auswärts zu stammen. So saß um 1540 im Oberdorf ein Bollin Gretler.

Brendle oder *Bründle* treten im Oberland schon früher hervor und 1395 sitzt ein solcher auf seinem Gut am Rhein. 1409 sitzt einer zu Bregenz, wo 1431 Hanns Brendli ein Gut im Klosterholz innehat. Brendle kann als eine Abkürzung für Hildebrand betrachtet werden. 1495 verkauft Hans Brendli dem Rolle Maiger von Röthis Zins in der Götzner Pfarre und 1488 verpfändet Hans Niederer, seßhaft zum Buren, sein Haus und Hof dortselbst an einen Brendli.

Büsel saßen in alten Tagen in der Haselstauden; 1618 tritt Christian Beußel als Schuldner der Frühmeßpfründe auf und 20 Jahre später begibt sich wohl der nämliche Christa Bissel, dem der Graf von Ems zu Stiglingen einen Hof zu Lehen gab, in Leibeigenschaft des Hauses Ems. 1641 ist von des Forstknecht Christian Büssels Lehenhofstatt daselbst die Rede.

Während des Dreißigjährigen Krieges begab sich der Allgäuer Waffenschmied Hanns Gaudenz *Prüll* von Sonthofen mit seiner Familie in die Leibeigenschaft des Grafen von Ems nach Dornbirn.

Der Buchstabe C des Dornbirner Stadtbuches führt meist italienische Namen, welche in dieser Gemeinde sehr zahlreich sind. Und wenn einer behauptet, daß nach hundert Jahren in Dornbirn nur noch wenige das Licht des Lebens erblicken, deren Vorfahren nicht mit den Langobarden nach Italien zogen, oder die Roms Größe nicht mit stolzem Selbstbewußtsein erfüllte, wird er kaum im Unrechte sein. Mehrfach vertretene Namen italienischer Herkunft sind heute: Agostini, Bazzanella, Bertolini, Boschetto, Braitto, Canal, Dalpalu, Dorigoni, Floriani, Tamanini, Toccoli,

Galvagno, Longhi, Marchetti, Micheluzzi, Paraoro, Paterno, Rosani, Sperandio, Sottopietra, Uccia, Valensa, Vilotti und Zambanini.

Die *Edlen von Ems* erwarben seit dem 14. Jahrhundert fortwährend neuen Besitz zu Dornbirn und bekamen als Lehensträger der Habsburger schließlich auch den übrigen Teil in ihre Gewalt. Die Brüder Jakob und Hans von Ems erbauten 1465 den »Thurn« und ließen sich hier nieder. Ein Sohn dieses Jakob, namens Hans, war mit Sybilla von Riethaim vermählt und hatte von ihr zwei Töchter, die mit einem Zinzendorf und einem Schlandersperg verheiratet waren und wieder Nachkommen besaßen.

Als der hervorragendste Vertreter der Ritter von Ems-Dornbüren erscheint der edle *Jakob von Ems*, der mit seinem Bruder Hans und seinem Vetter Marx Sittich nach den blutgetränkten Gefilden Italiens zog und in Tagen voll List und Trug durch treue Freundschaft mit Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel verbunden war, aber nach kurzer Siegeslaufbahn 1512 in der Schlacht vor Ravenna fiel. Dauernder als des Helden Grabmal zu Modena verkündet Huttens Gedicht und der Landsknechte Lied den Ruhm unseres Helden.

Die unehelichen Nachkommen dieses Geschlechtes, »*deren etwan viel waren und sich in Kriegsdiensten wol gebrauchen haben lassen*«, wurden gewöhnlich mit dem Namen Emser bedacht. Verschiedene widmeten sich dem geistlichen Stand und wurden dann gern mit Kirchenfründen beschert. So erscheint auch 1534 ein Hanns Emser als Pfarrer in Dornbirn.

Der jüngste Bruder von Jakob und Hans von Ems hieß Burkart. Aus seinen Beziehungen zu Marta Grünfelderin entsprossen drei Söhne namens Sanchen, Hans und Burkhart.

Andere Kinder waren Else und Andreas Emser. Als Junker Burkhart starb, vermachte er die Zinsbriefe, die er auf die Güter der Anna Ruch besaß, diesen beiden Kindern und sein Bruder Han(n)s erklärte sich später damit einverstanden bis auf einige Gründe, die er der Anna Ruch auf Lebenszeit überläßt, da sie die Tochter seiner natürlichen Schwester ist. Nach Anna Ruchs Tod sollen die Güter zwischen der Frau des Jörg Franz, die eine Tochter der Anna Ruch ist, und ihrer anderen Tochter geteilt werden.

Ein klarer Quellbach am linken Ufer der Dornbirnerach, der den Namen *Elsässer* trägt, erinnert noch an eine hier längst ausgestorbene Familie und von 1728 datiert Georgii Elsessers Jahrtag.

Eberle lebten schon 1431 zu Dornbirn: 1482 geht die Rede von Eberlis Gut und im folgenden Jahrhundert erscheinen hier Hans, Ulch, Uoli und Frick und Baschan Eberlin. Der Name wird von Eberhard abgeleitet wie *Erbart*.

Der Name *Ender*, welcher besonders in den Rheingemeinden Altach und Mäder verbreitet ist, kommt schon früh jenseits des Rheines um Alt-

stätten nicht selten vor und in Mäder herrscht die Überlieferung, daß die Ender mit den anderen ersten Ansiedlern der Gemeinde auch von jenseits des Rheins herüberkamen. Der Name ist von Andreas, Ander, abzuleiten.

1521 erscheint Jörg Dachauer als alter Ammann zu Neuburg und 40 Jahre später tritt in der Feldkircher Gegend Margaretha Dachawerin hervor.

Ein altes Appenzellergeschlecht sind die *Danner*. Sie führen den grünen Tannenbaum in ihrem Wappen und unter ihren Hauptleuten und Ratsherren glänzt mancher berühmte Name. Ein Tanner hatte die Appenzeller zu den Siegen bei Grandson und Murten geführt und Nikolaus Tanner tat sich als Förderer der Reformation hervor. In Lustenau sind Danner bereits 1527 zu finden, aber nach Dornbirn sei der katholische Michael Danner erst um 1600 gekommen, als er infolge der religiösen Wirren Herisau verlassen mußte, das rote Haus am Marktplatz erbaut und den Dornbirner Zweig der Danner gegründet hat.

In den Tagen der Glaubensspaltung geschahen im Appenzellerland üble Dinge und mit bitterem Haß verfolgten sich hier die Parteien. Man nahm einander gefangen und der Bürgerkrieg stand vor der Tür, da sprachen die Vernünftigen: »Das gibt keine Ruhe, man muß das Land teilen und jedem seine Freiheit lassen.« So wurden 1597 Außer- und Innerrhoden geteilt. In Innerrhoden wohnten die Katholiken, in Außerrhoden die Evangelischen. Solches war dem Landammann Tanner, der für die Sache der Katholiken eifrig eintrat, nicht recht. Es gelang ihm aber nicht, für die paar katholischen Außerrhodner die Gleichberechtigung zu erlangen; er verlor Hab und Gut und als armer Mann zog er in die Fremde.

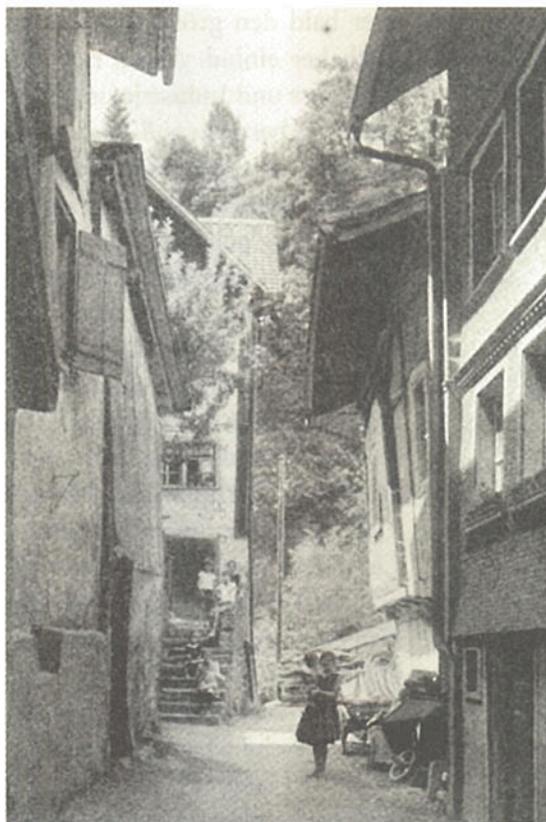
Die *Thurnber*, heute das zahlreichste Geschlecht der Stadt, haben, wiewohl eine altansässige Dornbirner Familie, all die Jahrhunderte herauf nie die Ammannswürde bekleidet. Die Erklärung hierfür mag in ihrer ursprünglichen Stellung zu den Herren von Ems liegen, in deren Diensten vielleicht schon der Ahnherr dieses Geschlechtes als Herr und Verwalter des Thurnes zu Dornbirn seinen Namen erwarb. Das Wappen der Thurnher von 1547 weist einen silbernen Turm in schwarzem Felde auf. In den Urbaren der Emser aus dem 16. Jahrhundert werden verschiedene Familien Thurnherr als Leibeigene der Emser aufgezählt und bei Hansen Thurnherren Witib ihrem Kind steht bemerkt: »*Lienbart in Italia, man sagt er sei tod*«. So künden vergilbte Blätter von dem Leid einer Witwe um ihren vermißten Sohn, der im Welschlande wohl auf Kriegszügen umkam.

Die *Diem* waren ursprünglich frei. Aber schon 1368 erklärte Hans Diem als Ammann der Edlen von Ems in Dornbirn, daß er und seine Nachkommen sich verpflichten, ohne Zustimmung ihrer Herren nicht wegzuziehen oder zu heiraten, ansonsten sie der Leibeigenschaft der Em-

ser verfallen sein sollen. Es scheint also, daß sich dieser erste bekannte Diem wegen seiner Stellung in ziemliche Abhängigkeit begeben hat, in der sein Geschlecht wohl lange verblieb, denn unter den Landammännern von Torenbüren finden wir keinen Diem.

Am Neujahrstag 1894 starb zu Konstanz der berühmte Violoncellvirtuose Josef Diem, der am 17. November 1893 im Inselhotel sein letztes Konzert gab. Ob er zu den Dornbirner Diem gehört, ist mir nicht bekannt. Der Name Diem wird von Dietmar oder Nikodemus abgeleitet.

Auch die *Dreher* sind bereits im alten Dornbirn heimisch. Das Geschlecht hat seinen Namen von der Arbeit an der Drehbank bekommen und noch sagt das Volk Drejer für Drechsler. In einer alten Urkunde wird ein Hans Salzmann der Drejer genannt. 1604 ist ein Martin Dreger im Mühlbach sesshaft. 1666 schreibt sich einer bereits Michel Dreher.



Im Kehr

Ebenso haben die *Drechsel* oder *Drexel* ihren Namen von diesem Beruf erhalten und bereits 1282 wird zu Konstanz ein Nikolaus, genannt Drechsel, erwähnt. Bei der Teilung der Stadt Bregenz im Jahre 1409 werden Hanns Drechsel, Ruf Trächsel sowie der alte Drechsel verzeichnet. Um 1438 erscheint ein Hans Traechsel als Inhaber eines Gutes zu Rieden. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts waltet ein Simon Drexel als gräflicher Ammann zu Ems, wo noch heute die Drexel zahlreich verbreitet sind. 1664 wird Jakob Drexel zu Mühlbach mit Hof und Gut belehnt.

Franz Martin *Drexel* war 1792 im Hatlerdorf geboren, er lernte die Bildnismalerei und kam schon in jungen Jahren nach Italien und Holland. 1817 schiffte er sich nach Amerika ein und ließ sich in Philadelphia nieder. Anfangs der zwanziger Jahre kam er nach Mexiko und dann nach Chile. Er porträtierte den General Bolivar, den Befreier von Südamerika, und wurde durch ihn mit einflußreichen Familien bekannt.

1837 begründete Drexel in einem kleinen Bureau die spätere Weltfirma Drexel & Co. Nachdem dieser 1863 bei einem Eisenbahnunfall das Leben verlor, folgte ihm als Chef des Bankhauses sein Sohn Anton, wel-

cher bald den größten Weltkaufmann und Bankmann John Morgan als Teilhaber einlud. Anton rief das Drexelinstitut, eine höhere Lehranstalt für Kunst und Industrie, ins Leben, die junge Leute für einen praktischen Beruf vorbereiten soll. Der herrliche Bau öffnet mehr als 2000 Schülern die Tore, hat eine reichhaltige Bibliothek, zahlreiche Sammlungen, Hörsäle, Werkstätten usw. Tag- und Abendkurse werden für allerlei berufliche Fortbildung gehalten.

Ein Schwiegersohn Drexels gründete nach dem Tode seiner Gattin das »Drexelhome«, ein großes Spital. Eine Enkelin wurde Nonne. Sie spendete mehr als fünf Millionen Dollar zur Gründung einer Erziehungsanstalt für arme Neger- und Indianerkinder und ließ auf eigene Kosten ein großes Kloster in Philadelphia bauen.

Dünser sind schon früh nach Dornbirn gekommen, 1614 läßt Anna Dünser in Dornbirn eine Markung vornehmen.

Die Familie *Franz* trat bereits 1297 mit Johann Franz in Dornbirn ans Licht der Geschichte. 1471 wird sodann des Franzens Wingart erwähnt.

Die *Frei* oder *Frig* haben schon unter den ersten dem Gericht Dornbirn einen Ammann gestellt. 1372 lebte hier ein Hanni Frig und 1397 ein Ulrich Frey.

Die *Frener* und *Froner*, vielleicht auch die *Roner* gehen auf das mittelhochdeutsche »vroener« zurück, was an die einstige Fronarbeit erinnert. 1354 wird Jakob Frener Möschi genannt, 1437 verkauft Uol Frener, Leibeigener der Herren von Ems zu Altach, seinen Besitz und 1487 erscheint zu Dornbirn ein Frenerfeld.

Der Name *Fußenegger* stammt natürlich von der Fußenegg bei Dornbirn, aber wie dieser Name abzuleiten ist, macht viel Kopfzerbrechen. Da es auch in Südtirol Fußenegg gibt, ist die Vermutung berechtigt, daß der Flurname romanischen Ursprungs ist. Die Fußenegger sind schon in alter Zeit in Dornbirn sehr zahlreich und früh auch schon in Hohenems, besonders in der Reute verbreitet, die von jeher ein Einfallsgelände der Dornbirner gewesen zu sein scheint. Auch in Lindau kamen in früherer Zeit Angehörige dieser Familie vor. Leonhard Fußenegger aus Dornbirn war dort um 1634 Pfarrer. 1431 waren Jäk und Uli Fußeneggers Kind auf Kehlegg angesessen.

Im 16. Jahrhundert verkaufte ein Adrian Fußenegger einen Rebwachs an Romberg. 1547 hatte Hans von Ems den Hanns Fußenegger aus der Leibeigenschaft entlassen, damit er sich in Lindau ansässig mache. Dieser versprach, wenn er sich an einem anderen Orte niederlassen würde, wieder in die Leibeigenschaft seines früheren Herrn zurückzukehren.

1677 tritt Konrad Fußenegger zu Ems dem Grafen sein Haus mit der Badehütte und dem dritten Teil am Schwefelbad ab. Im Verein mit ande-

ren kauft 1667 Michel Fußenegger vom Grafen die Alpe Schönermann, nachdem dort ein der Gemeinde gehöriger Wald durch Unfall abgebrannt war. 1832 gründete David Fußenegger diese Firma. Karl Fußenegger, Teilhaber der Firma J. G. Ulmer, wanderte nach San Francisco aus und vermachte den Arbeitern ein schönes Vermögen. 1880 richtete sich J. M. Fußenegger auf Bleicherei von Stickereiwaren ein.

Geiger ist ein überall verbreiteter Name, der sich von der Fertigkeit herleitet und auch schon im alten Dornbirn finden wir seinen Vertreter. 1450 ist ein Hanns Geiger wohnhaft zu Waltenberg und 1540 ist ein Hanns Geiger Ammann zu Dornbirn, 1570 ein Georg Geiger Pfarrer daselbst. 1677 erscheint der Müller Jakob Geiger zu Ems als Mitkäufer an der Alpe Schönermann.

Gebrrer sind 1395 mit einem Cuni und Rudi vertreten. 1393 erscheint die Flur »Gersruf« in Dornbirn. 1409 wird zu Bregenz ein Hainz Gerer genannt, 1449 kauft ein Hans Gerer ab Fallenberg einen Hof von Ulin Hefel, der dann wohl der Gererhof hieß. 1469 sträubt sich ein Hanns Gerer, den schuldigen Zins zu bezahlen. 1521 gab es im Weppach einen Gersbrunnen.

1453 erscheint ein Lienhart *Geser* als Pfarrer zu Dornbirn und um die Zeit erklärt ein Ritter von Ems, er habe mit Lienhart Geser und dessen Sohn genannt Maigerhoff zu Ems wegen des Kellhofs und der Alp Mürzel ein Übereinkommen getroffen, die Geser sollen sich dieser Alpe entschlagen. 1434 wird Gesensohns Acker an der Lautrach erwähnt, 1555 nennt man Christa Gesensohns Erben zu Dornbirn.

Die *Grabherr* wurden in Lustenau gesucht und gefunden und von einem dieses Geschlechtes wird auch erzählt, daß er dort als erster sich auf das Torfgraben verstanden habe. Graf sind im Schweizer Rheintale häufig. *Groß* kann von der Gestalt des ersten Trägers abgeleitet werden. *Gunz* stammt wie Kunz, Küni, Künz usw. von dem vielgebrauchten schönen deutschen Namen Konrad her. In Dornbirn gibt es auch einen Gunzenmoß, 1624 eine Gunzenach und 1505 erscheint hier Hans Gunz.

Gretbler war im alten Dornbirn recht häufig und 1465 lag zu Schwarzach Gretlers Weingarten an der Gsellenbünd. 148(?) wird des Greter Weingarten des Sutors Garten geheißten. 1487 erscheint Egli Gretler zu Bregenz; zur Zeit des Schwedeneinfalls war Jakob Gretler Kommandant des Schlosses.

Die *Hämmerle* sind schon im Mittelalter zu Dornbirn sesshaft, doch dürften sie von Lustenau herübergekommen sein, wo man 1395 Uli und Hans die Hafnern die Hämmerle nennt. Der Ursprung des Namens wird von Hadamar, der Verkleinerung Hadamarle abgeleitet, doch könnte er sehr leicht von dem Berufsabzeichen, dem Hammer, herkommen. Früh

kommen die Hämmerle in Schwabenstädten vor, so schenkt z. B. 1293 die Begine¹ Mechtild von Kirchheim den geistlichen Schwestern ihr Haus, genannt »Hamerlins hus« und im Jahre 1300 kommt unter den Zeugen Diepolds von Kirchheim ein Eberhart Hamerli vor. Wohl durch Belehnung von seiten der Emser, die in jener Zeit den Hof Lustenau an sich gebracht hatten, wird dann ein Hämmerle-Zweig von Lustenau, wo sie noch als die größte Familie des ganzen Landes blühen, bald nach Dornbirn herüber gewandert sein, wo bereits 1471 ein Hans Hämmerle im Steinibach begütert ist. Später treten sie besonders im Mühlebach als Lehensträger der Grafen von Ems hervor. Franz Martin Hämmerle begründete die weltbekannte Firma.

Kein anderes noch heute in Dornbirn blühendes Geschlecht begegnet uns hier so früh wie die *Hefel*, denn bereits 1297 tritt ein Rudolf Hevel von Dornbirn urkundlich hervor. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erscheinen dann Hainz und Burkhard die Hoewel und 1395 Rudi Hefel. In den nächsten Jahrhunderten sind sie bereits sehr zahlreich geworden und unter den Leibeigenen Graf Hannibals werden zu Dornbirn 30 Personen des Namens aufgezählt. Unter Karl Friedrich treten Toma Hefel und seine Familie aus der Leibeigenschaft der Grafen aus, nur ein Sohn bleibt weiter in Abhängigkeit. Anfangs des 17. Jahrhunderts sitzen Höfel zu Ems im Schwefel.

Die *Herburger* stammen aus dem Bregenzerwald, wo das Geschlecht mehrere Ammänner stellte. 1466 bekennt der Rat von Dornbirn, daß der bescheidene Henne Herburger aus dem Bregenzerwald von Berhart Thurnherr selig Erben ein Vorsäß gekauft habe, das einst die Gemeinde besaß. Der Käufer soll das Vorsäß nur vor und nach der Alpfahrt benutzen, da es während derselben der Gemeinde überlassen bleibt, die auch das Recht behält, in Kriegsgefahren nach dem Vorsäß zu fahren. Josef Anton Herburger gründete mit seinem Schwiegersohn Josef Anton Rhomberg 1795 die noch bestehende Firma.

1492 ist Jäck *Höfle* verfallenen Zins vom Gut zu Guntzerberg schuld und soll deswegen in aller Form auf die Gant² geschlagen werden. Ein Martin Höfli von Bildstein erzählte 1676 zu Bregenz, wie ihm die Jungfrau Maria den Auftrag zum Bau einer Kirche gegeben. Sein Gesicht wurde die Grundlage der Wallfahrt nach Bildstein, wohin schon bald alle Jahre viele Tausende zogen.

Die *Huber* konnten ihren Namen vom bäuerlichen Berufe, aber auch von der am Haselstauderberg gelegenen Flur »Hub« bekommen haben.

¹ Begine: Bezeichnung für eine religiöse Frauengenossenschaft, deren Mitglieder jedoch keine Gelübde ablegten. (*Anm. d. Hrsg.*)

² Versteigerung. (*Anm. d. Hrsg.*)

1372 ist zu Dornbirn von des Hubers Gut die Rede und schon früher treten Ammann Huber von Dornbirn und sein Sohn Haintz hervor. In ihrem Siegel führen die Huber von Dornbirn ein springendes Pferd.

Apronian Huber, der gelehrte Benediktinermönch, war um 1680 zu Dornbirn geboren und trat in das Kloster Mehrerau ein, wo er durch 16 Jahre hindurch als Professor der Philosophie und Theologie gewirkt hat. Er war dort 31 Jahre lang Prior. Huber bildet mit Pater Ransperg und Abt Pappus das Dreigestirn dieses Stiftes. Er galt als tüchtiger Lehrer und eifriger Förderer der Klostergeschichte und noch zur Zeit der Aufhebung der Mehrerau waren nahezu tausend Briefe wissenschaftlichen Inhaltes, die von verschiedenen Gelehrten an ihn geschrieben wurden, erhalten.

Die Bücherei verdankte ihm sehr wertvolle Bereicherung. 1737 verfaßt Huber eine Lebensbeschreibung der Heiligen Kolumban und Gallus, und er liefert auch Beiträge für geschichtliche Werke seiner Zeit, einiges von ihm befindet sich heute im Stifte zu Melk. Der gelehrte Pater starb am 2. Februar 1755 und wird in den Schriften des Stiftes als eine Zierde und Wonne der Mehrerau bezeichnet.

Schon um 1600 schuf der Bildhauer *Christof Huber* aus Dornbirn, ein nicht unbegabter, plastischer Künstler, seine gediegenen Werke, die in der Gegend von Feldkirch und Bregenz gesucht werden. In Damüls werden ihm der St.-Sebastian- und Pestaltar zugeschrieben, in Schnepfau die vortreffliche Figur dieses Heiligen, die hier auf dem Kriegerdenkmal einer neuen Verwendung zugeführt wird.

Der Berufsname *Jäger* kommt in deutschen Landen überall vor. In Dornbirn wird 1432 der fromme und weise Ammann Hans Jeger der Wechinger genannt.

1540 erscheint ein Jakob Jäger, um 1564 werden die jung und die alt Jakerin und 1567 ein Peter Jerker erwähnt. Letztere Namen gehen wohl auf Jak, d. i. Jakob und Jerg, d. i. Georg, zurück.

Auch die *Ilg* leiten ihren Namen von Georg her, früher hießen sie Gilg und 1536 ist ein Georg Gilg im Hatlerdorf; aber schon früher ist ein Kaspar Gilg im Oberdorf seßhaft. Aus der Familie gingen in neuerer Zeit ein Kunstschriftsteller *Albert Ilg* hervor. Er wurde am 11. Oktober 1847 zu Dornbirn geboren, war Professor der Kunstgeschichte in Wien und übernahm die Herausgabe der Quellenschriften für Kunstgeschichte, übersetzte mehrere antike Werke über Kunst und verschiedene kunstgewerbliche Abhandlungen sowie Zeitstimmen über Kunst und Künstler der Vergangenheit stammen aus seiner Feder. Ilg starb am 29. November 1896 in Wien.

Keckli begegnen im mittelalterlichen Dornbirn nicht selten und ein Sebastian Kecklin erscheint später als Ammann des Gerichts. 1537 wird ein Heinrich *Khoufman* genannt.

Kempter zinsen bereits 1471 ab ihrem Hof an der Egg zu Dornbirn.

Kleinbrot ist eine alte Dornbirner Familie. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erscheint ein Pfarrer Kleinbrod in Schwarzenberg.

Der Name *Klocker* dürfte wohl von Glockner stammen, sie kommen gelegentlich auch als Kloger vor und 1539 wird ein Adam Klogger zum Ammann von Dornbirn gewählt.

Alte Bewohner der Gemeinde sind auch die *Kobolt*, als deren erste Vertreter 1395 Kuoni und Uoli erscheinen. 1431 erscheint Henni Kobolt. 1490 saßen auch Kobolt zu Radolfzell.

1465 ist hier eine Margaretha *Knechtböfin* begütert, nach der noch später ein Mahd als »Knechtenhöfin« benannt war. Aber schon ein Menschenalter früher wird hier Knechtenhofers Akker erwähnt.

Die *Luger*, aus welcher Familie letztes Jahr ein Bürgermeister starb, der der Stadt durch 16 schwere Jahre lang vorstand, sind durch Hanns Luger seit dem Mittelalter für Dornbirn bezeugt. 1620 belehnte Graf Kaspar seinen lieben getreuen Conradt Lueger zu Dornbirn mit dem Hof und Gut zu Mühlbach, welches schon vorher sein Vater innegehabt.

Die *Mäser* treten in alten Urkunden meist als Meser oder Messer, 1537 als Mieser auf. 1389 wird ein Mesler genannt, während des 16. Jahrhunderts kommen zwei Ammänner namens Martin Mäser vor. Auch der Name Mueser erscheint in dieser Zeit oft.

Natürlich waren schon im alten Dornbirn auch *Mayer* vertreten, und bereits 1478 wird ein Heinrich Mayer genannt.

Die Vorarlberger Familie *Moll*, aus der im Ludescherzweig später mehrere Künstler hervorgingen, tritt in Dornbirn schon 1372 hervor, indem ein Hanns Keßler und Berlin Moll 8 Schilling an das Kloster Hofen bezahlen. Um 1452 erscheint ein Hanns Moll von Dornbirn als Bürger zu Bregenz und 1564 sitzen im Unterdorf mehrere den Emsern leibeigene Moll.

Abt Ulrich *Mötz* von Mehrerau, der im Rufe eines guten Ökonomen stand, wurde 1480 zu Dornbirn geboren.

Die *Natter* sind ein altes Wäldergeschlecht und schon seit dem Mittelalter in Dornbirn angesessen. Unter den vier Lehen der Mehrerau gab es zu Dornbirn auch ein Näterlehen. 1686 verlieh der Graf von Ems ein Lehen zu Mühlbach, das an Georg Natterer den Roten grenzte. Unter der Regierung »des allerheiligsten Herrn Alexander von Gottes Vorsehung sechsten Papstes, hinter des Notars Schopp von Bludenz Guldin Huse zu Lindau« hat Jakob von Ems in Gegenwart des Herrn Johannes Natter dem Oswald Uolli die Kaplaneistelle im Oberdorf vergeben. Unter den Hauptleuten des Allgäuerhaufens erscheint 1525 Hans Natterer von Friesenhofen.

1347 lebt zu Dornbirn Johannes *Nesler* und 1372 zahlt ein Hanns Nessler Zins an das Kloster Hofen. Um diese Zeit wird des Neßlers Baum- und Weingarten aufgezeichnet.

Nägele sind seit Jahrhunderten hier angesessen; 1472 geht von Jos Naegelis Gut die Rede. Um die Zeit wird zu Konstanz ein Ulrich Nägeli genannt.

Ob der Name *Ölz* von dem Kurznamen für Elisabeth her stammt, der oft als *Elz* geschrieben und gesprochen wurde? Schon früh erscheint diese Familie zu Bregenz, wo 1451 sich Margreth und Anna Oelz mit ihren Kindern freiwillig in die Leibeigenschaft der Mehrerau begeben. Ein paar Jahrhunderte später begab sich auch Christa Oelz zu Schwarzach in die Leibeigenschaft derer von Ems und bekam von ihnen den Hof zu Schwarzach als Lehen. Um diese Zeit treten Oelz auch zu Haselstauden mehrfach urkundlich hervor.

Öby, die zu Ems verbreitet sind und im 17. Jahrhundert dort einen Ammann stellen, kamen auch nach Dornbirn, wo um 1536 ein Martin Öchi in der Haselstauden saß. Er war jedoch seinen Verpflichtungen gegen Hans von Ems nicht nachgekommen.

Der Name *Rein* ist von einem Flurnamen abzuleiten. Aber bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zinst Haini am Rain von dem vielgenannten Hätzlers Gut im Oberdorf, 1534 verkauft ein Jos am Rain im Hatlerdorf Zins von seinem Ackerfeld bei der Tolen.

Der Familienname *Rick* mag seinen Ursprung wohl wie Frick von Friedrich haben. Als Angehörige dieser Familie sind in Dornbirn besonders die Brüder Rick als Maler wohlbekannt und in vielen Kirchen unseres Landes erinnern Gemälde, meist gelungene Kopien bedeutender Künstler, an Kaspar Rick, der 1808 zu Dornbirn geboren wurde und im Alter von 80 Jahren starb. Ein Bruder desselben trat als Landschaftsmaler auf.

Zu den größten Familien des Landes gehören die *Rhomberg*, deren Name im Laufe der Zeit verschiedene Gestalten angenommen hat. Zuerst tritt er als Rabenberg, dann als Raberg, Ravberg, Ravnberg, Roberg, Ronberg, Römberg auf. Auch Ronberger oder Ravberger wurde nicht selten geschrieben. Die ältesten urkundlich erweisbaren Vertreter der Familie reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück, aber erst verhältnismäßig spät traten Rhomberg als Ammänner von Dornbirn hervor. Dafür haben sie dem Gemeinwesen dann freilich mehr solche Männer gestellt als irgend ein anderes Dornbirner Geschlecht.

Als erster tritt *Thomas Rhomberg* hervor, der dieses Amt etwa 14 Jahre versah, durch seinen Mut in mehreren Kämpfen sich hervorgetan hat und schließlich als Anführer der Dornbirner im Kampfe gegen die Schweden auf den Höhen bei Bregenz den Heldentod starb.

Noch erinnert ein Gedenkstein in der Klausen an ihn, der als Stammvater aller Rhomberg zu Dornbirn angesehen wird. Wenn man bedenkt, daß die Zahl seiner Abkömmlinge wohl doppelt so groß ist wie der Geschlechtsname in Dornbirn vertreten ist, kann man sich ein Bild davon machen, wie zahlreich die Nachkommenschaft eines Menschen oft schon nach wenigen Jahrhunderten sein kann.

Vom Ende des 17. bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts gingen aus dieser Familie sieben Landammänner und von 1809 bis 1864 sechs Bürgermeister von Dornbirn hervor. Die Schreibweise Rhomberg kam erst durch *Ignaz Rhomberg* auf. Dies war ein berühmter Jesuit, Professor an den Universitäten zu Innsbruck und Ingolstadt, für dessen Universität er aus seinem eigenen Vermögen eine Sternwarte errichtete, die er mit kostbaren Instrumenten ausstattete. Er war zuletzt »Assistent nationis Germanicae« und vom Ordensgeneral als sein Nachfolger ausersehen; daher mußte Rhomberg bei Aufhebung der Gesellschaft Jesu durch Klemens XIV. gefangen in der Engelsburg schmachten. Er starb als ehrwürdiger Greis von 87 Jahren 1795 in Rom.

Zu den bedeutendsten Vertretern dieser Familie gehört der Kunstmaler *Anton Rhomberg*, der 1786 zu Dornbirn das Licht des Lebens erblickte. Als Professor der Zeichenkunst in München gab er eine Anleitung zur Erlernung des Zeichnens heraus. Von seinen vielen Gemälden seien hier erwähnt: Der Tod Abels, Der betende Eremit, Die heilige Familie, Das Dankopfer Noes, Abraham und die Engel, Rebekka am Brunnen, Die Erweckung des Lazarus, Die Schweizer am Rütli, Die Sündflut, Die Taufe Christi, Die heilige Cäcilia, Madonna mit dem Kind, Christus am Kreuz und Die Anbetung der Hirten. Anton Rhomberg starb im Jahre 1855. Sein Talent lebte im Sohne *Hanno* fort, der sich den Ehrennamen »der deutsche Tennier« erwarb, und von dessen Gemälden Hunderte von Kopien angefertigt wurden. Ein von Ludwig I. für die neue Pinakothek erworbenes Bild, das zwei in die Ferien reisende Schüler darstellt, gewann besonderen Beifall und begründete den Ruf des Künstlers, der 1869 zu Walchsee in Tirol starb.

Von dessen Bildern seien erwähnt: Der Dorfmaler, Der Zeitungsleser, Die Fischer, Der Scherenschleifer, Die Sonntagsjäger, Der Schule haltende Klausner, Der die Nadel einfädelnde Einsiedler, Der Bauer und die neuen Stiefel, Das Frühstück in Tirol, Der kleine Patient, Der Knabe und der Vogelhändler, Der Schlittenschnitzer, Der Schulmeister, Der Jongleur.

Auf dem Gebiete der Schriftstellerei hat sich *Johann Josef Rhomberg* durch seinen Sozialroman mit dem Titel »Josef Freifeld« von Max Arlberg bekannt gemacht. Das Werk ist 1887 im Verlage der Freidenker

Publishing zu Milwaukee erschienen. Es stellt eine Art dichterische Selbstbiographie dar, die den feinfühligem, edelgedenkenden, aber innerlich haltlosen Charakter seines Verfassers wohl nicht unzutreffend schildert. Im übrigen enthält das Buch viele schöne Stellen und bietet eine wohl zutreffende Charakteristik des deutsch-amerikanischen Lebens, in dem der Schriftsteller aufgewachsen ist.

In den Vereinigten Staaten leben eine Anzahl Familien Rhomberg aus Dornbirn, von denen sich einer auf technischem Gebiete um die neue Heimat sehr verdient gemacht hat. Franz Martin Rhomberg gründete 1833 die nach ihm benannte Firma.

Rüf und *Ruf* treten zuerst als Vornamen auf und es ist eine alte Kurzform für Rudolf. 1398 wird *Rüf* Martis Hof im Allgäu erwähnt. 1357 werden zu Bregenz des Viten *Ruf* Haus und 1380 ein Cuontz *Ruef* erwähnt. Noch um 1400 leben dortselbst ein *Ruf* Wig, ein *Ruf* Rüblin und ein *Ruf* Trächsel, ein Menschenalter darnach ein *Rüef* Rudolfe und ein *Ruef* Witwer. Im 16. Jahrhundert sind die *Rüfen* in Dornbirn schon häufig; 1517 wird hier *Rüffen* Hans und 1534 Hans *Rief* genannt. Jörg *Rüeff*, Bürger zu Bregenz, wird von Hans von Ems freigelassen, sollte sich dieser wieder in Dornbirn niederlassen, verpflichtet er sich, in dessen Leibeigenschaft zurückzukehren. 1616 waltet ein Georg *Rüeff* als emsischer Ammann zu Dornbirn.

Die *Rümmele* erscheinen früh in verschiedenen Namensformen. 1482 tritt in Dornbirn Hans Ruomellin auf. 1385 verkauft Walter von Hohenfels, genannt *Rümbelin*, dem Ulrich von Ems Besitz in Dornbirn. In der Folge erscheinen: *Rümmelin*, *Rümmel*, *Rümel*, *Reumele* usw.

Der Familienname *Rusch* geht auf einen Personennamen zurück. So urkundet z. B. 1431 ein *Rusch* Kalberer als Landammann von Sargans. 1387 wird zu Dornbirn eines *Ruschen* Walchs Sohn erwähnt und 1436 saß ein Christian *Runsch* von Törrenbueren zu Schwarzach. 1474 erscheint ein Oswald *Rüsch* zu Dornbirn und 1455 wird ein *Rüsch*graben an der Lauterach genannt. 1521 ist Christa *Rusch* Ammann zu Dornbirn. Auch zu Rankweil tritt in den Tagen der Bauernrebellion ein *Rusch* von Göfis als Ammann auf. Josef Ignaz *Rüsch*, Maschinenbauer, stammt aus dem Thurgau. Er gründete 1827 die *Rüsch*werke zu Dornbirn. Als erster mit dem Familiennamen *Rusch* erscheint 1431 ein Andreas *Rusch* von dem Bühel.

An der Geschichte Dornbirns nahm auch die große Familie *Salzmann* rühmlichen Anteil. Der Name rührt von dem Berufe ihres Ahnherrn her, der den Salzverkauf einmal besorgte. Der Verschleiß des Salzes wurde von der Regierung schon früh an einzelne Pächter vergeben. Daher tritt der Name besonders in Städten gern auf. So erfahren wir, daß in Feldkirch

1462 das Haus des Jacob Salzman neben Hanns Gilgen Stall lag. 1501 kaufte der dortige Bürger Algast Salzman Anrechte auf einen Besitz zu Rankweil, der an den Salzhof grenzte. Aber schon vor 400 Jahren tritt ein Salzman in Dornbirn als Ammann hervor. 1515 verkaufte Ulrich Salzman Käse von der Alpe zu Gunderstall und hundert Jahre später verlieh der Bischof von Chur dem Landammann Martin Salzman ein Wappen, in dem in einem silberfarbenen Schild auf grünem Dreieck ein rubinroter Löwe mit einer Salzscherbe in den Klauen stand. 1629 heiratete Christa Salzman die eine Tochter des Ulrich Matis im Ebnit und begab sich, wohl um in den Besitz eintreten zu können, in Leibeigenschaft des Grafen von Ems. 1854 stellte die Firma Johann Baptist Salzman in Dornbirn die erste Dampfmaschine auf. Der Hof zum Salzman wird noch im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts erwähnt.

1372 werden zu Dornbirn Jäck *Saderlin* und Ül Säderlin erwähnt. Die Sohm kommen bereits im Mittelalter vor; 1471 wird ein Hof zu Kneu Semenhof genannt und 1628 ergab sich Martin Sohm zu Khnew, dem Graf Kaspar dort ein Hofgut verliehen hatte, in die Leibeigenschaft des Hauses Ems. 1497 erscheint ein Michel Sam. 1516 verkauft Ulrich Som dem Sohne des verstorbenen Jos Som einen Zins ab seinem Hofe zu Winsau. Im alten Jahrzeitbuch von Dornbirn werden Hans Somig und Margretha Somigin erwähnt.

Der eigentümliche Familienname *Spiegel* hatte früh weite Verbreitung gefunden. 1456 vertauschte Hans Spiegel von Schaan sein Gut zu Triesen gegen einen Weingarten zu Vaduz und im Jahr darauf gab Hanns Buggenower auf der Reute zu Ems Zins ab seinem Hof, der auf dem Bühel neben dem Spiegels Feld lag. 1580 erscheint ein Toma Spiegel zu Ems. 1524 wird ein Jos Spiegel zu Dornbirn genannt und 1537 verkauft ein Jakob Spiegel in der Achmühli Zins von Reben und Heuwachs am Klotzacker.

Im Jahre 1417 erscheint zu Diepoldsau jenseits des Rheines auch der Familienname Spiegler, dessen Entstehen leichter zu erklären ist, denn noch heute nennt man das Herunterschlagen des Obstes »spiegeln«. Aus Spiegler, worunter wohl auch ein Spiegelmacher verstanden werden kann, dürfte auch Spiegel hervorgegangen sein. Der Name ist auch anderswo verbreitet, so erklärt zum Beispiel um 1660 sich Rosina Rauscherin zu Brixen verpflichtet, von dem ihrer Mutter Sabina Spieglin abgekauften Gut einen Grundzins zu entrichten.

Die *Schelling* haben ihren Namen vom Schilling, der bei uns schon in alter Zeit als Münze Geltung hatte. 1342 ist von Schällings, des Schniders Hus in Bregenz die Rede und 1473 läßt sich ein Schelling als Kundschafter gegen das Haus Ems gebrauchen, der aber in Gefangenschaft derer von Ems geriet. 1489 tritt ein Hanns Schelling zu Dornbirn auf. 1534 er-

scheint hier auch der Name Brotschäling. Ein Martin *Schellenbriett*, der 1681 zu Dornbirn Fröhmesser war, verordnete in seinem Testament, daß die Hälfte seiner Habe den Armen von Dornbirn zugute komme. Damit wurde hier eine Schule errichtet.

1437 werden Uli *Scholl* und Margreth Schöllin von Alberschwende angeführt. Der Name *Schipler* wird zu Beginn der Neuzeit hier wiederholt genannt. *Schnell* sind um 1475 zu Dornbirn begütert, die einen saßen auf dem Berg, andere zu Stiglingen, jenseits des Moores. Ein Bartholomäus Schnell hat 1616 in Hohenems die erste Buchdruckerei errichtet. *Schutzer* waren früher zahlreicher als heute, da nur noch eine Familie verzeichnet wird. 1557 war Adam Schutzer sogar Ammann. Haini Schutzer wird 1431 schon erwähnt.

Im alten Dornbirn gab es auch sehr viele *Schmitter*, ein Name, der hier heute nicht mehr zu finden ist. Vielleicht sind sie aus dem Rheintaldorfe Schmittern eingewandert, wo solche schon im 14. Jahrhundert lebten. 1385 ist am Monstein von einem Schmittergut die Rede. Auf dem Dornbirnerberg gab es einen Schmittergrat, zu Mühlbach ein Schmitterlehen. Im 16. Jahrhundert saß Uili Schmitters Sohn zu Thobel und 1564 werden an 30 Leute dieses Geschlechtes unter den Leibeigenen des Hauses Ems in Dornbirn aufgezählt.

Neben den Schmittern kamen in Dornbirn auch schon früh die Namen *Schmied* und *Schmiedberg* vor. Jedoch vermute ich, daß der bedeutende Humanist *Ulrich Fabri* eher der Familie Schmitter als Schmied angehört. Dieser berühmte Sohn Dornbirns wurde wohl noch in den letzten Jahren des Mittelalters dortselbst geboren. Auf der hohen Schule hat er dann seinen Namen gemäß der Sitte seiner Zeit in der latinisierten Form Fabri, d. h. »des Schmieds«, eintragen lassen und erscheint später gewöhnlich unter dem Namen Ulrich Fabri Retus. In den Matriken der Universität Wien, wo er sich am 13. Oktober 1519 einschreiben ließ, wird er als »Magister Udalicus Fabri Thorburgensis« bezeichnet. Den Magistertitel führt Fabri, weil er bereits um 1514 als Schulmeister zu Klosterneuburg gewirkt hat.

Wiewohl sich Fabri als Student der Medizin einschreiben ließ, und auch als Professor an der hohen Schule als Mediziner lehrte, lag seine Bedeutung jedoch auf dem Gebiete der alten Sprachen und während der Jahre 1524 bis 1532 bekleidete er fünfmal das Amt des Dekans der medizinischen Fakultät und viermal die Würde des Rektors der Universität.

Mehr als 20 Veröffentlichungen sind seinen gelehrten Studien entsprungen; er war unermüdlich daran, die Früchte der Klassiker der lernbegierigen Jugend genießbar zu machen und sie, mit Einführungen und Anmerkungen versehen, in ihre Hände zu bringen. Besondere Vorliebe zeigte er für die griechische Literatur und seine 1516 und 1518 herausgegebenen

Schriften über den Dialog eines alten Dichters und das Büchlein Basilius des Großen über die alten Schriftsteller verraten eine Belesenheit und Sachkenntnis, daß Fabri schon vor dem Besuch der Universität zu den belesensten Humanisten der Zeit gehörte. Wahrscheinlich ermöglichten es Fabri die Mittel erst verhältnismäßig spät die Hochschule zu besuchen.

1517 veröffentlicht unser Landsmann den Auszug aus den Werken des Trogus Pompeius mit einem Lobgedicht auf die Geschichte. 1521 läßt er die Tröstungen der Philosophie des bekannten Boëtius erscheinen und fünf Jahre nachher gibt er in der Lobrede auf den Freiherrn von Pollheim eine schöne Schilderung der Universität und des unter dessen Verwaltung glücklichen Wiens.

In einer Einleitung der Briefe Ciceros verherrlicht Fabri den Herausgeber in poetischer Weise, wie er überhaupt gerne bereit war, Veröffentlichungen klassischer Schriften durch dichterische Einführung mit seinem berühmten Namen zu empfehlen. Seine Klage auf den Tod Maximilians I. sowie andere Werke erschienen ohne Angabe des Jahres.

Die akademischen Nachrichten über Fabri erstrecken sich bis 1544. Da er aber schon 1516 Werke veröffentlicht hat, die von ungewöhnlicher wissenschaftlicher Erfahrung Zeugnis ablegen und er schon in dieser ersten Arbeit in der Vorrede an den Magister Johannes Huber zusammenstellt, was Griechen und Römer, alte und neue, über die hehre Himmels-tochter, die Wahrheit, gesagt haben, dürfte unser Ulrich Fabri wohl schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus dem Leben geschieden sein.

Schmidinger erscheinen in älterer Zeit in Dornbirn keine. 1423 erscheint zu Lingenau ein Hans Schmidiner und 1624 saß an der Langenegg ein Peter Schmidinger. Wiederholt begegnen wir im alten Dornbirn dem Namen Schmiedberg und dem Schmiedbergs Gut. Auch Schmied kommen wie überall vor.

Der Name *Schwendinger* kam ursprünglich einer Familie zu, die auf einer Schwende wohnhaft war. 1431 wird der Hof zu Swendibach erwähnt und im selben Jahre ist von Riggart (?) Swendy und Haintz Swendy die Rede, welcher von einem Weingarten zu zinsen hat. 1517 wird im Götzer Kirchspiel ein Schwendinger genannt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird zwischen dem Grafen von Ems und der Gemeinde Dornbirn bestimmt, daß leibeigene Weibsleute aus der Emser Herrschaft, wenn sie einen freien Dornbirner heiraten, frei werden. Weshalb auch Mateus Schwendingers zwei Söhne der Leibeigenschaft ledig sein sollen. Damals wird auch im Jahrzeitbuch eine Christa Schwendinger genannt. 1573 war ein Hans Schwendinger Schneezoller am Arlberg und half verschiedene Personen retten. Eine Malerfamilie dieses Namens wanderte 1879 nach Neu-Ulm im Staate Minnesota.

Stauder nahmen zu Dornbirn eine angesehene Stellung ein, so tritt z. B. 1757 Johann Georg als Ammann auf. Franz Anton war Rath und Verwalter zu Ursperg, Andreas Verwalter von Neuburg. Diese Familie ist hier eingewandert, aber schon 1380 saßen Studer zu Bregenz, 1466 in Damüls und noch heute blüht in Fontanella das Geschlecht.

Steurer haben 1467 in Hanns Sturer einen Vertreter zu Dornbirn. 1456 tritt Weltz Stürer als der Machtbote von Dornbirn hervor. 1372 wird eines Hermann *Stocklis* Lehen aufgezeichnet. 1471 nennt man der *Stöfflin* Reben im Stainibach. 1423 ist die Rede von Stöfflis Tobel. 1517 ist Hanns Stöffli Landammann und 1562 nennt man Steufflis Erben. Im 16. Jahrhundert lebt Hanns *Steuw*, den man den Riesen nannte.

Der Name *Suter* tritt schon im 14. Jahrhundert zu Bregenz mehrfach auf. In Dornbirn ist er schon um jene Zeit vertreten und 1471 wird dann hier auch ein Weingarten des Sutors gart geheißen. Der Name erscheint hier damals noch in der romanischen Gestalt, denn sutor heißt lateinisch Schuster.

Die *Ulmer* führen sich wohl mit Recht auf die Stadt Ulm zurück. Schon 1393 saßen Träger dieses Namens in der Reichsstadt Lindau, die in regem Verkehr mit der berühmten Handelsstadt gestanden ist. 1616 verkauft ein Baldtus Ulmer zu Dornbirn den Brunnen in seiner Hofstatt am Weppach an den Emser Grafen. Adam und Karl Ulmers Name sind mit industriellen Gründungen verknüpft.

Watzenegger, heute in Dornbirn schon sehr selten, sind im 14. Jahrhundert hier mehrfach vertreten. So Uli und Kuntz von Watzenegg, Hansen sälgen Sun oder Hainis Sun von Watzenegg, Lüti und Rüdi von Watzenegg. Doch, wie man sieht, handelt es sich hier noch mehr um die Bezeichnung des Wohnsitzes als um einen Familiennamen, der erst später für eine dort ansässige oder von Watzenegg herabstammende Familie erhalten blieb.

1373 führt das Weistum des Klosters Hofen Baertschin und Kuoni *Wegmann* von Bagetun als Zinspflichtige des Stiftes an. 1397 findet ein Kauf zwischen Kuon Wegmann, Mark Rogg und Hans Klein statt. 1605 erscheint Hans Klein, der *Willer*, genannt Bagolter zu Widnau. 1624 ist zu Dornbirn ein Willersmahd, aber schon 1395 werden Hänni Willers Kind genannt. 1560 lebt Jörg Willer, den man Zoller nennt. Der Name *Wilhelm* kommt besonders bei Bregenz früh schon vor, er ist in Dornbirn durch die alte Flur Wilhalmen überliefert. 1431 werden hier Uli, Jäk und Henni Wilhelm erwähnt.

Walz erscheint als Kurzform eines Personennamens, denn 1409 wird in Bregenz ein Wälz Loher genannt. 1453 heißt man den Hans Stürer Lütis Waeltz. Zwei Jahre später ist von Weltz Stürer die Rede und 1484 wird

von einem Wältz Albrecht gesprochen. Die *Wetzel* waren in Dornbirn einstmals oft genannt, aber auch in den Nachbargemeinden waren sie vertreten, so waren schon 1397 Haintz und Märk Wetzel zu Diepoldsau begütert, 1453 verzichtet Barbara Wetzlin mit ihren Söhnen Hans und Ulrich, die beide Bastarde des Junkers Michel selig von Ems sind, auf etliche ihr verheißene Güter.

Die *Webinger* dürften im 14. Jahrhundert aus dem nördlich des Bodensees gelegenen Wehingen eingewandert sein, falls Landammann Hans Jeger nach seiner Herkunft Wechinger genannt wird. Im Laufe der Zeit sind wiederholt von dieser Familie Ammänner an die Spitze der Gemeinde gestellt worden und heute blühen auch in Ems und weiter im Oberland Zweige dieses fruchtbaren Stammes. Schon im 16. Jahrhundert finden wir sie an der Klus und auf Fraxern und 1608 vertauscht ein Dicitus Wechinger zu Ems an den Grafen auf seinem Erblehen die Rechte an dem Hofe zum Bentzersberg gegen drei Mannsmahd aus dem Gute im Hopfreben zu Schwefel. 1673 erscheint ein Träger dieses Namens als gewesener Badmeister im Haslacherbad. Als Sohn eines Tagelöhners in Haselstauden und einer französischen Mutter wurde 1864 *Johann Webinger*, der als Missionär ein großes Leprosenhaus zu Mandale in Hinterindien begründet hat, geboren. Als er dort das namenlose Elend kennenlernte, das der Aussatz unter den ärmsten der Menschheit anrichtete, reifte in seinem edlen Herzen der große Entschluß, eine Anstalt zur Pflege dieser Unglücklichen zu errichten und zur Durchführung seines Planes opferte er den letzten Kreuzer seines Vermögens; er kam nach Europa und sammelte für seine Stiftung und nahm auch seine Schwester mit nach Birma. Er starb als Opfer seiner Nächstenliebe am 14. September 1903, doch sein Name glänzt unter den Besten der Menschheit.

Aus dem Vorderwald kamen die *Winder*. Schon 1454 ist von Hanns Winders Gütern, 1614 von Peter Winders Hausfrau die Rede. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts amtiert ein Kaspar Winder als Ammann des Gerichts Hofsteig. Engelbert Winder, geboren 1848, hat sich dichterisch betätigt. Er starb im Jahre 1891. Der Name Winder ist auch mit Dornbirns Industriegeschichte verknüpft.

1395 ist Els dü Walpin im Urbar erwähnt, das erste Erscheinen des Familiennamens *Welp*.

Die Herkunft der *Winsauer* ist leicht zu erklären, doch schwerer der Name. Hier sind wir sogar in der Lage, Träger des Namens noch auf ihrem Stammsitze nachzuweisen, indem es in der ältesten Urkunde des Pfarramtes von 1478 heißt: »*Ich Peter Winsower zu Winnsow gesessen ...*«; später wird ein Jos Winsauer der lang Jos genannt. Der Name von Winsau enthält wie Watenegg, Adelsger usw. auch einen altdeutschen Personennamen.

Die Familie *Wohlgenannt* ist nicht einheimisch, aber es ist doch schon Jahrhunderte her, seitdem ihr Stammvater in dieses Tal einzog. Schon während des Dreißigjährigen Krieges begab sich Jakob Wohlgenannt aus Dornbirn nach Vermählung mit einer Tochter des Ulrich Mathis ins Ebnit und in die Leibeigenschaft der Grafen von Ems. Das Dornbirner Ratsprotokoll von 1692 berichtet uns, Engelhardt Wolgenannt ist zu einem Landtsmann angenommen worden. Sol dem Landt 30 Gulden bezahlen.

Die *Zoller* haben ihren Namen vom Berufe des Zolleinnehmers erhalten. In Feldkirch sind Zoller bis ins Ende des 13. Jahrhunderts hinauf zu verfolgen. Auch in Dornbirn treten sie später wiederholt hervor. In Bregenz erinnert ein Grabstein an die Zoller von Zollershausen. Ein Lorenz Zoller aus Dornbirn war Dekan des Stiftes Weißensteig und stiftete 1632 das Zollersche Stipendium. Georg Zoller war Sekretär zu Innsbruck und Martin Zoller Vogt zu Schwende.

Die *Zumtobel* haben den Namen von einer Flur, nämlich von Tobel auf dem Haselstauderberg, wo sie noch lang saßen. 1474 nennt man Wältz zu Tobel seßhaft zu Stiglingen jenseits des Mooses. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts werden etwa 20 Glieder der Familie unter den emsichen Leibeigenen aufgeführt. Da heißt es: »zu Stieglingen seind gesessen Martin zu Thobel, item Hans zu Thobel genannt Hans am Bild« usw. Der Name wurde lange getrennt geschrieben und manchmal kommt »am Tobel« vor, 1557 Martin am Tobels Hofstatt. 1552 Hans am Tobel im Weppach. Während des schwierigen Kampfes der alten Dornbirner um ihre Freiheit tat sich der Landammann Bartle Zumtobel durch Umsicht und Tatkraft hervor. Johann Georg Zumtobel war fürstlicher Leibarzt zu Buchau. Als erster nachweisbarer Vertreter der Familie erscheint 1431 Wältz ze Tobel. Der ebenfalls schon enned des Mooses saß.

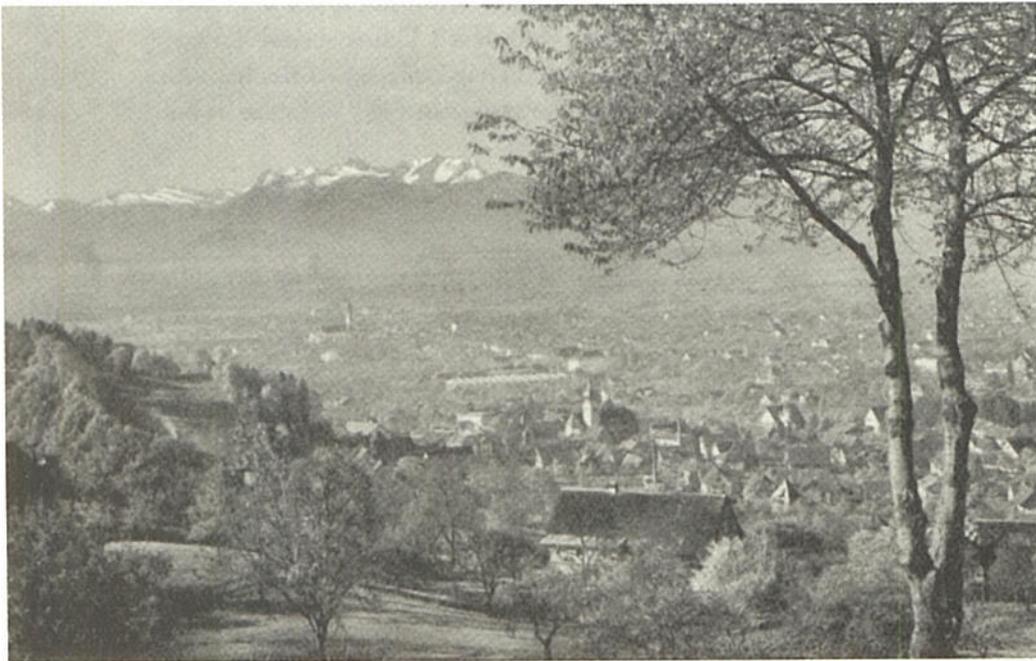
Dornbirn, die Gartenstadt

Bergland, X. Jg., 1928, Nummer 4

1928 Von sanften Hängen und steil abfallenden Felswänden in weitem Halbkreis reizvoll umrahmt, breitet sich unter den Zinnen des Hochälpele und der stolzen Bergpyramide des Staufens am Ausfluß der stürmischen Fußach die junge Stadt Dornbirn aus, die noch vor einem Menschenalter der größte Markt des alten Kaiserstaates war. Trotz ihres glänzenden Aufstieges hat diese Stadt mit ihrer stark Landwirtschaft treibenden Bevölkerung bis heute das Gepräge eines großen deutschen Haufendorfes bewahrt und trotz einer blühenden Industrie erweckt der Ort mit seinen Wiesen und Gärten, den weidenden Viehherden, den nahen Wäldern und den herabgrüßenden Alpenmatten in jedem den Eindruck, als würde er auf dem Lande leben.

Dornbirn
gegen die
Schweizer
Berge

Dornbirn ist eben keine Stadt, wie wir sie meistens gewohnt sind. Sie hat keine engen, düsteren Gassen und keine alten Mauern und Tore; frei und ungehemmt dehnten sich auf dem fruchtbaren Schuttfächer der Ache ihre Dörfer, bis sie zu einer großen Ortschaft zusammenwuchsen, die heute bei einer Grundfläche von fast 100 Quadratkilometern rund 15.000



Bewohner zählt, was den zehnten Teil der ganzen Bevölkerung des Landes Vorarlberg ausmacht.

Keine bedeutenden Adelssitze mit romantischer Geschichte krönen hier als malerische Ritterburgen oder Ruinen die Höhen und Hügel der Landschaft, wie reich auch die weitere Umgebung an klangvollen Namen sein mag. Dornbirns Bild gewährt den Eindruck ruhiger Schönheit, den Ausdruck des Segens einer friedlichen Entwicklung werkfroher Arbeit. Ein erbgesessenes Bauernvolk wurzelt hier tief im Erdreich und nie gelang es den machtlüsternden Rittern und Grafen der Nachbarschaft, dieses freie Bauerntum ganz in ihre Gewalt zu bekommen, wie sehr sie sich auch darum bemühten.

Allzeit wahrte das selbstbewußte, freiheitsfrohe Landvolk sein Recht und schon der alte Chronist hebt hervor, daß die alten Dornbirner ein starkes, abgehärtetes, arbeitsames Volk waren, das sie heute noch sind. Der eigenen Kraft, dem Fleiß, dem klugen Geschäftsgeist und der Geschicklichkeit seiner Bewohner verdankt der Ort den erfreulichen Aufschwung. Alteingesessene Geschlechter, wie die Thurnher, Huber, Fußenegger, Rhomberg, die Diem, Luger, Hämmerle, Spiegel usw., kennt jeder sogleich als Dornbirner Stamm und so groß sind die Familien, daß etwa 60 dieser Geschlechter mit 1700 Familien schon die halbe Einwohnerschaft von ganz Dornbirn ausmachen.

Bei aller Pietät für das Alte, wie es bei einem solchen Landvolk stets ist, hat der Dornbirner einen scharfen Blick für das Praktische und geht mit der Zeit. Biederkeit und Gemeinsinn werden als seine hervorstechenden Charakterzüge geschildert. Noch lebt in seinen Bergen jahrhundertlang überlieferte Sage und ehrwürdiges Brauchtum. Derbe Urwüchsigkeit läßt ein sinniges Gemüt nicht verkümmern.

Stattliche Gotteshäuser zeugen vom frommen Sinne der Alten und die St.-Martins-Pfarrkirche mit ihrem griechischen Portal ist die größte des Landes. An ihrer Außenseite schmückt sie seit einigen Jahren ein Riesengemälde, das die vier letzten Dinge in allegorischer Weise darstellt. Es ist ein Werk des in Düsseldorf lebenden Künstlers Josef Huber, dessen 70. Geburtstag eben erst von seinem Heimatlande Vorarlberg gefeiert wurde. Das Innere der Kirche birgt Fresken des Tiroler Meisters Franz Plattner, eines der ersten Vertreter der Cornelischen Schule.

Auch der Historienmaler Anton Rhomberg, der ebenfalls aus der romantischen Schule und ein gebürtiger Dornbirner ist, ist mit Gemälden in der Kirche vertreten; Rhomberg war ein für alles Hohe und Schöne begeisterter Künstler, dessen Leben in reinster Weise der Kunst zugewandt war und der besonders auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst vieles, darunter Werke von hoher Schönheit geschaffen hat. Im Genrefache wurde

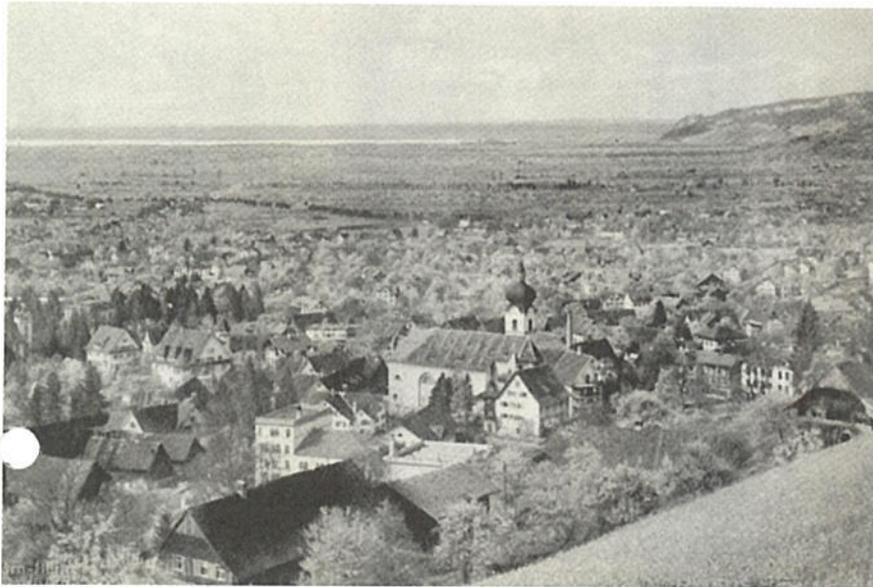
er in seinem Sohn Hanno übertroffen, den man auch den deutschen Ten-
nier oder den Vaudevillemaler¹ genannt hat, weil seine Gemälde als eine
Art Volkslied empfunden wurden. Hanno Rhomberg starb 1869 zu
Walchsee in Tirol.

Auch die Hatlerdorfer Kirche, die im Münchner Rundbogenstile er-
baut ist, besitzt bemerkenswerte Malereien im Geiste der alten italieni-
schen Schule des gefeierten Fra Fiesole von Florenz. Bei diesen Gemäl-
den hielt sich der Künstler streng an die Auffassung der alten Schule und
führte auch die Innendekoration stilgemäß durch; sie trägt das Gepräge
der Teppichmalerei, die dem romanischen Stil des Mittelalters entspricht.

Nun aber verlassen wir die dunklen Hallen der Kirchen und eilen hin-
aus und hinauf auf die lichten Höhen von Dornbirns herrlicher Umwelt,
die Schönheiten der Natur zu genießen. Reißende Wildbäche strömen aus
dem Berggelände hervor und hoch über ihren engen, bewaldeten Tälern
grüßen freundliche Weiler nieder und laden zu gastlichem Besuch ein.
Überaus reizvolle Spaziergänge befinden sich schon in der nächsten Um-
gebung der ländlichen Stadt, die auch in ihrem Innern den Namen »Gar-
tenstadt« wie wenige andere vollauf verdient. Ein Viertelstündchen ge-
mütlichen Wanderns führt uns bereits auf die Höhe des nahen Zannen-
berges hinauf, von dem das Auge die Schönheit des Rheintales bewundert.
Vor uns in der Tiefe grüßt aus ihren Gärten und Obsthainen die blumen-
duftende Stadt herauf, die jeder Frühling in ein weißes Blütenmeer taucht;
ringsum im Tale träumen friedliche Dörfer. Und dort, wo von silbernen
Wolken umspielt die Berge des Alpsteins aufragen, erhebt in erhabener
Hoheit der schneegekrönte Säntis sein firnumwobenes Haupt. Dort drü-
ben quillt der jungfrische Rhein aus dem rätischen Bergland hervor und
in der Nähe lacht in des Sonnenscheins Pracht tiefblau das Schwäbische
Meer, mit dem der stürmische Rhein sich vermählt. Blumige Matten,
mächtige Ströme, prächtige Seen, grünende Fluren, Hochgebirge und üp-
pige Alpen, gähnenden Abgrund und lachende Auen und in der Ferne
selbst den Hohentwiel, wo Hadwig, die Herzogin weilte, all diese Schön-
heit kann man schon von diesem Hügel genießen!

Wer den Weg mit dem Omnibus durch die schattige Enz, den Dorn-
birner Festplatz, nicht vorzieht, folge mir vom Zannenberg auf sich
schlängelndem Pfade nach dem idyllischen Gütle, wo ein mächtiger
Springbrunnen seine Wasser nahezu sechzig Meter emportreibt. Über
Brücken und Stege windet sich sodann ein bisweilen in den Felsen gehau-
ener Fußpfad nach der Rappenlochschlucht, die sich in ihrer wildroman-

¹ Vaudeville: Gassenhauer, kleines Theaterstück mit heiteren Liedeinlagen, burleskes
Singspiel, Vorläufer der Operette. (*Anm. d. Hrsg.*)



Dornbirn,
Oberdorf
gegen den
Bodensee

tischen Schönheit mit jeder berühmten Felsklamm zu messen vermag. Gleich hinter der Felsenge breitet sich ein lieblicher See. Wir aber müssen eilen, denn noch so manches ist hier zu schauen und zum zweiten Mal schließen sich die Felsen zusammen und nur ein Dämmerlicht dringt noch in das »Alploch« herein.

Von hier gelangt man auf neuem Weg nach dem sonnigen Bergdörflein und Luftkurort Ebnit, in weiteren zwei Stunden auf die Hohe Kugel, das ist »der hohen Berg eine, so in das weite Schwabenland hinaus-schaut«; von den Felsen und Firnen der Schweiz reicht hier der Blick bis zu den fernen Bergen des Schwarzwalds. Noch lohnender ist eine Partie nach dem Freschen, den man von hier in sechs Stunden erreicht. Von diesem anderen Punkte gewinnt man bessere Einsicht in die Bergwelt des Landes: vom Piz Linard bis zur oberen Donau und vom Hochvogel bis zum Pilatus im Herzen der Schweiz magst du von diesem Zweitausender schauen.

Als ein Markstein erhebt sich im Süden von Dornbirn der Breite Berg. Aus seiner Wand fiel 1664 ein gewaltiger Felsblock heraus; wo er im weichen Erdreich versank, entstand ein Weiher mit quellklarer Flut, der nach einem Jahrhundert durch einen neuen Felsbruch verschüttet wurde. Mit ewiger Steininschrift sind die Bergstürze noch heute im Antlitz des Berges zu lesen. Ein Spaziergang hierher und in das Bad Haslach, von dem alte Beschreibungen wunderbare Heilkräfte künden, wird von den Dornbirnern zur Sommerszeit sehr geschätzt, ein erfrischendes Heilbad nicht minder. Spuren alten Eisenbergbaues sind in der Nähe.

Dornbirn
aus der
Vogelschau



Vom Bad Haslach führt ein hübscher Pfad nach der Emserreute, wo wie ein vergessener Traum aus vergangenen Tagen mit ihren Erkern und Türmen die Feste Neuems herabspäht, als harre sie nur noch der Ritter mit wehendem Fähnlein, um ihnen ein gastlich Willkomm zu entbieten.

In den glanzvollen Tagen der Stauer treten die Ritter von Ems in das Licht der Geschichte. Es war ein falkenkühnes Geschlecht, das einst diese Felsen zur Wiege seiner Dichter und Helden erkor. Hierher auf die Feste seiner getreuesten Mannen ließ der mächtige Heinrich VI. den normannischen König in sicheren Gewahrsam bringen, hier mußte der geblendete Knabe seine Lebenstage vertrauern.

Damals lernte Rudolf von Ems auf der Burg singen und sagen. Seine liebenswürdige Gestalt leuchtet als heller Stern am Himmel der Dichtung und noch rühmt sich der Deutsche mit Stolz seines Namens. In jenen Tagen sind auch die Nibelungenhandschriften entstanden und weil dies Kleinod der deutschen Dichtung auf der Hohen Ems jahrhundertlang bewahrt blieb und von hier aus unserem Volke aufs neue geschenkt ward, ist der Schloßberg von Ems würdig, als ein Heiligtum deutscher Geschichte geachtet zu werden; von hier aus erklang der Hochgesang unseres Volks zuerst in die Lande. Doch nicht nur die Höhen, auch die Ebene um Dornbirn hat Reize und da sich der Bodensee im Rheintal so nahe an das Gebirge heranschiebt, erhöht er jene Moorlandstimmung, die im Vorarlberger Rheintal so eigenartig von den schneegekrönten Berghäuptern absticht. Wenn in Lenzestagen der Frühling erblüht, wenn zur Sommerszeit kühlender Schatten erquickt oder im Herbst die ersterbende Natur sich in bunte Farbenpracht kleidet, immer ist ein Spaziergang ins Dorn-

birner Ried mit eigenartigen Reizen verknüpft. Abseits der Schönheit des Rieds gärt aber das unheimliche Moor, wo die Unholde der Sage ihr Unwesen treiben.

Wenn wir Dornbirns Schönheiten und Reize schildern, würde seiner Krone der schönste Stein fehlen, bliebe das Bödele dabei vergessen. Durch Wiesen und Wälder windet sich die breite Straße in sehr gemütlichem Anstieg zu dem weit bekannten Sommerkurort und Wintersportplatz empor. Der Bödelewanderer genießt die abwechslungsreichsten Bilder, überall in der alpenhaften Umgebung schlürft er mit Wonne die harzige Waldluft oder vergnügt sich an heißen Tagen am lustigen Treiben im Moorsee.

Dornbirn gehört zu den ältesten Siedlungen des Rheintals und schon in den Tagen der Urzeit hatte es seine Bewohner etwa illyrischen oder keltischen Stammes; prächtige Bronzefunde wurden hier gemacht. Aber auch der eiserne Schritt römischer Krieger dröhnte einstmals auf seinen Straßen und wohl hier in der Nähe schlug den Imperatoren eine Stunde des Schicksals, indem jene Kämpfe, von denen uns Ammianus erzählt, vielleicht in dieser Gegend stattgefunden haben. Das verwegene Gauvolk der Lentienser vom stolzen Stamme der Alemannen war schon im 4. Jahrhundert in diese Gegend gedrungen und Dornbirn blieb wohl für lange der südliche Markstein gegen die Romanen Churwalens.

Bei der Einwanderung der Germanen hatte sich die Niederlassung wohl familienweise vollzogen, indem sich diese mit ihrem Gesinde und ihrem Vieh von der größeren Sippe abtrennten und dort ansiedelten, wo ihnen ein Ort gerade gefiel, denn Land war ja im Überflusse vorhanden. Aber schon nach einigen Geschlechterfolgen war die eingewanderte Familie so zahlreich geworden, daß sie sich auf einzelne Höfe zerstreute. So mag es auch Torro gemacht haben, nachdem die neue Siedlung bei den Fellen, das ist bei den Hütten, des Torro benannt wurde. Tatsächlich kommt damals der Name Torro am Bodensee wiederholt vor.

Es waren frohgemute Menschen voll ungebändigter Lebenskraft, die sich hier in der Wildnis eine neue Heimstatt geschaffen. Sie trugen klangvolle deutsche Namen, wie sie noch heute an dem Gelände haften oder aus den ersten Urkunden Dornbürens ersichtlich sind. Da erscheinen die Männer Adalbrecht, Waldbrecht, Madelbrecht, Adalhelm, Machhelm, Arthelm, Thiothelm, Wolfhard, Eburhard, Volcherat, Kerhard, Sigihard, Wolfleib, Wowin, Rotfried, Englbald, Chadeloch, Ratker und andere. Gegen den Bregenzerwald hin lag des Adalbrechts Gehr und in Winsau hatte ein Wini oder Winefried seine Heimstatt errichtet. In Rickatschwende war ein Rikhard gesessen und in den heiteren Höhen von Watzenegg ließ sich ein Watzon nieder. In Eisenharz baute ein Isanhart seinen

Hof, in Pantling hatten die Nachkommen eines Panto den Wohnsitz, während im Tal die Gehöfte des Torro erstanden.

Wie zufrieden mochten diese Siedler wohl sein, als sie endlich nach langer Wanderung eine neue Heimat gefunden, wo sie hoffnungsvoll den ersten Samen dem Boden vertrauten und neben der einfachen Bur oder Hütte den ersten Baum pflanzten, wie glücklich mochten sie sich wohl fühlen, als die reife Saat das erstmal in der Feldmark Dorenbürens im Winde wogte!

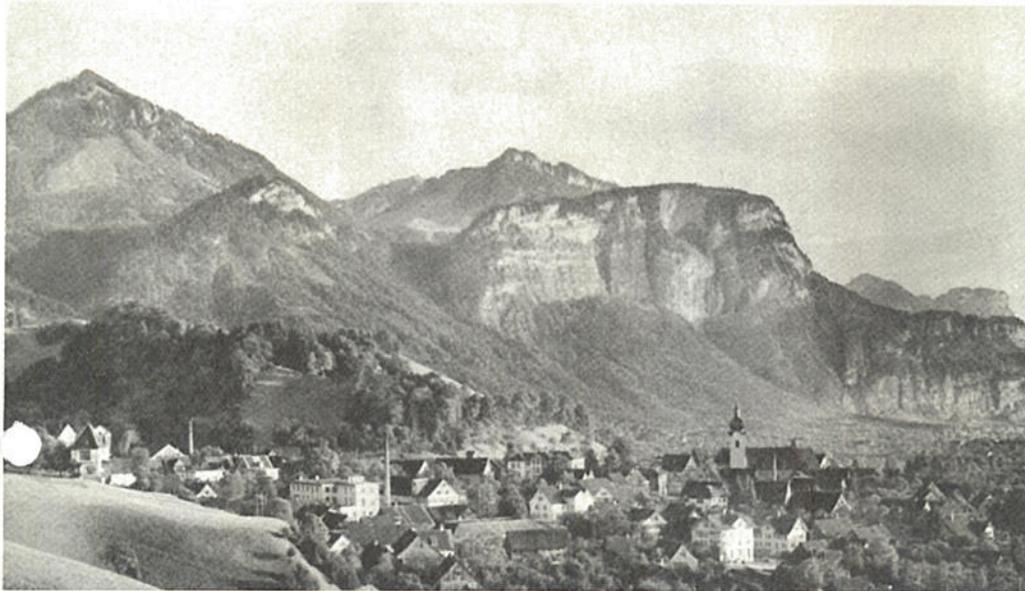
Tag für Tag trieben sie das Vieh in die weite Allmende², die gegen Süden und Westen sich dehnte, wo heute das Hatlerdorf und das Ried sich ausbreiten, in rastlosem Fleiß bebauten sie den jungfräulichen Boden und nur allzu schnell verflossen dem arbeitsfrohen Geschlecht die Tage; entsank dem einen der Pflug, ergriff ihn das jüngere wieder. Aus den ärtlichen Hütten Dorenbürens, die die ersten Besiedler in Eile errichtet, wuchsen allmählich prächtige Gehöfte empor, aus denen behäbiger Wohlstand blickte. Stattliche Häuser erhoben sich an sonnigen Lagen, im Hof stand die prächtige Linde und ein frischer Brunnen rauschte in ihrem Schatten. Reben rankten an den Wänden zu den Fenstern empor und ringsum herrschte frohes Leben und Treiben.

Schon sehr früh besaß das berühmte Kloster St. Gallen Besitz zu Dornbirn und wohl von dort aus wurde die erste Seelsorge verrichtet. So nahm der Ort an den Segnungen jener ehrwürdigen Kulturstätte, vielleicht der berühmtesten Deutschlands, frühzeitig Anteil. Später war der Dornbirner Kellhof im Besitze der Welfen, die ihn bald den Klöstern Weingarten und Hofen vermachten. Noch heute erinnert der Name Kelisbündt an den Ort, wo der Hof gestanden sein mag, und noch im 16. Jahrhundert wird ein Inhaber des uralten Kellhofes im Niederdorfe genannt. Ebenso sind die Namen Salach und »Kellers Braiten« Erinnerungen daran.

Die ursprünglichen Inhaber des Kellhofes von Dornbirn dürften Edlen von Dorenbüren gewesen sein, die uns im Mittelalter als Dienstmannen der Montforter begegnen. Aber ihre Bedeutung war nur gering, weil sie den Besitz, die Grundlage der Macht, schon frühzeitig verloren. Doch mögen sie in jener Feste gewohnt haben, die 1391 einmal genannt wird. Aber schon mit Anselm von Dornbirn starb das Geschlecht im 14. Jahrhundert aus.

Unterdessen spähte bereits ein anderes Geschlecht von dem Schloßfels von Ems nach den blühenden Dörfern und Weilern von Dornbirn. Und spürte bald jede Gelegenheit auf, die behäbige Bauernschaft unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts waren

² Allmende: Gemeindegut, Gemeinschaftsweide. (*Anm. d. Hrsg.*)

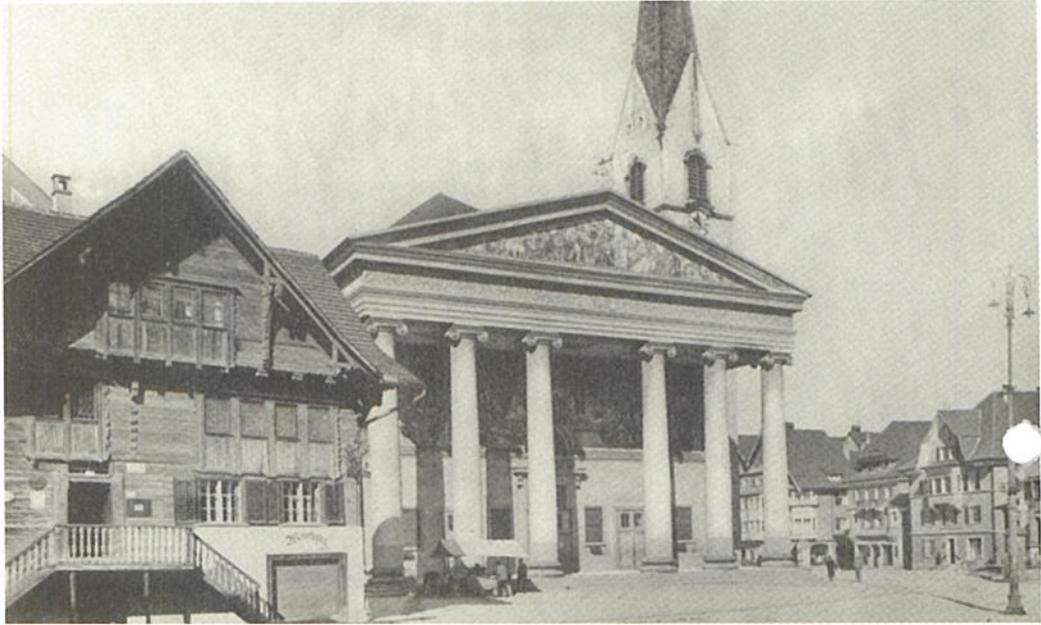


ihm große Erwerbungen gelungen, so auch der alte Kellhof. Durch vier Jahrhunderte waren die Geschicke von Dornbirn aufs engste mit dem Geschlecht der Ritter und Grafen von Hohenems verknüpft und die Dornbirner Landleute hatten einen harten Kampf um ihre Freiheit zu führen.

Dornbirn
gegen die
Staufen-
spitze

Im Jahre 1655 hatte Graf Karl Friedrich von Ems den ganzen Markt Dornbirn von Erzherzog Ferdinand Karl von Tirol käuflich als freies Eigen erworben. Die Dornbirner haben den Handel erst erfahren, nachdem sie schon verkauft waren. Aber als der Graf von Ems am 15. Juli in Dornbirn erschien, um das Gemeinwesen aus den Händen des Regierungsvertreters feierlich zu übernehmen, da kam er schön an: Die Dornbirner wehrten sich so gut sie konnten, denn um keinen Preis wollten sie emsisch werden und so sah sich der Erzherzog genötigt, den Verkauf rückgängig zu machen. Für die bewiesene Treue verlieh er ihnen als Wappen den grünen Birnbaum mit den goldenen Früchten auf weißrotem Felde.

Wie sehr sich die Dornbirner auch dagegen sträubten, unter die Knechtschaft der Emser Landsknechtführer zu kommen, verschmähten sie es doch nicht, bisweilen an den Kriegszügen dieses Geschlechtes teilzunehmen, aus dem eine Reihe tapferer Hauptleute sich auf den Schlachtgefilden Europas blutigen Lorbeer brach. Marx Sittich von Ems steht neben den ersten Söldnerführern der Zeit und an der Schlacht von Pavia, dem bedeutungsvollsten Sieg des 16. Jahrhunderts, nahm auch er ruhmreichen Anteil. Sein Sohn Wolf Dietrich beschritt den Ruhmespfad seiner Ahnen und durch seine Vermählung mit der Schwester Papst Pius IV. eröffneten sich seiner Familie glänzende Aussichten auf der kirchlichen



Der
Dornbirner
Marktplatz

Laufbahn. Rasch vertauschte daher Marx Sittich III. sein Kriegsschwert mit dem Hirtenstabe; an Stelle des Panzers kleidete ihn bald schon der Purpur und er schmeichelte sich wohl mit der Hoffnung auf die dreifache Krone. Durch seine Gunst kamen auch beide Nepoten, die Erzbischöfe Wolf Dietrich und Marx Sittich von Salzburg, empor; in Italien begründete der leichtlebige Kirchenfürst eine neue Linie des Hauses Hohenems, die dort heute noch fortblüht. Der kriegsgewaltige Graf Hannibal vermählte sich mit der Nichte des Papstes, der Schwester des heiligen Karl Borromäus, und mehrte auf den Schlachtfeldern Afrikas, Frankreichs und in den Niederlanden den Ruhm deutscher Tapferkeit und Treue.

Auch aus der Dornbirner Linie dieses Geschlechtes ging ein stolzer Kriegermann hervor, Jakob von Ems, dessen Taten selbst in den Landsknechtsliedern fortlebten. Seine Freundschaft mit Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, verherrlicht die Literatur. Und als er in der Schlacht bei Ravenna 1511 fiel, hat seinen Heldentod noch ein Ulrich von Hutten besungen. Vorbei und vorüber! Wohl erinnern noch moosumgrünte Steine auf dem Burgfelsen von Ems an das stolze Geschlecht, aber aus den Trümmern des Thurns von Dornbirn, wo der Emser Zweig ein Jahrhundert lang saß, baute man endlich eine Fabrik. Die Industrie brachte neues Leben in die Gartenstadt, wo ein Großteil der Arbeiterschaft noch heute die ererbte Scholle bebaut.

Schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts hören wir von der noch heute blühenden Firma Herrburger & Rhomberg, die die zweitälteste me-

chanische Spinnerei des alten Kaiserreiches erbaute, die heute noch steht und die bereits in der bayrischen Zeit sich ein Hauptverdienst um den Bau der Arlbergstraße erwarb. Im Laufe des 19. Jahrhunderts stieg dann die Firma Hämmerle auf. Die Namen der Dornbirner Industriefirmen haben alle den alten Dornbirner Klang und es war schon manchmal nicht zum Nachteil der Stadt, daß hier Unternehmen blühten, die mit dem Boden so eng verwachsen sind.

Leibeigene Dornbirner Familien um die Mitte des 16. Jahrhunderts

Alemania, 2. Jg., November 1928, Heft 3, 4

1928 Was die leibeigenen Familien der Emser zu Dornbirn betrifft, so gehörten diesen ein großer Teil der heute dort blühenden Geschlechter an und nur wenige von den heute stärker vertretenen Familien finden wir nicht unter ihnen.

Die Geschlechter: Dreher, Frener, Hildebrand, Huchler, Mueser, Ölz, Raberg, Schmittlin, Ulrich und Welti sind unter den Leibeigenen der Emser zu Dornbirn 1564 nur mit je einer Familie vertreten, während Berli, Jenninger, Lueger, Peter, Sumer und Zoller nur in einer Person als Eigenleute der Emser erscheinen.

Von den Geschlechtern: Dorer, Grethler, Hohl, Jacker, Scholl und Welpen finden sich unter den Genannten je zwei Familien. Durch drei sind die Abdergassen, Rüb, Schipfler, Wetzler, Willer und zu Thobel vertreten; durch vier die Mathis und Moll. Die Spiegel, von denen drei Familien Bürgle bewohnten, waren in fünf Familien Leibeigene des Dornbirner Zweiges der Emser.

Die Bäsinger, die heute hier gar nicht mehr mit diesem Namen erscheinen, waren im ersten Jahrhundert der Neuzeit in neun schwachen Familien leibeigene Leute. Die Hämmerle waren mit 35 Personen in neun Familien vertreten, sie waren fast ausschließlich zu Mühlibach sesshaft und dem Dornbirner Zweige der Emser leibeigen.

Die Franz waren in Dornbirn einst ein weitverzweigtes Geschlecht und mit 33 Personen in acht Familien hier vertreten. Die Fußnegger mit 47 Personen und elf Familien saßen zum Teil im Markt. Hefel und Schmitter waren in je 11 Familien zu je ungefähr 60 Leuten in Leibeigenschaft.

Die Thurnher, heute das stärkste Geschlecht in Dornbirn, waren mit 63 Personen in 14 Familien verteilt, zumeist im Oberdorf sesshaft. Am zahlreichsten erscheinen jedoch die Diemen unter den Leibeigenen, indem sie nämlich mit 81 Seelen in 20 Familien beinahe den sechsten Teil aller emsischen Eigenleute ausmachten, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts ungefähr 500 Personen umfaßten. Nachdem die Leibeigenen der Emser ungefähr den dritten Teil der Einwohnerschaft von Dornbirn ausmachten, muß diese um jene Zeit etwa 1500 Seelen betragen haben.